

Die Atmosphären des Tempelhofer Feldes

Zum Einfluss raumbezogener Emotionen auf die Planung öffentlicher Räume

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
doctor rerum naturalium (Dr. rer. nat.)
im Fach: Geographie

eingereicht an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Humboldt-Universität zu Berlin

von
Diplom-Geographin Ulrike Mackrodt

Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin
Prof. Dr.-Ing. Dr. Sabine Kunst
Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät
Prof. Dr. Elmar Kulke

Gutachterin und Gutachter:
Prof. Dr. Ilse Helbrecht (Humboldt-Universität zu Berlin)
Prof. Dr. Henning Nuissl (Humboldt-Universität zu Berlin)
Dr. Rainer Kazig (École d'Architecture de Grenoble)

Tag der Verteidigung: 24.10.2017

Zusammenfassung

Der originäre Gegenstand von Stadtplanung ist der urbane Raum. Diese Tatsache spiegelt sich jedoch in den meisten Planungstheorien kaum wider. Anstatt Fragen der Raumwahrnehmung und Raumnutzung in den Mittelpunkt zu stellen, dominieren im Planungsdiskurs handlungstheoretische Konzepte, die sich primär dem zwischenmenschlichen Interaktionsprozess in der Planung widmen. Unberücksichtigt bleibt in diesen Theorien, welche Rolle der städtische Raum in diesen Aushandlungsprozessen spielt.

Ausgehend von dieser erkenntnistheoretischen Leerstelle fragt die Studie nach der Relevanz räumlichen Erlebens für die Planung öffentlicher Räume und untersucht dies empirisch anhand der Planungen zum Tempelhofer Feld in Berlin. Konzeptioneller Ausgangspunkt dieses Vorhabens ist die Kritik an dem kartesischen Dualismus von Kognition und Emotion, wonach die emotionalen Beziehungen von Menschen zu ihrer Umwelt rein privater Natur und ohne politische Relevanz seien. Stattdessen argumentiert die Arbeit dafür, raumbezogene Emotionen als wichtigen, bisher übersehenen Bestandteil planerischer Aushandlungsprozesse zu verstehen. Insbesondere bei der Planung öffentlicher Räume ist diese theoretische Erweiterung angezeigt. Denn Ziel solcher Planungen ist stets die Schaffung von Aufenthaltsqualität; einer Eigenschaft städtischer Orte, die nicht messbar, sondern nur spürbar ist.

Konzeptionell wird zu diesem Zwecke der phänomenologische Begriff der Atmosphären in den Planungsdiskurs eingeführt. Atmosphären sind Phänomene des ‚Dazwischens‘, die weder im Subjekt noch in der Umwelt zu verorten sind, sondern im leiblichen Austausch beider situativ emergieren. Der Atmosphärenbegriff erlaubt es, die leiblich-emotionale Bedeutsamkeit von Umweltwahrnehmungen als konstituierenden Teil in Planungsprozessen zu erkennen. Methodisch nähert sich die Arbeit der subtilen Macht von Atmosphären über einen doppelten Zugang aus Beobachtungen und sprachzentrierten Methoden an.

Die empirischen Ergebnisse zeigen, wie sich das subjektive Erleben auf dem Tempelhofer Feld in den planungspolitischen Positionen der verschiedenen Planungsakteure widerspiegelt. Es zeigt sich, dass sich die atmosphärischen Wahrnehmungen von Planer*innen und Zivilgesellschaft stark unterscheiden, wodurch wiederum der Planungskonflikt um die bauliche Zukunft des Feldes befördert wird. Die empirischen Ergebnisse verweisen zudem über den Einzelfall hinaus darauf, wie sich die gesellschaftliche Ästhetisierung und Emotionalisierung in Planungsprozessen niederschlägt. Angesichts dieser Entwicklungen leistet die Studie einen Beitrag dazu, die emanzipatorischen wie manipulativen Potentiale von Atmosphären aufzudecken und eine in der Stadtplanung bisher fehlende atmosphärische Kompetenz zu entwickeln.

Abstract

The fundamental subject matter of urban planning is urban space. However, this fact is rarely reflected in planning theory. Instead of dealing with spatial perceptions and the everyday use of urban space, planning discourse is dominated by theories of action, which primarily focus on communication processes within planning practice. The role of urban space within these planning negotiations is often overlooked.

This epistemological gap is the starting point of the study which investigates the role of lived urban experience within the process of planning public spaces. It does so by empirically studying the planning process of ‘Tempelhofer Feld’ in Berlin. The study argues that it is necessary to consider ‘spatial emotions’ within planning processes. The theoretical basis of this argument rests on a critique of the Cartesian dualism of cognition and emotion, which disregards emotional expressions towards the human environment as politically relevant and deems them solely as a private matter. This is of relevance as the very goal of planning public spaces is to create inviting space. This ‘Aufenthaltsqualität’ (which can be translated as ‘sojourn qualities’) cannot be measured; it is experienced and felt.

Therefore, the theoretical concept of atmospheres is borrowed from phenomenology and introduced into planning discourse. Atmospheres are ‘in-between’ phenomena, which cannot be found in either the subject or its environment. Instead they emerge in the very moment of encounter between the two of them. The focus on atmospheres allows for the emotio-corporal meaning of lived experience being considered in planning processes. Methodologically, the study is based on a mixed strategy of both observational and discursive methods.

The findings from this case study demonstrate how the subjective experiences of Tempelhofer Feld translate into particular political positions regarding the future planning of the site and thereby enforce the planning conflict. Against the background of a growing aestheticization and emotionalization in Western societies the study makes a contribution to planning theory and practice revealing both the emancipatory as well as the manipulative potential of atmospheres. It provides a basis for developing atmospheric competence, which has been absent in urban planning thus far.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	i
Abstract	ii
Inhaltsverzeichnis	iii
Abbildungsverzeichnis	v
TEIL 1 – KONZEPTIONELLER RAHMEN	1
1. Forschungsbedarf und Forschungsfragen: Raumbezogene Emotionen in der Stadtplanung	1
1.1 Befund: Vernachlässigung von Raum und Emotionen in den Planungstheorien.....	1
1.2 Katalysator: Verstärkte Aufmerksamkeit für den städtischen Raum in der Planungspraxis	9
1.3 Forschungsfragen und Aufbau der Arbeit.....	13
2. Theoretischer Zugang: raumbezogene Emotionen als Atmosphären	18
2.1 Postmoderne Theorien für postmoderne Phänomene?	18
2.2 Vom Körper zum Leib: (Rück-)Besinnung auf die Phänomenologie	21
2.3 Der phänomenologische Atmosphärenbegriff	27
2.4 Der Atmosphärenbegriff in der Stadtplanung.....	32
3. Methodischer Zugang: Operationalisierung des Atmosphärenkonzepts und Fallauswahl	37
3.1 Sprachzentrierte Erhebungsmethoden als Zugang zur Subjektseite von Atmosphären.....	41
3.2 Beobachtungen als Zugang zur Objektseite von Atmosphären.....	47
3.3 Auswahl der Einzelfallstudie Tempelhofer Feld.....	51
TEIL 2 – EMPIRISCHE STUDIE.....	58
4. „Was lässt man zu, was lässt man nicht zu?“ Zur Herstellbarkeit von Atmosphären durch die Planungspraxis	58
4.1 Vorbereitung der Parknutzung	60
4.2 Initiierung des Pionierverfahrens.....	64
4.3 Widersprüchliche Planungsziele: Vorbereitung der späteren Randbebauung.....	68
5. „Und plötzlich setzt dieses magische Aufatmen ein.“ Wie Atmosphären auf dem Tempelhofer Feld wirken.....	72

5.1 Atmosphären der Weite	72
5.2 Urbane Atmosphären	85
6. „Eigentlich könnte man es auch einfach so lassen.“ Die immersive Macht von Atmosphären in Planungsprozessen	101
6.1 Einfluss der Weite	101
6.2 Einfluss der räumlichen Positionalität	105
7. Das politische Potential von Atmosphären im Planungskonflikt.....	123
7.1 „So wie es jetzt ist, ist es für die ganze Gemeinschaft da.“ Instrumentalisierung von Atmosphären im Bebauungsprotest.....	124
7.2. „Wir haben das Gelände bereits geöffnet, aber es ist noch kein Park.“ Der planerische Umgang mit Atmosphären	143
8. Fazit.....	151
8.1 Zeitgeist der Atmosphären?	151
8.2 „Die Wahrheit liegt auf dem Feld.“ Was Planung durch die Beachtung von Atmosphären lernen kann	156
Anhang	163
Literatur	164

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Dynamischer Masterplan 2007	3
Abbildung 2: Masterplan Tempelhofer Freiheit 2013	3
Abbildung 3: partizipative Kunstinstallation Forster Tuch.....	11
Abbildung 4: Graffiti Galerie, IBA Stadtumbau 2010, Aschersleben	11
Abbildung 5: 400qm Dessau.....	12
Abbildung 6: Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld, Berlin.....	12
Abbildung 7: Parkplan am Eingang Oderstraße	63
Abbildung 8: Bodenmarkierungen für Skater- und Joggerstrecke	63
Abbildung 9: Umzäunung Hundenauslaufareal	63
Abbildung 10: Lage der Pionierfelder auf dem Tempelhofer Feld	64
Abbildung 11: Begrenzung des Pionierprojekts Allmende-Kontor.....	67
Abbildung 12: Sich öffnender Horizont auf dem Weg zum Tempelhofer Feld	74
Abbildung 13: Übergang von Straße zu Vorplatz.....	75
Abbildung 14: Treffpunkt und Verweilort Vorplatz.....	75
Abbildung 15: Blick von Landschaftskante Eingang Oderstraße.....	75
Abbildung 16: Hohe Nutzungsdichte auf dem Pionierfeld Oderstraße	86
Abbildung 17: Heuballen im Park als Kinderspielplatz	86
Abbildung 18: Wiesennutzung entlang der Landebahnen	87
Abbildung 19: Grillwiese Oderstraße	87
Abbildung 20: Bühnenbild auf den Pionierfeldern	95
Abbildung 21: Bühnenbild auf den Pionierfeldern.....	95
Abbildung 22: Bühnenbild der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Schaustelle Bürgerbeteiligung).....	96
Abbildung 23: Bühnenbild der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Infopavillon Tempelhofer Freiheit).....	96
Abbildung 24: Besucherzahlen Tempelhofer Park nach Eingängen, 2012	107
Abbildung 25: Besucherzahlen nach Tageszeiten und Wochentagen, 2014	107
Abbildung 26: Sonnenuntergangsfoto mit dem Titel „Schönen Abend, Berlin!“	108
Abbildung 27: Sonnenuntergangsfoto mit dem Titel „Einer dieser Abende auf dem freien Feld“	108
Abbildung 28: Veranstaltungsplan der Eröffnungsfeier am 08.Mai 2010.	115
Abbildung 29: Siegerentwurf landschaftsplanerischer Wettbewerb gross.max 2011.....	115
Abbildung 30: Erstes ‚Hochbeet‘ des Stadtteilgartens Schillerkiez.....	126
Abbildung 31: Informationstafel des Stadtteilgartens Schillerkiez	127
Abbildung 32: Hochbeet im Gemeinschaftsgarten des Allmende-Kontors	128
Abbildung 33: Sprachliche Zeichenhaftigkeit auf dem Pionierprojekt Allmende-Kontor	130

Abbildung 34: Wahlplakat „Weite sehen“ zum Volksentscheid der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘	135
Abbildung 35: Wahlplakat „Vögel lauschen“ zum Volksentscheid der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘	135
Abbildung 36: Wahlplakat „Wiese riechen“ zum Volksentscheid der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘	135
Abbildung 37: Facebook-Foto Gärtner-Handwagen	154
Abbildung 38: Beteiligungs-Setting für parallele Kleingruppendiskussionen	158
Abbildung 39: Nutzung der Beteiligungs-Settings	158
Abbildung 40: Nutzung der Pionierfelder als Picknick-Ort	160
Abbildung 41: Hinweis auf die Übernutzung des Pionierfelds Oderstraße	160

TEIL 1 – KONZEPTIONELLER RAHMEN

1. Forschungsbedarf und Forschungsfragen: Raumbezogene Emotionen in der Stadtplanung

1.1 Befund: Vernachlässigung von Raum und Emotionen in den Planungstheorien

Vor dem 8. Mai [2010] saßen wir da [in einem kleinen Verwaltungsgebäude auf dem Tempelhofer Feld] und das Gelände hatte einen ganz anderen Eindruck auf uns gemacht, so rein vom Gefühl her. Es war eben einfach ein leerer, geschlossener Flughafen. Es war kein Mensch da, außer ein paar Bauarbeitern. Und da dachte man schon: ‚Naja, ob das überhaupt jemanden interessiert, wenn wir das da öffnen.‘ [...] Ja und ich muss sagen, ab diesem Tag, ab dem 8. Mai (...) wir saßen ja immer noch da drin und haben aus dem Fenster geguckt. Und wir haben ein völlig anderes Gefühl gehabt, dieses Gelände betreffend. Weil da eben plötzlich Leute waren. Weil da Menschen mit dem Fahrrad am Fenster vorbeigefahren sind. Weil plötzlich die ersten Leute da waren, die da Drachen haben steigen lassen. Weil, was weiß ich, Mütter mit Kindern da waren. Das Gelände hat für mich persönlich seit diesem Stichtag irgendwie einen anderen Charakter gehabt. Gefühlt (...) kann man nicht beschreiben. (...) Ist auch nicht objektiv, aber es war auf einmal anders als vorher. (Interview Joachim Fritsche, Grün Berlin GmbH, 22.02.2013)¹

Kommunale Planer*innen arbeiten über lange Zeiträume – meist mehrere Jahre – an einem Planungsprojekt. Der städtische Ort, an dem solch ein Planungsprojekt lokalisiert ist, wird über die intensive und lang andauernde Auseinandersetzung mit ihm zu einem wesentlichen Bestandteil des Berufsalltags der Planer*innen. Für Joachim Fritsche ist solch ein beruflich bedeutsamer Ort das Tempelhofer Feld in Berlin. Das Flugfeld des im Jahr 2008 geschlossenen Flughafens Tempelhof wurde am 8. Mai 2010 nach 85 Jahren Flughafennutzung erstmals als Park öffentlich zugänglich gemacht und ist seither mit einer Besucherzahl von über 1,5 Millionen Personen pro Jahr zu einem der nachgefragtesten Parks in Berlin geworden. Joachim Fritsche beschreibt in der hier wiedergegebenen Interviewpassage, wie sich seine Wahrnehmung des Feldes durch die Öffnung des Parks positiv verändert hat. In seinen Ausführungen sind zwei Aspekte wesentlich. Zum einen sind seine Beschreibungen des Feldes an sein persönliches Erleben gebunden. Er stellt dar, wie er von seinem Schreibtisch aus durch das Fenster auf das Feld schaut

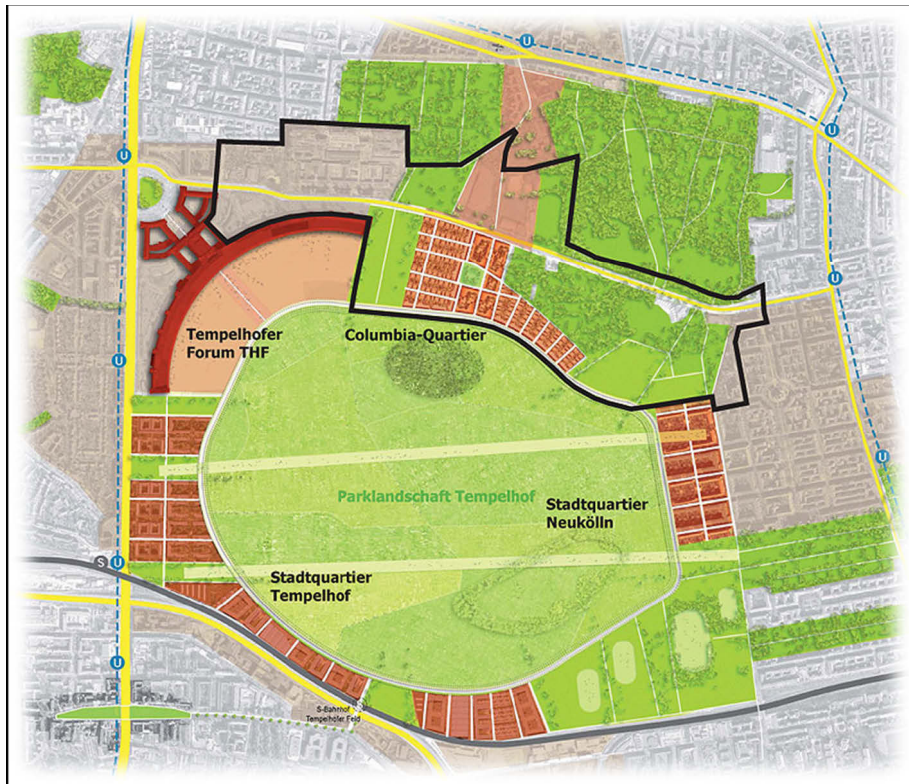
¹ Alle Namen von Interviewpartner*innen wurden geändert (vgl. Kapitel 3.1).

und die vorbeifahrenden und –gehenden Personen beobachtet. Seine Vorstellungen über das Tempelhofer Feld entstammen einer bestimmten Perspektive, die aus seiner spezifischen körperlichen Anwesenheit auf dem Feld resultiert: „The embodied vision of the individual subject is [...] a particular point of view within the world – not a gaze from without“ (Wylie 2007: 150). Die Anwesenheit der von ihm beobachteten Menschen bewirkt, dass „das Gelände für [ihn] persönlich [...] irgendwie einen anderen Charakter“ erhalten hat. Vor der Parköffnung hatte er das Gelände als leer und uninteressant wahrgenommen. Nun hat er „ein völlig anderes Gefühl [...] dieses Gelände betreffend.“ Zum anderen sticht hervor, dass die Wahrnehmung des Feldes mit emotionalen Bewertungen einhergeht. Fritsches Wahrnehmung, dass das Feld nach der Parköffnung einen anderen Charakter bekommen hat, ist ‚gefühl‘ und ‚kann nicht beschrieben werden‘. Für die Beschreibung seiner Wahrnehmung scheinen ihm die passenden Worte zu fehlen. Er fühlt zwar die Wirksamkeit dieser Ortswahrnehmungen, kann sie aber nicht in Worte fassen.

Die Interviewpassage verweist darauf, dass die Wahrnehmungen eines Ortes stets durch raumbezogene Emotionen informiert sind. Auch wenn diese Erkenntnis universelle Gültigkeit für alle sozialen Kontexte besitzt, so ist sie für die Planungspraxis von besonderer Relevanz. Denn raumbezogene Emotionen können planerische Entscheidungsfindungen wesentlich beeinflussen, wie die Ausführungen der Planerin Elke Weinhold zum Tempelhofer Feld verdeutlichen:

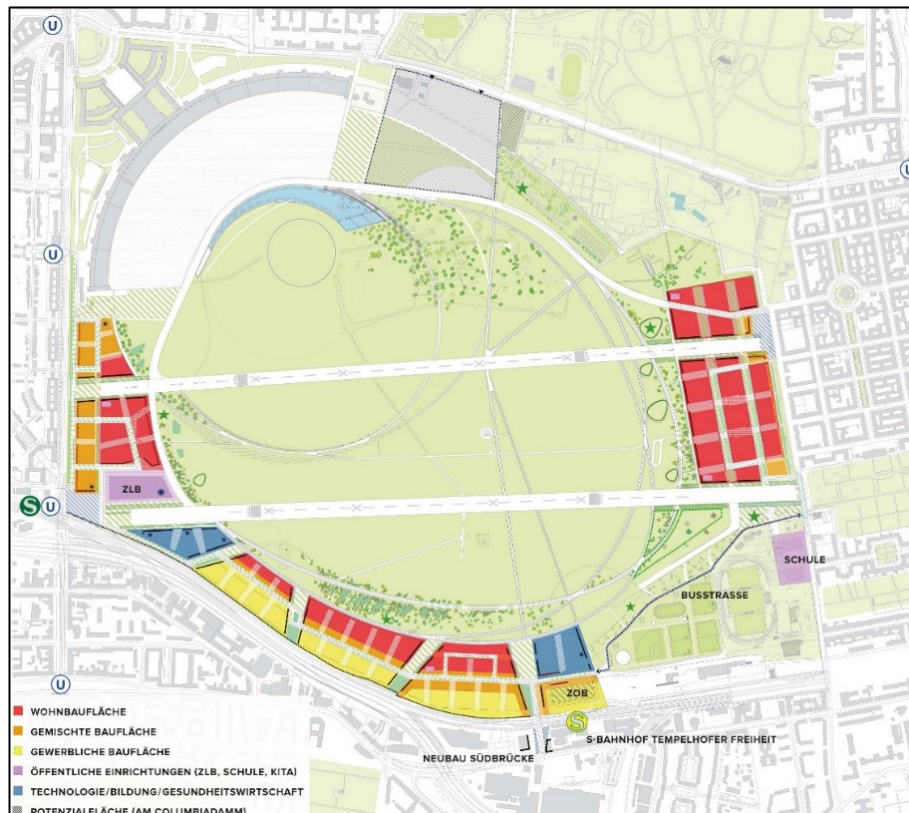
Es gab zeitweilig südlich vom Friedhof noch eine Baufläche. In dem Wettbewerb Columbia-Quartier [von 2008] war das ja noch mit drin. Aber mittlerweile [2013] ist das entfallen, weil alle gesehen haben (...) aber dazu muss man auch ein Stück Nutzung erstmal sehen (...) Das ist wirklich ein sehr schöner Ort dort. Man hat diesen Blick, man sitzt sozusagen nach Süden, hat aber eben diese wunderbaren (...) diese Robinien stehen ja da rum. Das hat fast sowas Savannenartiges, wenn man da rüber guckt. Das ist ein wunderschöner Ort, den die Menschen sehr lieben. Und da hat man gesagt, also den jetzt irgendwie wegzunehmen, das wäre ja blöd. Das ist einer, der (...) wo es noch am parkähnlichsten ist. (Interview Elke Weinhold, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, 06.02.2013)

Abbildung 1: Dynamischer Masterplan 2007



Quelle: bgmr (Becker Giseke Mohren Richard Landschaftsarchitekten) 2010: 5

Abbildung 2: Masterplan Tempelhofer Freiheit 2013



Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2013: 4

Der Wandel der Planungsziele, den Elke Weinhold hier thematisiert, findet sich in den entsprechenden Planwerken wieder. Vergleicht man den dynamischen Masterplan von 2007 vor der Parköffnung (vgl. Abbildung 1) und den Masterplan von 2013, drei Jahre nach der Parköffnung, (vgl. Abbildung 2), so werden die Änderungen im von Elke Weinhold angesprochenen nördlichen Teil des Feldes deutlich. Anstatt eines Wohn- und Gewerbegebiets Columbia-Quartier im Plan von 2007 werden die gleichen Flächen im Plan von 2013 als Sport- und Freizeitflächen sowie als Potentialfläche für eine mögliche spätere Bebauung ab dem Jahr 2025 ausgewiesen. Ausschlaggebend für die Planänderungen ist in der Darstellung von Frau Weinhold die ästhetische Wertschätzung des Areals und die daraus resultierende emotionale Verbundenheit der Parkbesucher*innen. Für sie ist es ‚dieser Blick nach Süden, mit dem man diese savannenartige Landschaft mit diesen wunderbaren Robinnien‘ wahrnehmen kann, der die Ortsqualität dieses Areals ausmacht. Und die Ortsqualität wird wiederum in subjektiven, emotionalen Bewertungen sichtbar: „Das ist ein wunderschöner Ort, den die Menschen sehr lieben.“

Ästhetische Wahrnehmung und emotionale Wertschätzung gehen Hand in Hand und – das ist der entscheidende Punkt – nehmen Einfluss auf den Planungsprozess. Damit sind Emotionen nicht mehr ein Hindernis für Denk- und Entscheidungsprozesse, sondern integraler und untrennbarer Bestandteil dieser (Hoch 2006: 374). Denn „[j]ede Bewertung ist eine Gedächtnisleistung, die auf früheres emotionales Erleben konstruktivistisch zurückgreift. Dieses Bewerten selbst wird als Gefühl erlebt“ (Hasse 1999: 66). Die evaluativen Aussagen von Elke Weinhold beruhen ebenso wie bei Joachim Fritsche auf ihren persönlichen Erlebnissen auf dem Tempelhofer Feld. Sie versteckt diese Subjektivität zwar sprachlich, indem sie davon spricht, dass „man diesen Blick [hat und] man sozusagen nach Süden [sitzt]“, dennoch verweist es auf ihr eigenes Erleben des Feldes.² Ohne ihre eigene körperliche Anwesenheit wären die situativ geronnenen Bewertungen nicht möglich gewesen.

Beide Interviewpassagen verdeutlichen, dass die berufliche Auseinandersetzung von Planer*innen mit städtischen Räumen (auch) auf ihren persönlichen Vor-Ort-Erfahrungen beruht. Ihr Wissen um den Planungsort ist stets situativ, subjektiv und emotional gewonnen. Beide Interviewpartner*innen konnten sich der subjektiven Wirksamkeit des Erlebens nicht entziehen. Die Tatsache, dass sie die hier wiedergegebenen *umweltästhetischen Episoden* (vgl. Kazig 2012: 93) aus eigener Motivation heraus in

² Zu einem späteren Zeitpunkt im Interview wird deutlich, dass sie zum erzählten Zeitpunkt auf einem der Bierbänke des einzigen Gastronomiebetriebs auf dem Feld sitzt.

einem Interview mit einer ihnen bis dahin unbekannten Forscherin mitteilen, verweist auf die persönliche Bedeutsamkeit und emotionale Tiefe dieser Erlebnisse (Richter 2015). Gleichwohl werden diese für sie persönlich wichtigen Ereignisse und die aus ihnen abgeleiteten Bewertungen umgehend nach ihrer Erwähnung als nachrangig eingestuft. So stellt Herr Fritsche seine subjektiven Empfindungen gegenüber dem Tempelhofer Feld einer vermeintlichen Objektivität gegenüber. Die veränderte Wahrnehmung sei „auch nicht objektiv, aber es war auf einmal anders als vorher“. Elke Weinhold wiederum führt die vorgenommenen Planänderungen zum Columbia-Quartier nicht allein auf die emotionale Verbundenheit der Parkbesucher*innen zurück, sondern begründet diese Planungsentscheidung auch damit, dass der betreffende Bereich im Norden des Tempelhofer Feldes ‚noch am parkähnlichsten‘ und damit für sie am erhaltenswertesten sei. Diese argumentativen Objektivierungsstrategien zeigen auf, dass subjektiven Einschätzungen und emotionalen Empfindungen im beruflichen Selbstverständnis von Planer*innen kein Platz eingeräumt wird und ihnen nur ein marginalisierter Stellenwert zukommt. Denn in unserer „durch Normen der Rationalität beherrschten Welt [...] gilt die Kommunikation persönlicher Gefühle bestenfalls als nebensächlich, meist als Privatsache oder gar als Ausdruck mangelnder Fähigkeit zur Abstraktion“ (Hasse 2012: 17).

Diese empirischen Episoden decken sich mit dem vorherrschenden Verständnis von Planung als abwägendem und rational begründetem Handeln (Baum 2015; Hoch 2006). Emotionen spielen im beruflichen Selbstverständnis der Planer*innen eine marginale Rolle: „Planners typically conceptualise themselves as professionals not emotionally engaged with their work“ (Ferreira 2013: 703). Sie sind nur dann von Interesse, wenn sie sich auf Akteure außerhalb der Planungssphäre beziehen. Dies geschieht vor allem dann, wenn es darum geht, diese als zu antizipierende Reaktion der Öffentlichkeit auf Planungsvorhaben zu berücksichtigen und potentiell zu lenken. „Planners use the analysis of emotional effects to anticipate and avoid undesirable emotional responses on the part of the audience“ (Hoch 2006: 368). Emotionen werden dabei aus einer defizitären Perspektive heraus thematisiert. Zu diesem Zwecke rekurren die entsprechenden planungswissenschaftlichen Beiträge vor allem auf organisations- und sozialpsychologische Erkenntnisse, um den Umgang mit vorwiegend negativen Emotionen zu thematisieren (Alberts et al. 2012; Arnold 2005; Brief/Weiss 2002; Lord et al. 2002). Emotionen sind demnach Störfaktoren in der planerischen Arbeit, die von außen an die Planungsverantwortlichen herangetragen werden und ihnen ihre Arbeit erschweren. Diese ‚anderen‘ Akteure werden – im Gegensatz zum planerischen Selbstbild – nicht als rational denkende und auf Sachargumente zielende Akteure dargestellt. Begriffe wie ‚NIMBY‘ oder ‚Wutbür-

ger‘ sind Ausdruck dieser diskreditierenden Sicht. Die Abwesenheit emotionaler Argumente ist somit ein planerisches Distinktionsmittel gegenüber ‚normalen‘ Bürger*innen. Die Privilegierung von rationalem Abwägen und Kognition gegenüber Emotionen geht notwendigerweise mit einer Ausblendung der menschlichen Körperlichkeit einher wie Longhurst (1997: 493) in Anlehnung an Johnson (1989) darlegt: „[T]he ideal of rationality in [...] planning is not only a male ideal [...] built on the exclusion of what are designated as female characteristics, such as emotion, subjectivity and so on, but also a disembodied ideal. An ideal built on the exclusion of the body.“ Die Ausgrenzung von Emotionen und Subjektivität in der Planung geht also mit einer Nichtbeachtung des menschlichen Körpers in der Wissensproduktion einher: „The body has been seen as reason’s ‚underside‘, its ‚negative, inverted double“ (Grosz 1988: 30, zitiert in Longhurst 1997: 491). In dieser Überlagerung von Dualismen wird deutlich, dass sowohl Emotionen als auch die Körperlichkeit sozialer Praktiken als das negative (und weibliche) ‚Andere‘ der Planung betrachtet werden. Das Ideal der planerischen Wissensgenerierung ist das eines ortslosen Geistes: „a mind unlocated in space“ (Longhurst 1997: 491). Aus diesem Grund sind Episoden wie die beiden obigen Interviewpassagen, die sich auf persönliche Erlebnisse vor Ort beziehen und so eine sinnliche, körperliche Komponente beinhalten, im Planungsdiskurs bisher kaum rezipiert worden.

Die Vernachlässigung der Emotionalität ist in unserer westlichen, sachlich-rationalen Arbeitswelt weit verbreitet und „Ausdruck der zivilisationshistorisch entwickelten europäischen Intellektualkultur“ (Hasse 1999: 67). Diese Feststellung ist demnach kein exklusives Phänomen in der Planungspraxis und Planungstheorie. Vielmehr dient „die Ausgrenzung ästhetischer Selbst- und Weltbeziehungen [...] einer Immunisierung gesellschaftlicher Institutionen der Macht gegenüber dem Verdacht, auch im rationalen Herd menschlichen Seins könnten die ‚schwachen‘ Seiten des Leibes und der Affekte am Werke sein“ (Hasse 2012: 179). Der kartesianische Dualismus, der einer emotionsfreien Kognition das Primat einräumt, sorgt dafür, dass Emotionen dem subalternen Anderen zugewiesen werden und in professionellen Kontexten keine Legitimation erfahren.

Dies spiegelt sich in den Planungstheorien in der Tatsache wider, dass diesen zumeist ein handlungstheoretisches Menschenbild zugrunde liegt. Von der kommunikativen Planung (Allmendinger/Tewdwr-Jones 2002; Healey 1996) über den Governance-Diskurs (Nuissl/Heinrichs 2011; Salet et al. 2007) bis zum Konzept der Planungskulturen (Othengrafen/Reimer 2013) fokussieren die meisten Planungsdiskurse auf die an der Planung beteiligten Akteure und ihre ‚Handlungen‘. Damit werden zwar einerseits Individuen und ihre Motive in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Ihr Handeln wird aber als frei von Emotionalität und Subjektivität verstanden. Dieses versachlichte Menschenbild sorgt dafür, dass (raumbezogene) Emotionen in

professionellen und beruflichen Kontexten nicht wahrgenommen werden. Vielmehr finden wir in unserer westlichen Gesellschaft eine „kultivierte“ Segmentierung des Menschen in sogenannte ‚öffentliche‘ und ‚private‘ Lebenssektoren wieder. Als Akteur scheint er stets nach guten Gründen zu handeln – in Wissenschaft, Verwaltung, Rechtssprechung und Gesetzgebung, aber auch im täglichen Leben. Als sinnlicher – gleichsam ‚zweiter‘ – Mensch erfreut er sich an den Künsten, gutem Essen, dem Sport, lässt sich therapieren und genießt seine Freizeit“ (Hasse 2012: 178).

Es ist aber nicht nur die Emotionalität, die im Planungsdiskurs keine Beachtung findet. Auch der städtische Raum – als der genuine Gegenstand von Planungspraxis – führt ein Schattendasein innerhalb der Planungstheorien. Anstatt Fragen der Raumwahrnehmung und Raumnutzung in den Mittelpunkt zu stellen, widmen sich die handlungstheoretischen Konzepte in der Planung vor allem dem zwischenmenschlichen Interaktionsprozess. Unberücksichtigt bleibt dabei, welche Rolle es spielt, ob diese Entscheidungsprozesse einen Schulneubau auf einer innerstädtischen Brache, eine neu zu errichtende Müllverbrennungsanlage am Stadtrand oder die Umgestaltung eines Stadtparks an symbolträchtigem Ort betreffen. Die bisher kaum adressierte Frage lautet demnach: welche Rolle spielt der erlebbare Raum für die Planungstätigkeit? Mit dieser Frage wird das der Planungspraxis und Planungstheorie zugrundeliegende Raumverständnis berührt.

Die Perspektive auf den Raum war lange Zeit kein Gegenstand planungstheoretischer Überlegungen. Vielmehr lag der Planung – weitgehend unreflektiert – ein euklidisches, absolutes Raumverständnis zugrunde, das mit dem Begriff des Containerraums treffend beschrieben wird. Das euklidische Raumverständnis wurde im Zuge des *relational turn* in Frage gestellt. Als einer der Ersten stellte Edward Soja (2011: 37) für die Geographie fest, dass sie Raum fälschlicherweise als etwas Passives und Statisches behandelte: „as the domain of the dead, the fixed, the undialectic, the immobile – a world of passivity and measurement rather than action and meaning.“ Mit dem *relational turn* hielt ein neuer epistemologischer Ansatz in die Raumtheorien Einzug: „In contrast to Euclidean interpretations which see space as a physical surface or container, relational perspectives are focused on the diversity of socio-economic webs and relations that traverse urban areas“ (Buser 2012: 280). Zentrales Erkenntnisinteresse dieser relationalen Perspektive besteht darin, den gesellschaftlichen Herstellungsprozess von Raum in den Blick zu nehmen und Raum nicht mehr als Behälter zu betrachten, in den Gesellschaft eingegossen wird. Paradigmatischen Ausdruck findet diese Perspektive in Henri Lefebvres Werk „The Production of Space“ (1991). Darin stellt er eine umfassende Theorie zum Wechselverhältnis von Raum und sozialem Wandel vor. Dieser Perspektivenwechsel hat seither Einzug in planungstheoretische Diskurse genommen (Dörfler 2011; Leary 2009; Vogelpohl 2011).

Für die Planungstheorie bietet Lefebvre einen wertvollen Ausgangspunkt, ihr positivistisches Raumbild abzulegen und den sozialen Herstellungskarakter räumlicher Strukturen in den Blick zu nehmen. Mit der konzeptionellen Triade aus *konzipiertem Raum* der Karten und Pläne, dem *wahrgenommenen Raum* der räumlichen Praktiken und dem *gelebten Raum* der subjektiven und symbolischen Bedeutsamkeiten (Lefebvre 1991: 38f) werden sowohl die kartographischen Repräsentationen der Planung als auch die Nutzungsweisen *im* städtischen Raum und der Diskurs *über* den Raum gleichermaßen als Teil der ‚Produktion von Raum‘ betrachtet. Die euklidische Ebene der Karten und Pläne ist damit nur noch *ein* Aspekt von vielen in der Raumproduktion. Diese Erweiterung des planungstheoretischen Blicks auf den Raum beendete, zumindest theoretisch, die Dominanz des konzipierten Raums. Denn dieser ist gegenüber den alltäglichen Wissensformen (notwendigerweise) blind. „Karten und Pläne [...] taugen [...] nicht zur Darstellung des Raumes der Stadt. Sie liefern allenfalls eine Übersicht über die Lage der Dinge. Diese Übersicht setzt aber die Abstraktion vom ‚gelebten Raum‘ (Dürckheim 2005) der Stadt voraus“ (Hasse 2002d: 34).

Der planungstheoretische Fortschritt in Bezug auf das Raumkonzept fand jedoch nicht in gleicher Weise Anklang in der Planungspraxis. Diese zeichnete sich vielmehr durch eine erstaunliche Resilienz positivistischer Raumverständnisse aus (Davoudi/Strange 2009: 36) und blieb dem euklidischen Raumdenken weiterhin verhaftet (Cao/Zhang 2013: 340). Insgesamt bleiben Fragen nach dem städtischen Raum – ebenso wie nach der Emotionalität im Handeln – marginale Themengebiete innerhalb der Planung. Auf Ute Lehrers Frage „Wo ist die Stadt in der Planungstheorie“ (2004) hat der Planungsdiskurs, abgesehen von normativen Konzepten wie dem New Urbanism oder der Europäischen Stadt (ebd.: 119) immer noch keine befriedigende Antwort gegeben. Zu dieser Nicht-Beachtung tragen die handlungstheoretischen Paradigmen der Planungstheorie wesentlich bei. Denn in diesen Modellen wird die „erkenntnistheoretische Grenze nicht ‚hinter‘ dem Subjekt gezogen [...], sondern diese Grenze [wird fälschlicherweise] gewissermaßen durch das Subjekt hindurch gelegt“ (Hasse 1999: 70). Indem körperlich-materieller Vollzug und subjektive Bedeutsamkeit nicht zusammen gedacht werden, wird analytisch getrennt, was sich empirisch ko-konstituiert. Die Zerteilung des menschlichen Erlebens an den ‚falschen Stellen‘ führt dazu, dass das Phänomen der raumbezogenen Emotionen nicht als empirisch zusammengehörig wahrgenommen wird.

1.2 Katalysator: Verstärkte Aufmerksamkeit für den städtischen Raum in der Planungspraxis

Die randständige Stellung des urbanen Raumes und der auf ihn bezogenen Emotionen wird durch neue Entwicklungen in der jüngeren Planungspraxis in Frage gestellt. Denn im Zuge der postindustriellen Stadtentwicklung kommt den städtischen – und speziell den öffentlichen – Räumen eine neue strategische Funktion im internationalen Städtewettbewerb zu (McCann 2004). Phänomene wie Zwischennutzungen (Andres 2013; Rosol 2008), Disneyfizierung der Innenstädte (Hassenpflug 2010; Roost 2000), die wachsende Bedeutung öffentlicher Räume für die Stadtentwicklung (Giseke 2004; Selle 1995) oder die Revitalisierung industrieller Brachen (Hauser 2004; Rodenstein 2004) sind Indizien dieses gesamtgesellschaftlichen Trends. Eine – insbesondere für das planerische Raumverständnis bedeutsame – Planungsinnovation sind künstlerische und partizipative Interventionen im städtischen Raum. Der ‚Aufführungsort‘ von Planungspraxis befindet sich damit nicht mehr innerhalb ‚der vier Wände‘ von Kommunalbüros oder Bürgersälen, sondern Planung findet im städtischen Raum selbst statt. Insbesondere bei Beteiligungsverfahren bringt diese Verfahrensinnovation eine neue Qualität mit sich. Denn „das Tätigkeitsfeld von Partizipation verlagert sich von einem gemeinsamen Erörtern zukünftiger Gestaltungsideen zu einem gemeinsamen unmittelbaren Gestalten eines Stadtraums durch das Wirken vor Ort. Die Beteiligung der Bürger*innen geht infolgedessen über die Benennung von späteren Gestaltungswünschen hinaus und umfasst eine aktive Teilhabe an der Herstellung des geplanten urbanen Raumes“ (Mackrodt/Helbrecht 2013: 15). Dadurch werden Beteiligungsprozesse zu einem Bestandteil der urbanen Lebenswelt und alltäglichen Raumproduktion. Der öffentliche Raum ist nicht mehr nur *Gegenstand* von Planungsprozessen, sondern wird zur *Bühne* desselben.

Konzeptionell wird diese postmoderne Praxisinnovation unter dem Begriff der performativen Planung (Altrock et al. 2006; Kremer 2010) bzw. der performativen Bürgerbeteiligung (Mackrodt/Helbrecht 2013) gefasst. Fallbeispiele für die Implementierung solcher performativen Planungspraxen sind in der Literatur umfänglich aufgenommen worden (Altrock et al. 2006; Becker 2012; Bundesministerium für Verkehr 2008; Bundesministerium für Verkehr 2009; Kremer 2010; Mackrodt/Helbrecht 2013; Rodenstein 2004; Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a). Zu diesen Praxisexperimenten zählen Kunstinstallationen auf Brachflächen (Abbildung 3), Graffiti in Baulücken (Abbildung 4), Gemeinschaftsgärten auf Rückbauflächen (Abbildung 5) und auf Infrastrukturbrachen (Abbildung 6). Diese planerische Innovation wurde bisher vor allem unter exzeptionellen und experimentellen Rahmenbedingungen wie beispielsweise der Internationalen

Bauausstellung Stadtumbau umgesetzt (Oswalt 2010). In ihrer Phänomenologie unterscheiden sich diese Planungspraxen kaum von dem bekannten Phänomen der Zwischennutzungen. Der Unterschied zwischen beiden ist nunmehr, dass das zumeist informelle Konzept der Zwischennutzungen nun zu einem formalen Teil eines Planungsprozesses gemacht wird. „Fanden frühe Zwischennutzungen lediglich nischenhaft in Städten mit einem geringen Verwertungsdruck durch den Immobilienmarkt statt, so gehören sie mittlerweile auch in prosperierenden Städten zum festen Planungsrepertoire und werden auf prominenten Flächen angewandt“ (Honeck 2015: o.S.). Durch den Einsatz performativer Beteiligung stehen die räumlichen Praktiken an einem urbanen Ort gedanklich nicht mehr am Ende eines Planungsprozesses, sondern bilden ein zentrales Element der Planung selbst. Die bisherige gedankliche und zeitliche Trennung von Planung *über* einen Raum und Gestaltung *in* einem Raum wird so überwunden. Der städtische Raum kann als Folge dessen nicht mehr aus dem Planungsdenken ausgeschlossen werden. Durch das Wirken vor Ort entstehen neue Wahrnehmungen bei Bürger*innen und Planer*innen und damit verbunden neue Bedeutungen für den Stadtraum, die Einfluss auf die weitere Planung und Gestaltung nehmen können. Die Integration dieser vorwiegend gärtnerischen, spielerischen oder künstlerischen Interventionen weist Vor-Ort-Erlebnisse nun als Teil des offiziellen Planungsprozesses aus. Damit wird durch die Planungspraxis selbst die gängige Dichotomisierung von ‚Arbeit vs. Spiel‘ aufgebrochen und das Spielerische bewusst in die Planungsarbeit integriert.

Dieses Vorgehen geht einher mit einem generellen gesellschaftlichen Wandel „der Produktions- und Konsummuster von *laborscapes* zu *leisurescapes*“ (Hassenpflug 2004: 80, Hv. i. O.). Im Zuge der Postmoderne steigt die Relevanz spielerischer Praktiken – insbesondere in urbanen öffentlichen Räumen. Die Stadt wird zum Ort des Spielens und des Hedonismus, zur *ludic city* (Stevens 2007). In dieser Phase öffnet sich auch die Planungspraxis über performative Planungsmethoden – punktuell und zumeist zögerlich – für die Schaffung emotional ansprechender Erlebnisqualitäten. Diese neuen Planungsmethoden bilden bei weitem nicht den planerischen Mainstream, aber sie bieten als erste Anzeichen einer postmodernen Planungspraxis interessante Anknüpfungspunkte für die planungstheoretische Auseinandersetzung mit der Postmoderne.

Abbildung 3: partizipative Kunstinstallation Forster Tuch



Quelle: www.das-forster-tuch.de

Abbildung 4: Graffiti Galerie, IBA Stadtumbau 2010, Aschersleben



Quelle: Ursula Achternkamp, chezweitz&roseapple

Abbildung 5: 400qm Dessau



Quelle: Stadtverwaltung Dessau-Roßlau o. J., S. 2

Abbildung 6: Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld, Berlin



Quelle: eigene Aufnahme, 06. Juni 2015

Eine postmoderne Planungspraxis widmet sich dann dem Ziel, Ortsqualitäten zu schaffen. Die Emotionalisierung ist dabei ein „unverzichtbares Element der Rechtfertigung von Raumkonstitution. Die Botschaft lautet: Räume müssen nicht nur funktionieren und Leistungen erbringen, sie müssen auch die Sinne ansprechen, Geschichten erzählen, Erinnerungen wecken, unverwechselbar sein“ (ebd.: 81). Diese Entwicklungen fügen sich in einen seit zwei Jahrzehnten zu beobachtenden Zeitgeist der Ästhetisierung ein (Böhme 1995), in dessen Rahmen Emotionen eine wachsende Rolle zukommt. Die Planungspraxis folgt mit der Einführung performativer Verfahren diesen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen: „von dem Erlebnisbusiness gilt es für die öffentliche Planung zu lernen“ (Hassenpflug 2004: 81). Eine an der Ästhetisierung ausgerichtete postmoderne Stadtplanung zeichnet sich für Hirt (2005: 28, zitiert in Davoudi/Strange 2009: 37f.) durch folgende Charakteristika aus:

a growing interest in participatory planning; the search for place identity and cultural specificity; an appreciation of the historicity of places and the turn to heritage; and a return to the ‘human scale’.

Planung ist unter postmodernen Vorzeichen zunehmend Teil des städtischen Alltags und findet im Jetzt statt, anstatt sich auf eine imaginäre Zukunft zu beziehen (Friedmann 1993: 482). Mit dem interventionistischen Beteiligungsansatz der performativen Planung ist genau die von Friedmann vorhergesagte Entwicklung – ansatzweise – eingetreten.

1.3 Forschungsfragen und Aufbau der Arbeit

Die hier skizzierten ersten Anzeichen einer postmodernen, performativen Planungspraxis bieten einen vielversprechenden empirischen Ausgangspunkt für die eingehendere Untersuchung raumbezogener Emotionen und ihres Wirkens in Planungsprozessen. Mit dieser planungspraktischen Fokussierung auf das Geschehen in öffentlichen Räumen öffnet sich ein konzeptionelles Möglichkeitsfenster, um grundsätzlicher über die Rolle raumbezogener Emotionen in der Planung nachzudenken. Ziel dieses Unterfangens ist es, einen konzeptionell wie empirisch adäquateren Zugang zur Planungspraxis öffentlicher Räume zu entwickeln. Denn bisher wurden wichtige Einflussfaktoren wie das persönliche Erleben der Planer*innen im städtischen Raum planungstheoretisch nicht berücksichtigt. Diese konzeptionelle Neuerung wird dabei nicht als Ersatz bisheriger Planungsmodelle verstanden. Gleichwohl deckt sie subtile Wirkungsweisen auf, die bisher weitgehend verborgen geblieben sind. Die vorliegende Studie adressiert gleichermaßen eine empirische wie konzeptionelle Leerstelle im Planungsdiskurs. Zur Erreichung dieses Ziels ist es notwendig, sowohl einen geeigneten theoretischen Zugang zur postmodernen Planungspraxis zu finden als auch ein empirisches Design,

mit dessen Hilfe raumbezogene Emotionen fassbar und ihr Einfluss interpretierbar werden.

Lefebvres Konzept der Raumproduktion (1991) bietet hierfür einen hilfreichen Ausgangspunkt. In der analytischen Sprache Lefebvres muss es zukünftig vermehrt darum gehen, die räumlichen Praktiken des *wahrgenommenen Raums* in den Blick zu nehmen. Unter postmodernen Bedingungen wird der wahrgenommene Raum zunehmend bedeutsam für Stadtentwicklung. Diese Sichtweise wurde von Lefebvre zu seiner Zeit nicht geteilt. Er argumentierte, in den 1970er Jahren auf dem Höhepunkt des quantitativen Paradigmas (Eisel 2017), dass der konzipierte Raum gesellschaftlich stets der dominante der drei Raumdimensionen sei (Lefebvre 1991: 38). In seinem zweiten wegweisenden Werk „The Urban Revolution“ (2003) meint er dazu:

Ideologically, technically, and politically, the quantitative [conceived] has become rule, norm, and value, [...] the qualitative [lived] is worn down. Anything that cannot be quantified is eliminated. The generalized terrorism of the quantifiable accentuates the efficiency of repressive space, amplifies it without fear of reproach, all the more so because of its self-justifying nature (ideologic), its apparent scientificity. (ebd.: 185)

Während Lefebvre also davon ausging, dass der wahrgenommene Raum zugunsten des konzipierten Raums gesellschaftlich zurückstehen müsse, zeichnet sich unter postmodernen Vorzeichen ein gegensätzlicher Trend ab. Im Rahmen performativer Planungsverfahren erhalten Emotionen, der erlebbare städtische Raum und die menschliche Körperlichkeit einen zentraleren Stellenwert in der Stadtentwicklung als bisher. Mit Lefebvres Theorie der Raumproduktion kann diese Verschiebung grundsätzlich beschrieben werden. Denn mit dem Konzept des wahrgenommenen Raums etabliert er in seinen Grundzügen ein situatives und prozessuales Raumverständnis, wie es seit der Jahrtausendwende unter den Schlagworten des *practice turn*, *performative turn* und *material turn* Konjunktur hat. Damit stellte er früh die Weichen weg von einer strukturalistischen Sozialforschung hin zu einer prozessualen und situativen Stadtforschung.

Um die subjektive Bedeutung des körperlich-situierten Erlebens fassen zu können, ist es notwendig, den wahrgenommenen und gelebten Raum Lefebvres in ihrer Gleichzeitigkeit und Verschränktheit zu adressieren. Das bedeutet, dass die beiden Dimensionen der Raumproduktion nicht als getrennte Räume verstanden werden dürfen, wie es Sojas Lesart (1996) von Lefebvre (1991) suggeriert: „Soja postulates the autonomous existence of three spaces: a first physical space, a second mental space, and a third social space“ (Schmid 2008: 42). Mit solch einer verkürzten Lesart Lefebvres würde die Wissenschaft sonst genau den kartesischen Dualismus aus einer mentalen „Innenwelt zur Selbstbeherrschung und einer [materiellen] Außenwelt zur Weltbeherrschung“ (Schmitz 2014: 14) importieren, der ja in

der postmodernen Planung durch die Berücksichtigung des menschlichen Erlebens überwunden werden soll. „Lefebvre never proceeds from three independent spaces but from three dialectically interconnected processes of production“ (Schmid 2008: 42).

Lefebvres holistisches Raummodell bietet also einen geeigneten Ausgangspunkt für die theoretische Fassung postmoderner Verschiebungen in der Planungspraxis. Gleichzeitig kann es aber durch seine hohe ‚Flughöhe‘ keine präzisen Aussagen dazu treffen, wie genau sich das Erleben raumbezogener Emotionen vollzieht. Es bedarf daher eines alternativen Ansatzes, der auf einer geringeren ‚Flughöhe‘ operiert und aus der Mikroperspektive der erlebten Situation heraus sinnliche wie sinnhafte Prozesse zu erklären vermag. In den eingangs zitierten *umweltästhetischen Episoden* der Planer*innen (erneut: Kazig 2012: 93) wurde deutlich, dass materiell-körperliche Praktiken und subjektive Bewertungen konstitutiv miteinander verbunden sind und gemeinsam in Erscheinung treten. Um den einsetzenden postmodernen Wandel in der Stadtplanungspraxis verstehen zu können, bedarf es daher eines erkenntnistheoretischen Ansatzes, der „die konsequente Integration von Gefühlstheorien“ umsetzt und „Stadt [...] als *einen im Erleben sich konstituierenden Raum* begreif[t]“ (Hasse 1999: 80, eg. Hv.).

Zu diesem Zwecke beruft sich die vorliegende Studie auf die Phänomenologie und den aus ihr hervorgegangenen Atmosphärenbegriff. Im folgenden Kapitel wird ausführlich dargelegt, inwiefern der Atmosphärenbegriff in der Lage ist, das empirische Phänomen der raumbezogenen Emotionen sinnvoll zu fassen und welche Vorteile der Begriff gegenüber den sozialwissenschaftlich dominanteren Diskursen um den *practice turn*, *performative turn* und *material turn* mit sich bringt. Unter der hier notwendigen Vorwegnahme des konzeptionellen Leitbegriffs *Atmosphäre* können nun die folgenden forschungsleitenden Fragestellungen für die gewählte Einzelfallstudie des Tempelhofer Feldes formuliert werden:

- Wie entfalten Atmosphären ihre Wirksamkeit auf dem Tempelhofer Feld?
- Wie beeinflusst das atmosphärische Wirken die politischen Positionen von kommunalen Planer*innen und zivilgesellschaftlichen Planungsgegner*innen?
- In welcher Weise geht das atmosphärische Wirken in die verschiedenen politischen Strategien im Planungskonflikt um das Tempelhofer Feld ein?

Das Tempelhofer Feld bietet sich als stark nachgefragter öffentlicher Raum sowie als Standort eines performativen Planungsverfahrens – den *Pionierernutzungen* – an, raumbezogene Emotionen bzw. Atmosphären in ihrer potentiellen Wirksamkeit für einen Planungsprozess zu untersuchen. Die

Gründe für die Auswahl dieser Einzelfallstudie werden in Kapitel 3.3 ausführlich diskutiert. Mit dem subjektiven Zugang zur Raumwahrnehmung adressiert die Studie eine planungstheoretische Leerstelle, die durch ein tradiertes „um die Emotionalität bereinigtes Menschenbild“ (ebd.: 64) erst entstehen konnte. Diese verkürzte Konzeption des menschlichen Seins hat dazu geführt, dass wesentliche Aspekte und Einflussfaktoren im Planungshandeln bisher keine Berücksichtigung gefunden haben: “There are many aspects of the practical art of planning that we do not understand because analysts have overlooked how emotions and feelings shape the plans people make individually as urban dwellers or urban planners” (Hoch 2006: 380).

Vor diesem Hintergrund ist es Ziel der Studie, den normativen und unrealistischen Anspruch einer rationalen Entscheidungsfindung in der Planung zu überwinden und aufzuzeigen, wie kognitive und emotionale Bezüge zum Raum einander informieren und nicht behindern. Durch die hier vollzogene Rehabilitierung der Subjektivität legt die Studie offen, inwiefern das persönliche Erleben im städtischen Raum Planungsentscheidungen substantiell beeinflusst. Denn: „[O]ur actions and words might not be determined by the places in which they occur, but they are certainly influenced by them” (Beauregard 2013: 13). Damit wird der Grundstein für ein auf dem eigenen Erleben basierendes Raumverständnis im Planungsdiskurs gelegt.

Zu diesem Zwecke widmen sich die verbleibenden zwei Kapitel des ersten Teils der Entwicklung des theoretischen Rahmens (Kapitel 2) sowie der Vorstellung des methodischen Zugangs (Kapitel 3). Ausgehend von einer Diskussion postmoderner Theoriebildungen wird der Mehrwert einer phänomenologischen Betrachtung raumbezogener Emotionen dargelegt und der konzeptionelle Leitbegriff der Atmosphären eingeführt. Das Methodenkapitel zeigt anschließend auf, dass Atmosphären als ontologisch schwer zu verortende Phänomene über einen doppelten empirischen Zugang über die Subjektseite und die Objektseite von Atmosphären adressierbar sind. Zu diesem Zwecke nutzt die Studie einen Methodenmix aus Beobachtungs- und sprachbasierten Methoden. Zudem begründet das Kapitel die Wahl der Einzelfallstudie. Der zweite, empirische Teil der Arbeit gliedert sich in die Kapitel 4 bis 8. Kapitel 4 stellt dar, wie die Planungsverwaltung mit ihren Entscheidungen zur Parkeröffnung und zur Initiierung des Pionierverfahrens die Voraussetzungen für atmosphärisches Erleben auf dem Tempelhofer Feld geschaffen hat. Anschließend widmet sich Kapitel 5 der Beantwortung der ersten Fragestellung und führt aus, wie sich die Wirksamkeit der Atmosphären auf dem Feld entfaltet. Das Kapitel zeigt, wie die verschiedenen Atmosphären charakterisiert werden können und was sie mit einem tun (vgl. Böhme 1998: 46). Hierfür werden die beiden Typen ‚Atmosphären der Weite‘ und ‚urbane Atmosphären‘ vorgestellt. Das darauffolgende Kapitel 6 zeigt auf, wie das un-

terschiedliche atmosphärische Erleben von Parkbesucher*innen und Planer*innen dafür sorgt, dass die planerische Handlungsnotwendigkeit in Bezug auf das Feld sehr verschieden gedeutet wird. Damit gibt das Kapitel Antwort auf die zweite Fragestellung. Im Anschluss daran beantwortet Kapitel 7 die dritte Fragestellung. Aufbauend auf den Erkenntnissen aus Kapitel 6 wird deutlich, dass die immersive Macht der Atmosphären (vgl. Hasse 2012: 7) in der Aushandlung des Planungskonflikts je nach Akteursgruppe in verschiedener Weise zum Tragen kommt. Während die Planungsgegner*innen die Atmosphären des Feldes im Konflikt instrumentalisieren, werden sie von den Planer*innen marginalisiert bzw. ignoriert. Die gewonnenen empirischen Ergebnisse erlauben im abschließenden Kapitel 8 Rückschlüsse darauf, inwiefern die gesellschaftliche Wertschätzung atmosphärischen Erlebens konstituierender Teil der Postmoderne ist und welche Konsequenzen sich daraus für eine atmosphärisch sensiblere Planungspraxis ableiten lassen.

2. Theoretischer Zugang: raumbezogene Emotionen als Atmosphären

2.1 Postmoderne Theorien für postmoderne Phänomene?

Auch wenn die Postmoderne zögerlichen Einzug in die Planungspraxis nimmt, so haben diese Entwicklungen in den Planungstheorien bisher nur wenige Spuren hinterlassen. Diese Feststellung ist insofern erstaunlich, da die Postmoderne in den Sozial-, Kultur- und Raumwissenschaften zu einer Vielzahl neuer, und mittlerweile mehrheitsfähiger Theorieentwicklungen geführt hat. So fand beispielsweise mit dem *spatial turn* und dem *material turn* eine akademische Hinwendung zum städtischen Raum und zur Materialität sozialer Praktiken statt, die für die Planung von hoher Relevanz ist. Gleichwohl haben die Planungswissenschaften nur wenig Interesse an diesen dynamischen Themenkarrieren gezeigt.

[A]t the time when the centrality of space in social theory and in disciplines such as sociology, cultural studies and economics was on the rise, planning was slow to respond to this renewed enthusiasm for spatiality, despite the fact that space and place are at the centre of its disciplinary focus. (Davoudi/Strange 2009: 9)

Anstatt die theoretischen Neuerungen als Impuls zu verstehen, präsentieren sich die Planungswissenschaften als eine der letzten akademischen Bastionen einer kartesischen Denkschule, in der der Kognition weiterhin uneingeschränkt Vorrang eingeräumt wird. Indem nun aber der urbane öffentliche Raum zu einem neuen Verhandlungsort für Planungsprozesse wird, kann sich die Planungstheorie einer Auseinandersetzung mit postmodernen Phänomenen nicht mehr entziehen. Wenn sich die Planungspraxis zunehmend mit postmodernen Inhalten auseinandersetzt, haben die Planungswissenschaften die Aufgabe, diesen Entwicklungen mit entsprechenden konzeptionellen Deutungsangeboten Rechnung zu tragen.

Zu diesem Zwecke können die Planungswissenschaften auf eine Vielzahl verschiedener theoretischer Angebote zurückgreifen, die für die Planung prinzipiell von Relevanz sind. Denn die Kultur- und Sozialwissenschaften setzen sich seit etwa zwei Jahrzehnten intensiv mit der gesellschaftlichen Postmoderne auseinander. Dabei ist ein breites Feld verschiedener Theorieströmungen und Themenkarrieren entstanden wie der *emotional turn* (Bondi 2005; Davidson et al. 2005; Pile 2010; Thien 2005), der *body turn* (Longhurst 1995, 1997; Pile 1996), der *material turn* (Jackson 2000; Rose/Tolia-Kelly 2012a; Whatmore 2006), der *practice turn* (Reckwitz 2012; Schatzki 2006) und der *performative turn* (Dirksmeier 2009; Fischer-Lichte 2012; Latham/Conradson 2003; Thrift 2005). Diese ‚turns‘ adressieren kollektiv

den disziplin- und diskursübergreifenden Trend „from ‘text’ and representations, to performance and practices” (Nash 2000: 654). Dieser Perspektivenwechsel ermöglicht es, „die Welt [...] in ihrer Ereignishaftigkeit zu betrachten“ (Dirksmeier 2009: 242). In diesem Zuge ist ein neues Primat mikrosociologischer Forschung entstanden, das Praktiken und Performanzen als kleinste Einheit des Sozialen in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt (Reckwitz 2003). Dieser neue wissenschaftliche Zeitgeist im Übergang von der Moderne zur Postmoderne ist schon vor 30 Jahren diagnostiziert worden. So stellt Rodaway (1994: 7) in Anlehnung an Lash (1988: 313f., eg. Hv.) heraus: „modernism is discursive and textual, whilst postmodernism is figural and sensory. The first is about *meaning*, the second is about *experience*.“

Das verbindende Element postmoderner Theorieströmungen liegt in der gemeinsamen Ablehnung des kartesischen Weltbilds und der daraus resultierenden Hinwendung zu den vormals subalternen Phänomenen. Dies spiegelt sich in den entsprechenden Themenkarrieren wider. Das akademische Interesse der Postmoderne distanziert sich von textbasierten, repräsentationalen Ansätzen und privilegiert nunmehr die bisher vernachlässigten Phänomene. Dieses forschungsstrategische Manöver lässt sich am besten als Gegen-Dichotomisierung beschreiben. Um die vormals missachteten Phänomene und Untersuchungsgegenstände wie Emotionen, Materialität und Körper zu rehabilitieren, werden sie zum neuen Primat erhoben. Diese Strategie kann jedoch nicht als befriedigend und ausreichend betrachtet werden. Denn Dichotomien enthalten implizit stets Hierarchien und sind Systeme von Herrschaft (Longhurst 1997: 490). Indem die Herrschaft des Geistes durch die Herrschaft des Körpers ersetzt wird, hat sich das Wissen um das *gemeinsame Wirken* beider Sphären nicht vergrößert.

Dieser kursorische Überblick über den postmodernen akademischen Zeitgeist lässt sich paradigmatisch an den Diskursen um nicht-repräsentationale Theorien und um Affektgeographien illustrieren. Ausgehend von der Ablehnung gegenüber dem textbasierten *cultural turn* (Thrift 2005; Thrift/Dewsbury 2000) widmen sich nicht-repräsentationale und Affekttheorien dem vorkognitiven, nicht-sprachlichen Wirken in der Welt. Affektive Betroffenheit beim Menschen wird diesem Verständnis nach außerhalb der Kognition allein durch die *körperlichen* Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt hervorgerufen. „Mitunter gerät der Affekt dabei zu einem kritischer Reflexion [sic!] nicht mehr zugänglichen Phänomen, das jeder Form des bewussten Denkens vorgelagert, in gewisser Weise übergeordnet ist“ (Gammerl/Herrn 2015: 11). Ziel dieses epistemologischen Unterfangens ist es, „ein neues Verständnis dafür [zu entwickeln], warum Bürger_innen ein bestimmtes Gefühl überfällt, wenn sie durch die Stadt spazieren und wie ihre Affekte (ihre Wut, Freude, Überraschung) automatisch ausgelöst werden durch die gebaute [...] Stadtlandschaft“ (Schurr 2014: 151). Die nicht-repräsentationalen Geographien lehnen demnach eine menschliche Zentrierung

von Affekten ab und adressieren stattdessen die räumlichen Wirkmächtigkeiten *jenseits* des menschlichen Bewusstseins (Dewsbury 2010; McCormack 2003; Thrift 2004). Damit einhergehend wird auch die Repräsentierbarkeit dieser Phänomene grundlegend in Frage gestellt. Zwar meint Dewsbury (2010: 322), dass das Repräsentative nicht der Feind sei, aber sprachzentrierten, repräsentativen Methoden begegnet dieser Forschungsansatz mit Skepsis. Dementsprechend umfasst das empirische Einzugsgebiet vornehmlich nicht-sprachliche Phänomene wie zum Beispiel das Wandern (Wylie 2005) oder das Tanzen (McCormack 2005). Dies begründet auch, wieso sich der Affektbegriff gegenüber dem Emotionsbegriff durchgesetzt hat. „Since non-representational theory seeks to challenge the privileging of cognition, affect is the more popular term [than emotion]” (Bondi 2005: 437). In ihrem Anspruch Körperlichkeit und Materialität zu rehabilitieren, negieren Affektgeographien die Rolle kognitiver Prozesse für Mensch-Umwelt-Beziehungen und kritisieren Forschungsansätze, die dies tun.

Die nicht-repräsentationalen Theorien stehen exemplarisch für den postmodernen akademischen Konsens, der den kartesianisch konzipierten menschlichen Geist – „a mind unlocated in space“ (Longhurst 1997: 491) – als den falschen Ort betrachtet, um nach der Entstehung von Bedeutungen und Sinnhaftigkeit zu suchen. Im Rahmen dieser Trendwende wird „sowohl in konzeptionellen als auch in empirischen Arbeiten der materiellen Bedingtheit des Sozialen und Kulturellen wieder eine verstärkte Aufmerksamkeit geschenkt“ (Kazig 2007: 168). Allerdings entbrennt dabei ein akademischer Streit – oder gar Grabenkrieg (Schurr 2014: 149) – um die ‚richtige Verortung‘ von Bedeutungsentstehung. Einfach gefragt: Wenn Bedeutung und Betroffenheit nicht (mehr) im Geist zu finden sind, wo dann? Bille et al. (2015: 35) identifizieren diese konzeptionelle Unschärfe wiederum für den Affektdiskurs: „While [the] literature on affect has been instrumental in de-centring affect from the human subject onto things and geographies, it has [...] often been elusive exactly where to locate affect.”

Dies bedeutet, dass Emotionalität und affektive Betroffenheit zwar nun als wissenschaftlich legitime Phänomene rehabilitiert werden, der wahre Entstehungsort dieser Phänomene aber weiterhin verborgen bleibt. Stattdessen wird Bedeutung, da sie nicht mehr dem immateriellen Geist noch dem über-subjektiven Diskurs zugeordnet werden soll, nun auf Seiten des Materiellen verortet. In letzter Konsequenz wird so ein kartesisches Weltbild durch ein anderes ersetzt, ohne die zugrundeliegende Fehlannahme – die kartesiansche Trennung selbst – in Frage zu stellen. Die postmoderne Theoriebildung hat demnach das kartesianische Primat des Geistes zu Recht in Frage gestellt und abgelehnt. Die bisherigen Alternativangebote überwinden die kartesianische Trennung aber nicht, sondern bleiben in ihr – unter umgekehrten Vorzeichen – weiterhin gefangen. Das unzutreffende intelligible Menschenbild ist damit zwar überwunden, jedoch noch nicht durch ein

neues adäquates Menschenbild ersetzt worden. Es ist nicht zufällig, dass sich die postmodernen Theorien aus Ermangelung eines neuen Menschenbildes in das Feld des Nicht-Menschlichen und Nicht-Kognitiven ‚geflüchtet haben‘.

2.2 Vom Körper zum Leib: (Rück-)Besinnung auf die Phänomenologie

Für die vorliegende Studie und ihren Untersuchungsgegenstand der raumbezogenen Emotionen sind diese Theorieangebote nicht hinreichend. Denn für die Entstehung raumbezogener Emotionen ist das *Zusammenwirken* von materiellen und immateriellen Einflüssen von fundamentaler Bedeutung. Sie können ursächlich weder allein auf materielle Eigenschaften noch auf immaterielle Bedeutungen zurückgeführt werden, sondern entstehen – wie die einführenden Interviewpassagen aufgezeigt haben – im situativen Austausch beider Sphären. Die Idee einer Verortung von Bedeutung auf Seiten des Materiellen, wie sie die postmodernen Theorien nahelegen, ist damit nicht kompatibel. Aus diesem Grund ist es notwendig, den theoretischen Blick über das Feld der Sozial- und Kulturtheorien hinaus in die Sphäre der Geisteswissenschaften – und speziell die Phänomenologie – zu erweitern. Denn „die Phänomenologie macht den Blick für das Verstehen des Erlebens und Wahrnehmens von Gefühlen [...] frei“ (Hasse 2012: 182). Solch eine „geisteswissenschaftliche Re-Sensibilisierung“ (Hasse 2015b: 917) findet in dieser Studie mithilfe des phänomenologischen Atmosphärenbegriffs statt.

Zentraler Referenzpunkt in diesem Unterfangen ist das Werk des Geographen Jürgen Hasse, der seit den 1990er Jahren unermüdlich auf die verschüttet liegenden Parallelen zwischen postmodernen Themenkarrieren und den geisteswissenschaftlichen Traditionen der Phänomenologie verweist (Hasse 1993, 1999, 2002c, 2005a, 2010, 2012, 2015c; Hasse/Helbrecht 2003). Ausgangspunkt von Hasses Überlegungen ist die Feststellung einer „erkenntnistheoretischen Überbelichtung der Körperlichkeit des Menschen zulasten seiner Leiblichkeit [...], [wobei] die Phänomene der Leiblichkeit [...] in den Begriff des Körpers eingedampft“ würden (Hasse 2010: 72f.). Mit der Unterscheidung der Begriffe Körper und Leib macht Hasse auf den erkenntnistheoretischen Bruch zwischen materiellen und immateriellen Phänomenen aufmerksam, der – wie oben skizziert – die postmodernen Sozialtheorien (unwissentlich) in einem kartesischen Denken gefangen hält. Hasse fordert „eine Erweiterung des Blickes über das materielle Körper-Ding ‚Mensch‘ hinaus auf die lebendige Anwesenheit einer Person, den atmosphärischen Raum und die leibliche Kopräsenz Anwesender“ (ebd.: 68). Das le-

bendige Erleben ist zwar an die körperliche Anwesenheit gebunden, sie realisiert sich aber nicht *im Körper*, sondern *am eigenen Leib*. Der Körper ist demnach aus epistemologischer Sicht der falsche Ort, um subjektive Bedeutungen zu suchen (ebd.: 67). Es ist vielmehr der Leib, der als empfindende und spürende Zwischeninstanz zwischen Körper und Geist die kartesianische Trennung der Welt in geistige Innenwelt und phänomenale Außenwelt aufzulösen vermag.

Die Unterscheidung von Körper und Leib – ein Begriff, der in der Wissenschaftssprache nicht frei ist von einem gewissen Esoterikverdacht – mag auf den ersten Blick als spitzfindiges Unterfangen angesehen werden, das allein intellektualistische Bedürfnisse befriedigt. Der Leibbegriff rückt aber nicht nur das Verständnis des Körpers zurecht, sondern hat ebenso Konsequenzen für unsere Vorstellungen des menschlichen Geistes:

Die Wahrheit ‚bewohnt‘ nicht bloß den ‚inneren Menschen‘, vielmehr es gibt keinen inneren Menschen: der Mensch ist zur Welt, er kennt sich allein in der Welt. Gehe ich, alle Dogmen des gemeinen Verstandes wie auch der Wissenschaft hinter mir lassend, zurück auf mich selbst, so ist, was ich finde, nicht eine Heimstätte innerer Wahrheit, sondern ein Subjekt zugeeignet der Welt. (Merleau-Ponty 1966: 7)

Merleau-Ponty, für den der Leibbegriff Ausgangs- und Endpunkt seiner Philosophie ist (Wylie 2007: 148), argumentiert hier, dass es keinen isolierbaren Geist gibt, der ohne eine umgebende Welt denkbar wäre. Dieser post-kartesianische Gedanke ist mit den postmodernen Theoriediskursen durchaus kompatibel. So wird beispielsweise in den nicht-repräsentationalen Theorien die Rolle von Kognition für die Entstehung von Sinn und Bedeutung weitgehend negiert (Thrift 2004). Folgt man diesem Argument logisch weiter, so muss aber aus der Ablehnung eines eigenständigen Geistes zwangsläufig die Ablehnung eines eigenständigen Körpers folgen. Denn – und das haben die postmodernen Diskurse um das Materielle kollektiv ausgeblendet – wenn der Geist nur eine Erfindung ist, „um [das Subjekt] nach wissenschaftshygienischem Bedarf als mental obduzierbares mentales Wesen konstruieren zu können“ (Hasse 1999: 70), dann kann auch der Körper, der ja den Gegenspieler des Geistes darstellt, nur eine Konstruktion sein.

Wenn also der Körperbegriff in der postmodernen Debatte zentralen Stellenwert erhält, bleibt die kartesianische Weltentrennung unter umgekehrten Vorzeichen bestehen. Um das kartesianische Weltbild tatsächlich zu überwinden, bedarf es eines dritten, nicht-dualistischen und integrativen Begriffs. Genau dies leistet der phänomenologische Leibbegriff. Während der Körperbegriff die materielle Dimension des Menschen als einen Gegenstand unter vielen in der physischen Welt adressiert, umfasst der Leibbegriff die immaterielle Lebendigkeit des Menschen. So definiert Schmitz (2014: 16) den Leib als

Inbegriff alles dessen, was er von sich, als zu sich selbst gehörig, in der Gegend – nicht immer in den Grenzen – seines Körpers spüren kann, ohne sich der fünf Sinne Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken und des aus ihren Erfahrungen, besonders denen des Sehens und Tastens, gewonnenen perzeptiven Körperschemas zu bedienen.

Verdeutlicht werden kann die Unterscheidung von Leib und Körper am Beispiel eines Schiffsuntergangs, bei dem die Passagiere Angst um ihren Leib (und damit um ihr Leben) und nicht um ihren Körper haben. Denn der Körper würde auch nach ihrem möglichen Ertrinken als Leiche weiter existieren, ihr Leib hingegen nicht (Hasse 2015d: o. S.). Merleau-Ponty (1966: 178f) wiederum illustriert den Unterschied zwischen Körper und Leib anhand physiologischer und medizinischer Erkenntnisse wie z. B. dem Phantomschmerz amputierter Gliedmaßen:

Wenn Kranke gleichwohl den Raum ihres Armes als fremd empfinden, wenn ich überhaupt den Raum meines Leibes als riesengroß oder winzig klein fühlen kann, so weil es eine affektive Gegenwart und Ausdehnung des Leibes gibt, die in objektiver Räumlichkeit weder ihre zureichende Bedingung findet [...] noch auch nur ihre notwendige Bedingung hat – wie es das Phänomen des Phantomarms zeigt. Die Räumlichkeit des Leibes ist die Entfaltung seines Leibseins selbst, die Weise, in der er als Leib sich realisiert.

Zudem betont Merleau-Ponty mit dem Leibbegriff den ganzheitlichen und situativen Zugang zur Erfahrung im Gegensatz zu einem analytisch geprägten Körperverständnis. Mit Bezug auf die Wahrnehmung von Kunst beschreibt er sein Leibverständnis wie folgt:

Nicht einem physikalischen Gegenstand, sondern eher einem Kunstwerk ist der Leib zu vergleichen. Die Idee eines Bildes oder eines Musikstücks kann sich auf keine andere Weise mitteilen als durch die Entfaltung der Farben und Töne selbst. Jede Analyse des Werks von Cézanne läßt mir, *habe ich seine Bilder nicht gesehen*, noch die Wahl zwischen verschiedenen möglichen Cézanne, *erst die Wahrnehmung der Bilder* gibt mir den einzigen existierenden Cézanne, durch die erst gewinnen alle Analysen ihren vollen Sinn. (ebd.: 181, eg. Hv.)

Wenn es also in dieser Studie um die aus der situativen Wahrnehmung gespeisten emotionalen Bewertungen des Tempelhofer Feldes geht, so ist aus Sicht der Phänomenologie nicht der Körper der zu adressierende Agent, sondern der Leib. Damit ist der Leibbegriff der geeignete konzeptionelle Anker zur Erforschung raumbezogener Emotionen. Denn mit ihm ist es möglich, das subjektive und sinnliche Erleben in einer physisch-materiellen Umwelt greifbar zu machen. Der Leibbegriff führt zu einem neuen Subjektverständnis, das den Menschen als gleichzeitig denkendes wie empfindendes Wesen konzipiert. Demnach muss „der Mensch [...] wesentlich als Leib gedacht werden, d. h. so, daß er in seiner Selbstgegebenheit, seinem Sich-Spüren ursprünglich räumlich ist: Sich leiblich spüren heißt zugleich spüren, wie ich mich in einer Umgebung befinde, wie mir hier zumute ist“ (Böhme 1995: 31). Statt des kartesischen Kernarguments „Ich denke, als bin ich“ gilt in der

Leibphilosophie „Ich *spüre*, also bin ich *hier*“. Das empfindende Subjekt und sein Leib – sind stets verortet in einem Hier und Jetzt (vgl. Merleau-Ponty 1966: 169). Mit der Betonung des Situativen und Verorteten wurde mit der Phänomenologie das postmoderne Kernparadigma bereits in den 1960er Jahren eindrücklich formuliert. Mit den Worten Hasses: „Der Phänomenologie [...] geht es nicht um das Erscheinende, sondern um das Erscheinen, nicht um Objekte oder Gegenstandsbereiche, sondern um die von ihnen ausgehende Wirkung auf die erlebende Person“ (Hasse 2002a: 79).

Die Rückbesinnung auf die Phänomenologie ist zudem ein adäquater Schritt, um dem „postmodernen Ästhetisierungsboom“ (Hasse 1993: 65) eine passende theoretische Klammer zu geben. Wenn die „ästhetische Durchdringung aller Güter der Warenwelt, das komplette Styling unserer täglichen Gebrauchsgegenstände und baulichen Umwelten von der Gabel bis zum Gartenstuhl, vom Hosenanzug bis zu der Autoausstattung, von der Inneneinrichtung bis zum Stadtmobiliar und der ästhetischen Aufhübschung von Fassaden, Straßen, Plätzen heute [...] fast vollständig Raum gegriffen [hat]“ (Helbrecht 2003: 150), dann muss der sinnlich-ästhetischen Wahrnehmung auch in den Sozial- und Gesellschaftstheorien Rechnung getragen werden. Denn in der „ästhetischen Ökonomie“ (Böhme 1995: 45) kommt der sinnlichen Komponente räumlicher Praktiken eine wachsende Bedeutung zu. Diese gesellschaftliche Verschiebung birgt gesellschaftskritisch betrachtet eine große Gefahr, denn „[w]ir haben es mit einer Dominanz des Ausdrucks gegenüber dem Sein der Dinge zu tun. Diese Dominanz bedeutet [...] ein Unsichtbarwerden des Realen. Die Ästhetisierung des Realen ist zugleich ein Prozeß der Verdrängung“ (ebd.: 13f.). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Ästhetischen und Erscheinenden muss daher stets beachten, dass sie damit potentiell ausschließende Gesellschaftsmechanismen reproduziert und manifestiert. Dennoch ist sie ein notwendiges und sinnvolles Unterfangen. Denn wenn das Erscheinen und die Oberfläche an Relevanz gewinnen, so bedeutet dies, dass die Unterscheidung von wahr und unwahr nicht mehr Kernpunkt politischer Auseinandersetzungen ist, sondern die Frage, was für jemanden *wirklich* erscheint. Ein funkelnder runder Gegenstand auf dem Boden ist für mich so lange tatsächlich eine Münze, bis ich beim Bücken erkenne, dass es eigentlich ein Kronkorken ist (vgl. Günzel 2007: 64). Mit dieser Position soll nicht dem Schein Vorrang vor dem Inhalt eingeräumt werden. Aber das Wissen über den Schein und über die Macht des Ästhetischen ist notwendig, damit letztere nicht für politische Zwecke missbraucht werden kann.

Neben der Ästhetik kann auch die Rehabilitierung der Subjektivität als zentrale Aufgabe der Postmoderne betrachtet werden:

Wenn die Moderne alt geworden ist und damit selbst zum Gegenstand von Modernisierung werden muss, dann ist diese Aufgabe ohne Retraditionalisierung nicht zu bewältigen. Modernisierung der Moderne heißt daher nichts anderes als Versöhnung der Moderne mit der – von ihr verneinten – Tradition. (Hassenpflug 2004: 82).

Diese Aussage, die Hassenpflug auf die Stadtentwicklung bezieht, trifft ebenso auf die Wissenschaften selbst zu. Denn vor der Moderne existierte „in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts [ein] lebendige[r] Diskurs über das menschliche Erleben und dessen Bedeutung für die Selbst- und Welterkenntnis. [Nach dem Zweiten Weltkrieg] im szientistischen Selbstverständnis [...] findet der Mensch als gefühlsmäßig und leiblich erlebendes Wesen nur noch wenig Beachtung“ (Hasse 2005b: 7). Der Pfad zur Wiederentdeckung und Akzeptanz von Subjektivität als wissenschaftlichem Prinzip ist aktuell noch nicht durchschritten. Dass sich der sozialwissenschaftliche Diskurs zur Interpretation affektiver Betroffenheiten eher neurobiologischen Erklärungsmustern (Thrift 2004) als der Phänomenologie zuwendet, ist Ausdruck dieser noch nicht abgeschlossenen Rehabilitierung des vormodernen Subjektivitäts-Paradigmas, wie Schurr zu Recht kritisiert: „Der naive Glaube nicht-repräsentationaler Geographien, dass neurobiologische Experimente die Trennung von Bewusstsein und Un- oder Vorbewusstsein beweisen, vergisst den performativen Charakter von Wissenschaft“ (Schurr 2014: 153, vgl. auch Korf 2012). Mit der naturwissenschaftlichen Argumentation in der Thematisierung von Gefühlen bzw. Affekten sind die nicht-repräsentationalen Theorien weniger eine postmoderne Strömung als eine Fortsetzung der Moderne unter neuen Vorzeichen.

Die Phänomenologie bietet hingegen einen konsistenten Zugang zum menschlichen Umwelterleben. Durch die Betonung der Materialität und Gegenwärtigkeit werden inhaltliche Parallelen mit den aktuell populären Diskursen der performativen, nicht-repräsentationalen und Praxistheorien sichtbar. Diese augenscheinlichen Überschneidungen wurden jedoch bisher kaum in den Diskursen um Praktiken und Performanz rezipiert. Das fehlende Interesse an bzw. Wissen um phänomenologische Perspektiven ist – zumindest im geographischen Diskurs – Resultat einer jahrzehntelangen Marginalisierung der Phänomenologie. In den 1960er und 1970er Jahren rekurrierte die humanistische Geographie auf die Phänomenologie, um die Zusammengehörigkeit von Erfahrung, Bedeutungen und Emotionen im räumlichen Erleben fassbar zu machen. Gleichzeitig versiegelte aber der „wissenschaftliche Paradigmenwechsel in den 1970er Jahren [...] für Jahrzehnte – in der Geographie bis in unsere Zeit – eine vorurteilsfreie Anknüpfung an geisteswissenschaftliche Denkkulturen“ (Hasse 2005a: 133). Damit nahm die humanistische Geographie innerhalb des akademischen Diskurses eine randständige Position ein (vgl. Rodaway 1994: 6). Gleichwohl berufen sich einige Kernkonzepte der Geographie auf phänomenologische Positionen.

Beispielsweise hat das von Yi-Fu Tuan in prominenter Weise diskutierte place-Konzept (Tuan 2001) einen in der Subjektivität und Situativität fußenden Raumbegriff in der Geographie fest verankert (vgl. Ash/Simpson 2016: 51). Damit hat Tuan der „Emotionalität eine bedeutende ja prinzipiell richtungsweisende Rolle im Mensch-Umwelt-Verhältnis ein[geräumt]“ (Hasse 1999: 75). Diese Position wird von verschiedenen Autoren übernommen. So rezipiert beispielsweise Duff (2010: 885): „[P]lace always already conjures the lived, felt, and relational experience of a thinking, feeling body/subject.“ In ähnlicher, explizit phänomenologischer Weise argumentiert Casey (2001: 689): „Just as there is no implaced self except as a body/self, there is no place either without such a self.“ Casey postuliert hier in phänomenologischer Tradition nicht nur eine Verbindung aus der physischen Materialität von Körper und Ort, sondern im gleichen Atemzug eine Verbindung des subjektiven Selbst mit dem menschlichen Leib. Ohne ein Subjekt kann es für ihn keinen Ort geben. Und umgekehrt kann es ohne Verortungen keine Subjektivität geben. Denn „existence is placed, [...] being inevitably requires a place, a situation for its disclosure“ (Larsen/Johnson 2012: 633). Aus diesem Grund bilden die frühen phänomenologischen Arbeiten der humanistischen Geograph*innen auch für die Emotionsgeographien einen wichtigen Referenzpunkt. „While the term ‘emotion’ may not have figured prominently in the work of humanistic geographers, the call to consider subjective dimensions of human life stimulated a substantial body of research that attended to how people feel and experience places and spaces“ (Bondi 2005: 435).

Die phänomenologische Philosophie hat demnach sehr wohl Einfluss auf geographische Diskurse gehabt. Sie ist aber nie zu einem zentralen Referenzdiskurs geworden wie die marxistische Philosophie, die Handlungstheorien, die Diskurstheorien oder jüngst die Performanztheorien. Dazu trugen auch die Defizite der humanistischen Geographie bei, die in den 1970er Jahren zu einer abnehmenden Popularität dieser Strömung geführt haben. So führte die Verankerung in der Subjektivität zu einer Überbetonung des individuellen, vornehmlich männlichen und weißen, Erlebens zulasten der sozialen Dimension. Damit wurden soziale Differenzen zum Teil hinter vermeintlich natürlichen Wahrnehmungen eingeebnet. „[P]henomenology is often guilty of presenting an undifferentiated body-subject“ (Ash/Simpson 2016: 60). Zudem dominierte, trotz der multisensorischen und synästhetischen Konzeption der phänomenologischen Wahrnehmung, der visuelle Sinn in den humanistischen Arbeiten (Rodaway 1994: 15). Trotz der marginalen Rezeption phänomenologischer Theorie ist eine (erstaunliche) konzeptionelle Nähe zum Performanzdiskurs feststellbar (Hasse 2010). Damit rückt die Phänomenologie zunehmend in das Scheinwerferlicht akademischer Aufmerksamkeit. Bei dieser Wiederentdeckung kommt dem Atmosphärenbegriff eine zentrale Bedeutung zu.

2.3 Der phänomenologische Atmosphärenbegriff

Nachdem der Begriff Atmosphäre von Hermann Schmitz als Teil seiner ‚Neuen Phänomenologie‘ (Schmitz 2014) und von Gernot Böhme als Teil seiner ‚Neuen Ästhetik‘ (Böhme 1993, 1995) in die deutschsprachige Phänomenologie eingeführt wurde, hat er über den viel beachteten, wenn auch kurzen (und nicht widerspruchsfreien) Aufsatz zu ‚affective atmospheres‘ von Anderson (2009) Einzug in die sozialwissenschaftliche, vorwiegend englischsprachige Debatte um situative und performative Bedeutungsproduktionen gehalten (Bille et al. 2015; Buser 2014, 2017; Closs Stephens 2016; Edensor 2012; Griffero 2014; Manz 2015; Michels 2015; Philippopoulos-Mihalopoulos 2016; Thibaud 2015). Das Konzept der Atmosphäre adressiert in seiner phänomenologischen Begriffsverwendung das leibliche Erleben menschlicher Umgebungen, wie Böhme ausführt (1995: 30/47f, eg. Hv.):

Zur Wahrnehmung gehört die affektive Betroffenheit durch das Wahrgenommene, gehört die Wirklichkeit [...], gehört die Leiblichkeit. Wahrnehmen ist im Grunde die Weise, in der man leiblich bei etwas ist, bei jemandem ist oder in Umgebungen sich befindet. *Der primäre Gegenstand der Wahrnehmung sind die Atmosphären.* [...] Atmosphären sind offenbar das, was in leiblicher Anwesenheit bei Menschen und Dingen bzw. in Räumen erfahren wird.

Böhme argumentiert mit seinem aus der Wahrnehmungslehre abgeleiteten Atmosphärenbegriff für einen ganzheitlichen, situativen und verorteten Wahrnehmungsbegriff, der vor jeder Analyse steht und sich synästhetisch vollzieht. „What is first and immediately perceived is neither sensations nor shapes or objects or their constellations [...], but atmospheres, against whose background the analytic regard distinguishes such things as objects, forms, colours etc” (Böhme 1993: 125). Die Zerlegung der Wahrnehmung in einzelne Sinne – in Sehen von Formen und Farbe, Riechen von Düften und Hören von Stimmen und Geräuschen – ist im phänomenologischen Verständnis eine nachträgliche Zerlegung der Wahrnehmung. Die Wahrnehmung von Ganzheiten erfasst man „mit einem Schlage [...] als vielsagende Eindrücke, die in einem Augenblick ganz zum Vorschein kommen, ‚ohne daß man alles, was sie einem sagen, einzeln sagen kann““ (Schmitz 1994: 77, zitiert in Hasse 2005a: 139).

Das eigentliche ‚Wahrnehmungsorgan‘ des Menschen ist demnach sein Leib; er ist „die Empfangsstation für Atmosphären und wirkt auf diese zurück“ (Schmitz 2014: 11). Die Unterscheidung einzelner Sinneseindrücke ist für die Phänomenologie nur retrospektive Abstraktionsleistung. „Was (theoretisch) über einzelne Sinne wahrgenommen wird, bildet im leiblichen Erleben eine Ganzheit, die weniger mit dem Auge gesehen oder mit dem Ohr gehört als durch ein Spüren von Eindrücken erschlossen wird“ (Hasse 2012: 16). Da

dieser Gedanke unserem naturwissenschaftlichen wie alltäglichen Verständnis fundamental widerspricht, soll dieser Gedanke mit einem längeren Zitat Merleau-Pontys (1966: 250, eg. Hv.) verdeutlicht werden.

Wir sagen: unsere Augen sehen, unsere Hände fühlen, unsere Füße schmerzen, doch diese naiven Ausdrücke geben nicht die wirkliche Erfahrung wieder. Sie unterwerfen sie einer Interpretation, die sie von ihrem ursprünglichen Subjekt loslöst. Da ich *weiß*, daß Licht meine Augen trifft, daß Berührungen an der Haut geschehen, daß das Schuhwerk meinen Fuß verletzt, verteile ich die meiner Seele zukommenden Wahrnehmungen auf meinen Leib, *verlege ich die Wahrnehmung in das Wahrgenommene*. Doch in Wahrheit ist da nur die räumliche und zeitliche Spur der Bewußtseinsakte. Betrachte ich diese innerlich, so finde ich nur ein einziges Erkennen, das ohne Ort ist, eine Seele ohne Teile, und es ist so wenig ein Unterschied zwischen Denken und Wahrnehmen als zwischen Sehen und Hören.

Es sind zwei zentrale Argumente, die die Phänomenologie in Stellung bringt, um mit der Konvention der Sinneswahrnehmung als Ausgangspunkt unseres Umweltwissens zu brechen. Erstens werden empirische Beispiele wie der Phantomschmerz eines amputierten Beines oder die Fähigkeit synästhetischer Wahrnehmungen z. B. bei Halluzinationserfahrungen³ angeführt, um aufzuzeigen, dass die kausale Verbindung aus Sinnesreiz und Sinneswahrnehmung empirisch nicht aufrecht zu erhalten ist. Das zweite Argument verweist auf die Performativität unseres kartesischen Welt- und Wissenschaftsverständnisses. Demnach führt die naturwissenschaftlich fundierte Bildung – beginnend bei Kinderbüchern, die Wahrnehmung stets als Zusammenspiel der fünf Sinne darstellen – dazu, dass wir nur noch Wissen von unserem Körper und nicht (mehr) von unserem Leib erlangen. Um es wieder in den Worten Merleau-Pontys darzustellen:

Unvermeidlich muss eine nach universaler Objektivierung strebende Wissenschaft dahin gelangen, den menschlichen Organismus vorzustellen als ein physisches System, das Reizen unterliegt, die ihrerseits sich definieren durch physisch-mechanische Beschaffenheiten; [sie] muss [...] ferner bemüht sein, auf dieser Grundlage dann die wirkliche Wahrnehmung erst zu rekonstruieren und endlich den Kreis des wis-

³ Merleau-Ponty argumentiert, dass der synästhetische Ursprung der Wahrnehmung in unserem rationalen Weltbild nur noch in Rauschzuständen wahrnehmbar ist: „Tatsächlich wirkt unter Meskalineinfluß ein Flötenton als blaugrüne Farbe, erzeugt der Schlag eines Metronoms im Dunkeln graue Flecken [...]. Eine Versuchsperson unter Meskalineinfluß ergreift ein Eisenstück, klopft damit auf die Fensterbrüstung, und [sagt]: ‚Da haben wir die Magie‘ – das Grün der Bäume wird heller. [...] Dabei handelt es sich [bei diesen Drogenerfahrungen] nicht um exzeptionelle Phänomene. Die synästhetische Wahrnehmung ist vielmehr die Regel, und wenn wir uns dessen selten bewußt sind, so weil das Wissen der Wissenschaft unsere Erfahrung verschoben hat und wir zu sehen, zu hören und überhaupt zu empfinden verlernt haben, vielmehr aus der Organisation unseres Körpers und der Welt, so wie die Physik sie auffaßt, deduzieren, was wir sehen, hören und empfinden müssen“ (Merleau-Ponty 1966: 267f.).

senschaftliche Erkennens zu schließen durch die Feststellung der Gesetze, nach denen die Erkenntnis selbst sich produziert. Durch die Begründung einer objektiven Wissenschaft der Subjektivität. (1966: 29)

Diese ausführliche Diskussion des phänomenologischen Leibverständnisses ist notwendig, da solchen Phänomenen, „die außerhalb der Phänomenologie durchaus auch als religiöse Erfahrungen gedeutet wurden und werden“ (Böhme 1998: 11), in den Wissenschaften eine eingeübte und tief verwurzelte Skepsis entgegengebracht wird. Durch die Bereinigung der akademischen Wissensproduktion um das Emotionale und Subjektive während der Moderne wurden derartige „inkompatible‘ Inhalte [wie Atmosphären] als Ausdruck einer Irrationalität des Geistes in ihrem Geltungsanspruch geschwächt“ (Hasse 2005a: 133). Konzepte wie Leib und Atmosphäre hatten nur noch in den Geisteswissenschaften Platz oder wurden ganz aus den Wissenschaften „in außerwissenschaftliche Zonen der Esoterik, des mystischen Glaubens oder der Religion exterritorialisert“ (ebd.).

Zu der bisher geringen Bereitschaft, Atmosphären als genuines wissenschaftliches Phänomen anzuerkennen, trägt auch das – sich unseren eingeübten Vorstellungen widersetzende – Raumverständnis der Phänomenologie bei. Denn der Raum der Wahrnehmung und Atmosphären ist nicht der physische, dreidimensionale Raum, sondern der leibliche Raum. Beide Räume sind zwar eng miteinander verbunden, sie sind aber nicht identisch, denn der atmosphärische Raum umfasst „keine Realität im materiellen Sinne, sondern gelebte Wirklichkeit die und in der wir leiblich kommunizieren“ (Hasse 2010: 72). Atmosphären sind in einem prädimensionalen Raum verortet, der sich jeder Materialität entzieht.⁴ Das bedeutet, dass man von atmosphärischen Räumen umhüllt wird, ohne ihren Anfang und ihr Ende benennen zu

⁴ Die Beziehung von leiblichem Raum zu physischem Raum erklärt Schmitz eingehend (2011: 121-128). Den physischen Raum bezeichnet Schmitz in seiner phänomenologischen Terminologie als Ortsraum. Mit diesem Begriff „wird es möglich, zu sagen, wo etwas ist [...]. Das ist die häufigste Information, die Personen im Umgang mit dem Raum benötigen. Sie wird aber erst spät, auf der zweiten Stufe der Überformung der Weite nach dem Weiteraum und dem Richtungsraum, aktuell“ (ebd.: 126). Schmitz argumentiert hier, dass die Grundlage des physischen Raums der leibliche Weiteraum sei. Im „reinen Weiteraum [...] ist die bloße Weite ohne jede Richtung mit einem absoluten Leibesort besetzt“ (ebd.: 121). Dieser Weiteraum wird beispielsweise in einer Höhle erlebbar, wenn man alle Lichter ausschaltet und von absoluter Stille und Dunkelheit umgeben ist. Noch intensiver kann der Weiteraum beim so genannten Floating erfahren werden; einem Schweben in einem abgedunkelten Pool, der mit salzhaltigem warmem Wasser gefüllt ist. Ausgehend vom „Leib als Orientierungsnulldpunkt“ (Günzel 2007: 76) entsteht der Richtungsraum durch die unumkehrbaren leiblichen Richtungen (Schmitz 2011: 123) von der „wandelnden Nullstelle des bewohnten Koordinatensystems“ (Günzel 2007: 76) weg: „hier kommen hauptsächlich die Richtungen des Blickes und des motorischen Verhaltens (des motorischen Körperschemas und seiner Ausübung) in Betracht“ (Schmitz 2011: 123). Weiteraum und der aus ihm hervorgehende Richtungsraum führen dann schließlich zur Wahrnehmung des Ortsraums, wie Schmitz resümiert: „Über dem Weiteraum und dem Richtungsraum, der den Weiteraum durch unumkehrbare Richtungen überformt, liegt hiernach als dritte Raumschicht der Ortsraum, der durch Hinzutritt

können. Man ist plötzlich in ihnen verortet und erlebt sie sodann als unbegrenzt und allumfassend. Beispielhaft hierfür ist die Erfahrung der Dämmerung: „Hat die Dämmerung sich erst einmal ausgebreitet, so hüllt sie alles ein, auch einen selbst, und man ist darin“ (Böhme 1998: 16).

Der Ursprung von Atmosphären im prädimensionalen Leibesraum trägt dazu bei, dass sich scheinbar schwer festlegen lässt, *was* und *wo* Atmosphären eigentlich sind: „Man weiß nicht so recht, soll man sie den Objekten oder Umgebungen, von denen sie ausgehen, zuschreiben oder den Subjekten, die sie erfahren“ (Böhme 1995: 22). Diese „ontologische Ortslosigkeit“ (ebd.: 31), das ‚Dazwischen‘ von Atmosphären zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Materiellem und Ideellem stellt den Kernaspekt des Atmosphärenkonzepts dar.

Atmosphären sind etwas zwischen Subjekt und Objekt, eine gemeinsame Wirklichkeit beider. Sie gehören nicht einfach zum Subjekt, sind auch nicht dessen Projektionen, denn man kann von Atmosphären ergriffen werden und in Atmosphären eintreten. Sie werden auf der einen Seite zwar durch Dinge und Menschen erzeugt, gehen von ihnen aus, und man kann sie, wie im Bühnenbild, bewußt inszenieren. Auf der anderen Seite sind sie aber in dem, was sie sind, niemals vollständig bestimmt ohne ein empfindendes Subjekt. (Böhme 1998: 19-21)

Die ontologische Unschärfe bedeutet jedoch nicht, dass Atmosphären gegenstandslos oder unbedeutend wären oder dass eine akademische Auseinandersetzung mit ihnen ergebnislos bliebe (vgl. Bille et al. 2015: 33). Atmosphären sind vielmehr allgegenwärtig und berühren uns mit ihrer „unauffälligen Aufdringlichkeit“ (Böhme 1995: 47). Denn als „umgebungsbezogene Bewertungen, [die] nicht in begrifflicher, sondern in befindlicher Form zur Geltung [kommen]“ (Hasse 2002d: 23), fließen Atmosphären zumeist unbemerkt und wissenschaftlich unreflektiert in unsere vermeintlich sachlich informierten Urteile über unsere Umwelt mit ein.

Wir kennen zahllose Gefühle der Zuneigung zu bestimmten Orten einer Stadt. Man kann sich am besten als ‚Umgebungsgefühle‘ bezeichnen. Wir kennen solche Umgebungen als ‚kalte‘ und ‚warme‘, als ‚behagliche‘ und ‚bedrohliche‘. Wir kennen das atmosphärische Gefühl der Ruhe, das zum Beispiel von der Dämmerung ausgeht. [Dieses Gefühl] ergreift den ganzen Raum der Wahrnehmung und fördert symbolische Verknüpfungen. Atmosphären sind überall. Aber sie liegen an den ‚Rändern‘ unserer sachlichen Aufmerksamkeit. (ebd.: 20)

Die fehlende Festlegbarkeit von Atmosphären hat bis vor kurzem die Anschlussfähigkeit des Konzepts an sozialwissenschaftliche Diskurse erschwert. Diese Vorbehalte nehmen jedoch, bedingt durch die aktuelle Hinwendung der Sozialwissenschaften zu geisteswissenschaftlichen Konzepten

der Fläche ermöglicht wird und Lagen, Abstände und relative Orte über umkehrbaren Verbindungen sowie bezifferbare Dimensionsstufen bis zur Dreidimensionalität hinzubringt. Ein solcher Ortsraum setzt [...] für seine Zugänglichkeit einen Richtungsraum, und damit einen Weiteraum, voraus“ (ebd.: 127).

wie Atmosphäre, Praxis und Situation, stetig ab (vgl. Kazig 2012: 85). Durch die gegenseitige Annäherung werden die konzeptionellen Schnittmengen zwischen dem Atmosphärenbegriff und den sozialwissenschaftlichen Paradigmen des Situativen und Performativen freigelegt (Hasse 2010).

Die zunehmende sozialwissenschaftliche Rezeption des Atmosphärenbegriffs geht jedoch zum Teil mit einer Neuinterpretation und alternativen theoretischen Verortung des Konzepts einher. Im Zuge der wachsenden Auseinandersetzung mit dem Begriff wird der phänomenologische Ursprung des Atmosphärenkonzepts – insbesondere im englischsprachigen Teildiskurs – zunehmend vernachlässigt. Paradigmatisch zeigt sich das an Andersons Aufsatz (2009), der weithin als Ausgangspunkt der englischsprachigen Auseinandersetzung mit dem Konzept der Atmosphären betrachtet wird. Anderson recurriert in seinem konzeptionellen Zugang zu Atmosphären einerseits auf die Phänomenologen Dufrenne (1989) und Böhme (1993), andererseits legt er dem von ihm eingeführten Konzept der ‚affective atmospheres‘ ein transpersonales Begriffsverständnis von Atmosphären zugrunde. So definiert er: „Affective atmospheres are a class of experience that occur *before and alongside the formation of subjectivity*, across human and non-human materialities, and in-between subject/object distinctions” (Anderson 2009: 78, eg. Hv.). Indem Anderson die phänomenologischen Ansätze Dufrennes und Böhmes mit den Gedanken von Deleuze et al. (2014) in Verbindung setzt, konstruiert er einen eigentlich nicht aufzulösenden epistemologischen Widerspruch in Bezug auf Subjektivität. Diesen Widerspruch adressiert er in seinem Artikel aber nicht. Die Ablösung des Atmosphärenbegriffs von der dem Begriff immanenten Subjektivität kritisiert Griffero (2014: 35):

The desubjectification of atmospheres [...] must not lead us to forget that a situation, probably never devoid of some atmospheric charge, is still relative to a subject [...], who feels touched by something partially undecipherable. And it is thanks to these corporeal suggestions pushing him to this or that reaction, and possibly to a sort of cooperative or supportive incorporation, that he gains his own identity.

Trotz – oder gerade wegen – der inkommensurablen Verbindung aus phänomenologischer und nicht-repräsentationaler Theoretisierung wurde Andersons Artikel zum Sprungbrett für die englischsprachige, vorwiegend nicht-repräsentationale Atmosphärendebatte. Dies zeigt sich daran, dass der Atmosphärenbegriff in diesem Diskurs stets in Verbindung mit dem Affektbegriff als ‚affective atmospheres‘ adressiert wird. Über diese Begriffswahl wird die konzeptionelle Nähe zu den nicht-repräsentationalen Theorien wissenschaftsstrategisch forciert. Der Atmosphärenbegriff steht damit möglicherweise davor, eine dynamische Themenkarriere zu erfahren, wie es zuvor mit dem Performanzbegriff geschehen ist (Dirksmeier 2009). Preis dieser Ent-

wicklung wäre nach jetzigem Stand aber, dass aus dem ursprünglich phänomenologischen Konzept ein mehrdeutiger, in verschiedenen Diskurskulturen beheimateter Überbegriff werden würde, der schlimmstenfalls zur Metapher verkäme. Es ist daher offen, ob der Atmosphärenbegriff zur Rehabilitation von Subjektivität und Phänomenologie in den Sozial- und Raumwissenschaften beitragen kann oder selbst in den – weitgehend – von Subjektivität befreiten Diskursen aufgehen wird. Im Rahmen dieser Studie wird er in seiner – ursprünglichen – phänomenologischen Lesart verwendet.

2.4 Der Atmosphärenbegriff in der Stadtplanung

Der Atmosphärenbegriff bietet sich mit seinem subjektiven und situativen Zugang zur Welt in spezifischer Weise für räumliche Fragestellungen an. Denn er transportiert einen Raumbegriff, der stets an die Anwesenheit empfindender Menschen gebunden ist: „In order to have an experience of urban space, we have to be there, we have to have a *bodily* experience of something that is not a mere representation” (Lapintie 2007: 43, Hv. i. O.).⁵ Mit diesem räumlichen Erleben sind stets symbolische Bedeutungen verknüpft. Diese sind kein Gegenpol zum situativen Erleben, sondern speisen sich aus ihm, wie Hasse anhand des Erblickens von Wolkenkratzern illustriert:

Ohne leibliche Resonanz wären die gebauten Symbole der Macht ohne Gewicht, denn das entfalten sie in ihrer Eindruckskraft: erst wer sich am Boden klein, fast weggeweht, abgeschattet und beengt fühlt, ‚ist‘ (in einem symbolischen Sinne) aus der erhöhten Perspektive der wolkenkratzenden Bürotürme klein. (Hasse 2002d: 36)

Der phänomenologische Raumbegriff unterscheidet sich damit fundamental von Lefebvres konzipiertem Raum (1991: 38ff.), der in Planungsprozessen vorherrschend ist. Denn die Überführung des leiblich erlebten Raums in den konzipierten Raum führt zu einer „Abwertung von Wirklichkeit zugunsten von Realität und dem, was sich mit den Mitteln einer begrifflich konventionalisierten (Herrschafts-)Sprache aussagen [bzw. kartographisch zeigen] läßt“ (Hasse 2002a: 109). Mit dieser Strategie blenden Planungsakteure die Tatsache aus, dass alles Raumwissen stets situativ und leiblich gewonnen ist. Vielmehr ist es aber so, dass die Annahme, es gäbe so etwas wie objektives Wissen von Räumen, zurückgewiesen werden muss. Die Betonung der Situativität und der Emotionalität des Erlebens durch den Atmosphärenbegriff

⁵ Auch wenn die Formulierung ‚bodily experience‘ den Unterschied zwischen Leib und Körper unterschlägt, kommt in diesem Zitat das ko-konstituierende Moment der Raumwahrnehmung exemplarisch zum Ausdruck.

stellt insbesondere für die Erforschung öffentlicher Räume eine Bereicherung dar. Denn öffentliche Räume sind Orte „to which [the public] attributes symbolic significance and asserts claims. [...] Citizens create *meaningful public space* by expressing their attitudes, asserting their claims and using it for their own purposes. It thereby becomes a meaningful public resource“ (Goheen 1998: 479, eg. Hv.). Ohne auf die emotionale Verbundenheit explizit Bezug zu nehmen, verweist Goheen hier auf die gefühlsmäßige Beziehung von Menschen zu ihrem urbanen Umfeld, die sich als ihre Atmosphäre ausdrückt. In der Planung wird diese emotionale Verbundenheit mit öffentlichen Räumen oft mit dem Begriff der Aufenthaltsqualität gerahmt. Dieser „so nüchtern erscheinende Begriff“ meint für Hasse „am Ende nichts anderes als eine den Menschen an einen Ort bindende atmosphärische Raumqualität“ (2012: 20). Öffentliche Räume sind somit atmosphärische Räume per se. Denn hier wird die Schaffung von Aufenthaltsqualität zu *dem* ausschlaggebenden Erfolgskriterium. Zwar sollen auch ein Kitaneubau oder ein neues Wohnviertel eine ansprechende Aufenthaltsqualität besitzen; derartige Planungsvorhaben erfüllen aber zunächst einmal einen funktionalen Zweck: sie schaffen neuen Wohnraum oder neue Betreuungsplätze für Kleinkinder. Bei der Planung öffentlicher Räume hingegen ist die Schaffung von Aufenthaltsqualität nicht nur Nebenaspekt der Planung, sondern ihr genuines Ziel. Der Erfolg eines neu gestalteten Stadtplatzes oder neu eröffneten Parks misst sich an dessen Aufenthaltsqualität, welche wiederum das Vorhandensein ansprechender Atmosphären widerspiegelt.

In der sozialwissenschaftlich informierten Stadtforschung stößt die fruchtbare Verbindung zwischen dem Atmosphärenbegriff und Fragen der Raumwahrnehmungen auf zunehmendes Interesse (Buser 2017; Edensor 2012; Frers 2007; Göbel 2015; Michels 2015). Dabei haben atmosphärische Wirkungen insbesondere in Bezug auf die Materialität von Architektur seit einiger Zeit Beachtung gefunden und es wird auch nicht in Frage gestellt, dass es einen derartigen Effekt gibt (Göbel 2015; Kazig 2007). Für Freiräume wurde der atmosphärische Bezug jedoch bisher kaum hergestellt, obwohl hier der meteorologische Ursprung des Atmosphärenbegriffs am stärksten zum Tragen kommt (als Ausnahme vgl. Frers 2013; Hasse 2015c; Wylie 2005).

Im Planungsdiskurs wiederum wurden Atmosphären bisher nur marginal thematisiert (als Ausnahme: Kremer 2010) bzw. als Desiderat formuliert (Buser 2014). Dies ist durchaus verwunderlich, da „mit Begriffen wie *Image*, *Urbanität* [oder] *Wohnumfeld* [...] die notwendigen Stichworte schon gefallen sind. [Dennoch] ist [...] die bisherige Stadtplanung weitgehend dem Visuellen und Geometrischen verhaftet geblieben“ (Böhme 1998: 11). Vor diesem Hintergrund plädiert Hasse (2002a: 110) dafür, dass „die für die Raumplanung wichtigen Fragen nach der Sicherstellung einer identitiven Lebensqualität von Bewohnern und Nutzern einer Stadt [mit dem Atmosphärenbegriff] um eine wichtige Dimension angereichert werden.“ Diese theoretische

Weiterentwicklung der Planungstheorie stellt ein dringliches Desiderat dar. Denn zum einen finden neue – zumeist partizipative – Planungspraxen vermehrt in öffentlichen Räumen statt (vgl. Kapitel 1.2). Zum anderen haben öffentliche Räume in der gegenwärtigen Stadtentwicklung generell einen Bedeutungsgewinn erfahren. Ihnen wird zunehmend eine korrespondierende statt wie früher eine kompensative Funktion zugeschrieben (Giseke 2004). Sie sind vom Rest zum Baustein für die Stadtentwicklung geworden (Selle 1995). Die damit einhergehende Erlebensperspektive erhält inhaltlich einen hohen Stellenwert; konzeptionell bleibt sie aber bisher unterbelichtet. Als Reaktion auf diese Leerstelle widmen sich erste Arbeiten dem Zusammenhang von Kunst in öffentlichen Räumen und Stadtplanung (Lewitzky 2005; Lossau/Stevens 2015; Schild 2005) sowie – wie in Kapitel 1.2 dargestellt – dem Konzept der performativen Planung (Altrock et al. 2006; Kremer 2010; Mackrodt/Helbrecht 2013).

Der konzeptionelle Import des Performanzbegriffs in den Planungsdiskurs zeigt paradigmatisch auf, wie postmoderne Theorien die kartesianische Trennung von Geist und Körper nicht überwinden, sondern ‚nur‘ umkehren. Zwar wird mit dem Performanzbegriff der Blick für die Materialität, Situativität und Bühnenhaftigkeit planerischer Aushandlungsprozesse geschärft (vgl. Mackrodt/Helbrecht 2013: 18f.) und damit an der „strukturellen Raumblindheit fordristischer [...] Planung“ gerüttelt (Hassenpflug 2004: 83). Gleichwohl wird aber die für das Erleben öffentlicher Räume so wichtige Emotionalität (noch) nicht ausreichend adressiert. So berichtet beispielsweise Altrock (2012: 19, eg. Hv.) von einem performativen Planungsprojekt, in dessen Rahmen eine provisorische Freiraumbibliothek in einer Kleinstadt errichtet wurde. Die Intervention „führte zu einer *Mobilisierung und Beteiligung* der örtlichen Bevölkerung, die *sowohl den Aufbau als auch den Betrieb der Bibliothek* durch ihr Engagement unterstützte.“ Der hier beschriebene Beteiligungserfolg ist ohne eine emotionale Verbundenheit der partizipierenden Bevölkerung nicht denkbar. Denn für ein derartiges ehrenamtliches Engagement bedarf es ausreichender motivationaler Anreize, die wiederum an positive Emotionen gekoppelt sind (Kuhl 2010). Die Emotionalität des Beteiligungsprojektes wird jedoch mit der Bezugnahme auf den Performanzbegriff „wissenschaftshygienisch“ (Hasse 1999: 70) ausgeblendet. Denn in Bezug auf Emotionen zeichnet sich der breit gefächerte Performanzdiskurs⁶ durch eine erstaunliche Verschwiegenheit aus.

Sowohl im theaterwissenschaftlichen Ansatz nach Erving Goffman (2009) als auch im nicht-repräsentationalen Ansatz nach Nigel Thrift (2003) spielt die Emotionalität der an den Aufführungen beteiligten Personen keine Rolle. In Goffmanscher Lesart werden Emotionen zugunsten eines intentional konzipierten Subjekts vernachlässigt. Damit gehört Goffmans Konzept zum „mainstream der meisten Sozialwissenschaften, [der] von einem Bild des

⁶ Als Überblick vgl. Cloke et al. (2008), Dirksmeier (2009), Fischer-Lichte (2012)

Menschen dominiert [wird], das um dessen Emotionalität weitgehend ‚bereinigt‘ ist“ (Hasse 1999: 64f). In der nicht-repräsentationalen Lesart des Performanzbegriffs wiederum werden Emotionen durch den vorkognitiven Affektbegriff ersetzt. Das Subjekt und seine Emotionalität werden hier zugunsten unbewusster, körperlicher Kräfte von Affekten außen vor gelassen. Solche ‚natural forces‘ entsprächen eher dem lebendigen Vollzug als die Auseinandersetzung mit individualisierten Emotionen (vgl. Thrift 2003: 2020). Im „Diskurs zur Performativität [werden demnach] Gefühle entweder überhaupt nicht thematisiert oder einem ‚denkenden‘ Körper zugeschlagen“ (Hasse 2010: 66). Dies deckt sich mit dem generellen Entwicklungstrend sozial- und kulturwissenschaftlicher postmoderner Theorien. Einerseits wird das Primat des Geistes aufgegeben, andererseits steht die wissenschaftliche Rehabilitierung des in der Moderne verbannten *empfindenden* Menschenbilds noch aus (vgl. Kapitel 2.1). Bis dies geschehen ist, können Raum und Emotionen nicht in zufriedenstellender Weise mit dem Performanzbegriff zusammen gedacht werden. Aus diesem Grund ist das Konzept der performativen Planung ein erster wichtiger, aber nicht hinreichender konzeptioneller Schritt, um die Erlebbarkeit des öffentlichen Raums in ihrer Ganzheitlichkeit zu adressieren. Zwar werden die Materialität und Situativität des Erlebens damit fassbar gemacht, nicht aber die subjektiven Bedeutsamkeiten.

Vor dem Hintergrund der hier skizzierten emotionalen Leerstelle zeichnet sich der Mehrwert des Atmosphärenbegriffs umso klarer ab. Denn Räumlichkeit und Emotionalität sind hier intrinsisch miteinander verbunden und können die neue gesellschaftliche Wertschätzung ästhetischen Raumerlebens begreifbar machen. Das Atmosphärenkonzept bietet den für diese Studie notwendigen erkenntnistheoretischen Ansatz, der „die konsequente Integration von Gefühlstheorien [umsetzt und] Stadt [...] als *einen im Erleben sich konstituierenden Raum* begreif[t]“ (erneut Hasse 1999: 80, eg. Hv.). Damit leistet die Studie einen Beitrag zum sich zaghaft entwickelnden Atmosphärendiskurs in den Planungstheorien. Im Rahmen dieses Diskurses stellt Buser (2014) erste planungstheoretische Überlegungen zum Atmosphärenbegriff an, bleibt dabei in seinen methodischen Überlegungen jedoch sehr vage. In einer der bisher wenigen empirischen Planungsstudien zum Atmosphärenkonzept untersucht Manz (2015) mit einem stärkeren Anwendungsbezug, wie der „planerischen (Vogel-)Perspektive die Sicht der Bewohnerinnen und Bewohner und damit eine alternative Raum- und Bildersprache gegenüber [gestellt werden kann], [...] um Unsichtbares sichtbar zu machen“ (ebd.: 136). Manz stellt dabei ebenso wie die vorliegende Studie „die sinnlich-leibliche Betroffenheit in den Fokus des Forschungsinteresses, [...] um Bedeutungen und Wahrnehmungen von Bewohnerinnen und Bewohnern analytisch zu fassen“ (ebd.: 135). Im Gegensatz zu Manz' Forschungs-

anliegen untersucht die vorliegende Studie die atmosphärische Wirkmächtigkeit nicht (nur) für die *ansässige Bevölkerung*, sondern explizit für die Planer*innen selbst. Denn auch ihr Raumwissen ist situativ und leiblich gewonnen. Die beiden Studien ergänzen sich in ihren Forschungsinteressen und legen den Grundstein für die weitere empirische Erforschung von Atmosphären in Planungsprozessen. Abgesehen von diesen wenigen Pionierarbeiten ist das Potential des Atmosphärenkonzepts im Planungsdiskurs noch weitgehend unerschlossen.

Hier könnte der Begriff Atmosphäre zumindest und zunächst wenigstens die Wahrnehmung verändern. Er richtet die Aufmerksamkeit auf die Beziehung von Umgebungsqualitäten und Befindlichkeiten [...]. In der Tat kann man durch die Analyse der Erzeugenden von Atmosphären von der Seite des Objekts her, d. h. durch die Stadtplanung, die Bedingungen schaffen, aufgrund derer sich Atmosphären eines bestimmten Charakters entfalten können. Die Dimensionen und die Handlungsmöglichkeiten der Stadtplanung werden dadurch erweitert. Aber notwendig auch ihre Haltung, denn im Bereich der Atmosphären heißt Handeln nicht immer bloß machen, sondern auch zulassen. (Böhme 1998: 70)

Mit dem phänomenologischen Atmosphärenbegriff schafft es die vorliegende Studie, das gemeinsame ‚In-Erscheinung-treten‘ von sich vollziehender Wahrnehmung und entstehender Emotionalität konzeptionell zu fassen. Damit können materielle und immaterielle Aspekte im Erleben öffentlicher Räume integrativ betrachtet werden. Dazu ist es jedoch zunächst vonnöten, für die bisher noch ausstehende empirische Umsetzung der Atmosphärenforschung einen methodologischen Zugang zu finden.

3. Methodischer Zugang: Operationalisierung des Atmosphärenkonzepts und Fallauswahl

Eine methodologische Annäherung an Atmosphären muss in weiten Teilen Neuland beschreiten, denn „eine sozialwissenschaftlich-empirische Analyse der ästhetischen Rezeption [ist] bisher weitestgehend ausgeblieben“ (Kazig 2012: 85).⁷ Der Grund hierfür liegt in dem philosophischen Ursprung des Begriffs und der damit verbundenen (bisherigen) Marginalisierung im sozial- und kulturwissenschaftlichen sowie humangeographischen Diskurs (vgl. Göbel 2015: 7). Zwar widersetzt sich der Atmosphärenbegriff nicht grundsätzlich einer empirischen Umsetzung, allerdings liefert der Begriff selbst keine Angebote zu seiner empirischen Erforschung, wie Kazig zu bedenken gibt (2007: 180): „Im Unterschied zur Philosophie, die als nicht empirische Wissenschaft sich auf eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit dem Atmosphärenbegriff beschränken kann, wird sich der Atmosphärenbegriff in der Geographie nur etablieren können, wenn sich auch ein ernst zu nehmender empirischer Zugang zu Atmosphären abzeichnet.“ Mit Verweis auf die ebenfalls aus der Philosophie entstammende Diskurstheorie und ihre weit vorangeschrittene Operationalisierung in der Humangeographie (Glasze/Mattisek 2009), sieht er jedoch großes Potential für entsprechende methodische Entwicklungen (vgl. Kazig 2007: 184).

Methodologischer Ausgangspunkt für die Erforschung von Atmosphären ist die Berücksichtigung ihres intermediären Status‘ zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Materiellem und Ideellem. Zudem ist es unabdingbar, Atmosphären in ihrem ko-konstituierenden Charakter des Situativen zu denken. „Damit rückt nicht die Handlung eines Subjekts in den Mittelpunkt, sondern die Situation des Augenblicks, das Ereignis und das ihm eigene [...] Geschehen in seiner Unverfügbarkeit“ (Hasse 2010: 65). Die Analyse von Atmosphären muss daher immer von der Beziehung der Gleichzeitigkeit subjektiver Empfindungen und umweltbezogener Materialitäten ausgehen (vgl. Ash/Simpson 2016: 62). Solch ein empirischer Zugang entspricht dem phänomenologischen Verständnis am ehesten, wie Griffero (2014: 121, eg. Hv.) illustriert: „In a holistic joyful atmosphere, the joy is not so much *my* joy, but rather *a joyous situation*, in which the subject and the object are not independent and isolable parts.“ Gleichwohl stößt diese methodische Forderung in der empirischen Umsetzung schnell an ihre Grenzen. Wird der empirische Fokus vorwiegend auf die Situativität und Gegenwärtigkeit atmosphärischen Spürens gelegt, so bieten sich hierfür vor allem *Beobachtungsmethoden* wie Videografie (Heath 1997; Heath/Hindmarsh 2002; Lorimer 2010), visuelle

⁷ Für einen ersten methodologischen Vorschlag für die Medienwissenschaften vgl. Rauh (2012)

Ethnographie (Pink 2004; Schurr 2012) oder Fotodokumentation (Dirksmeier 2007; Markwell 2000; Oldrup/Carstensen 2012) an. Mit diesen Methoden kann der Moment der Wahrnehmung festgehalten und der Fokus auf den materiellen Vollzug des atmosphärischen Erlebens gelegt werden (vgl. Kazig 2012: 85).

Die mit den Beobachtungsmethoden verbundene Vorannahme besteht darin, anhand körperlicher Verhaltensweisen wie Gestik und Mimik eine Verbindung zwischen Bewegungen und Empfindungen herzustellen (z. B. Dirksmeier/Helbrecht 2013). Atmosphären ließen sich diesem Verständnis nach – ansatzweise – anhand von Körperbewegungen ablesen (vgl. Kazig 2007: 173). Diese Methode wird beispielsweise von Frers (2007) in seiner phänomenologischen Studie zum Erleben in Bahnhöfen angewandt. Ohne mit den im Film festgehaltenen Personen zu sprechen, bleiben Interpretationen über deren subjektive Wahrnehmungen und Empfindungen aber immer nur Fremdzuschreibungen der Forschenden. In Beobachtungsstudien muss die Frage nach dem subjektiven Erleben der dargestellten Personen letztlich offen bleiben. Denn „die Interpretation [von Videosequenzen und Fotografien muss] sich auf das bescheiden, was gezeigt wird, [auch wenn die] Verlockung zu darüber hinausgehenden, attraktiv verallgemeinernden Schlussfolgerungen“ groß ist (ebd.: 23). Frers weist auf diese limitierenden Aspekte video-graphischer Forschung ausdrücklich hin:

Ich konnte zwar, auch ohne mit den Menschen zu sprechen, ihre (Wahrnehmungs-)Handlungen auswerten, insbesondere da ich über die Videoaufzeichnung die Möglichkeit hatte, in der Zeit zurück zu gehen und eine Handlung von ihrem Zielpunkt her zu rekonstruieren. Aber trotzdem ist mir im Verlauf der Untersuchung klar geworden, dass es möglich wäre, ein noch tiefergehendes Verständnis vom Prozess der [atmosphärischen] Einhüllung zu gewinnen, wenn ich einzelne Personen in ihrem Alltagszusammenhang verfolgen und mich mit ihnen darüber austauschen könnte. (ebd.: 258)

Subjektive Zuschreibungen können demnach nicht direkt aus Beobachtungen extrahiert werden. Aber auch der Einfluss des physischen Settings auf Atmosphären kann nicht direkt aus Beobachtungsdaten abgelesen werden. „Atmosphären beziehen sich auf die Dinge, die im Raum einen spezifischen Ort bilden, lassen sich in ihrer spürbaren Wirkung aber nie kausal auf etwas zurückführen, das in diesen Dingen restlos aufginge“ (Hasse 2002d: 24). Somit bieten Beobachtungsansätze wertvolle Hinweise auf atmosphärisches Wirken; allein, die Atmosphären selbst lassen sich nicht exklusiv aus Beobachtungen ablesen. Was *methodologisch* eine Herausforderung darstellt, ist jedoch aus *konzeptioneller* Sicht notwendig und vorteilhaft. Denn damit kann der Einwand entkräftet werden, „dass über Atmosphären eine neue Form geodeterministischen Denkens auf Mikroebene verbreitet werden solle“ (Kazig 2007: 179). Atmosphären sind keine Wirkungen oder Effekte materieller Phänomene.

Als Alternativstrategie zu den Beobachtungsmethoden zielen *sprachbasierte Verfahren* primär auf die subjektiven Empfindungen und emotionalen Zuschreibungen im Erleben von Atmosphären ab. Denn „[i]m Empfinden entfaltet sich für den Erlebenden zugleich Ich und Welt, im Empfinden erlebt der Empfindende sich und die Welt, sich in der Welt, sich mit der Welt“ (Straus 1956: 372, zitiert in Kazig 2007: 170). Das leiblich-sinnliche Empfinden von Atmosphären kann diesem Ansatz folgend in Form von Interviews oder Zeitungsartikeln sprachlich erhoben und analysiert werden. Im Gegensatz zur Gegenwärtigkeit von Beobachtungen sind sprachliche Repräsentationen von Natur aus retrospektiv. Die Situativität von Atmosphären geht bei dieser Erhebungsform weitgehend verloren. Gerade die nicht-repräsentationalen Theorien haben solche repräsentationalen Verfahren dafür kritisiert, dass sie die Ereignishaftigkeit des empirischen Gegenstands nicht einfangen können (vgl. Lorimer 2005: 87; Thrift/Dewsbury 2000: 424). Aus phänomenologischer Sicht ist diese Kritik jedoch gegenstandslos. Denn demnach werden vergangene Erlebnisse im Moment des Erzählens erneut aktiviert, so dass das Erinnern als ein Prozess der erneuten Vergegenwärtigung des Vergangenen begriffen wird. Verbale Aussagen erlauben diesem Verständnis nach Rückschlüsse auf das situative Erleben der Befragten im beschriebenen Moment. Um es mit den Worten Merleau-Pontys (1966: 42) zu formulieren:

Sich erinnern heißt nicht, das Bild einer an sich vorhandenen Vergangenheit aufs neue in den Blick des Bewußtseins bringen, sondern sich in den Horizont der Vergangenheit versenken [...], bis die Erfahrungen, die sie enthält, gleichsam neuerlich an ihrem zeitlichen Ort erlebt sind.

Ein weniger leicht zu entkräftender Kritikpunkt an sprachbasierten Erhebungsmethoden liegt in ihrer nicht auflösenden Verbindung aus leiblicher Wahrnehmung und symbolischer Deutung in Aussagen über das Atmosphärische. So meint Hasse (2002a: 80/96, Hv. i. O.):

Jede *Aussage* über das Spüren von Atmosphären [...] gründet in subjektivem Befinden wie in deutendem Denken. Insofern ist die ‚rein‘ leiblich orientierte Wahrnehmung, die nur auf das eigene Befinden Bezug nehmen würde, immer schon gestört, denn Wahrnehmung ist stets aufgrund von Sozialisation, Bildung und Erziehung sowie anderer zum Teil subtil wirkender Prozesse der Vergesellschaftung in der sprachlichen Aussage auch ein Vorgang sozialer Konstruktion. [...] Beide Dimensionen schwingen im Bereich der Gefühle, denn eine situationsbezogene Evaluation erfolgt immer aus der Perspektive des erlebenden und denkenden Individuums. Das gilt für die leibliche Befindlichkeit wie für die interpretative Reflexion oder Deutung.

Diese „Verknüpfung von leiblicher und symbolischer Betroffenheit“ (ebd.: 100) ist nicht auflösbar, auch wenn die nicht-repräsentationalen Theorien dem widersprechen. Vielmehr ist von einer wechselseitigen Beeinflussung

beider Dimensionen auszugehen, deren kausale Zusammenhänge nicht abschließend ergründet werden können. Damit können Atmosphären weder allein über Beobachtungsmethoden noch exklusiv über sprachliche Erhebungsmethoden umfassend erhoben werden. Die ideale empirische Annäherung an Atmosphären bestünde demnach in der parallelen Erhebung von Beobachtungs- und sprachzentrierten Daten. In kontrollierten Umfeldern wie Arztpraxen (Heath 1997), Klassenzimmern (Kuhn 2013) oder Büro-Arbeitsplätzen (Hornecker 2004) ist dieses Vorgehen gewinnbringend eingesetzt worden. Dieser doppelte Zugang war jedoch für die in dieser Studie adressierte Personengruppe (vgl. Kapitel 3.1) forschungspraktisch nur schwer umsetzbar. Insbesondere die interviewten kommunalen Planer*innen sind nur selten auf dem Tempelhofer Feld anwesend und der Zugang zu diesen seltenen und zumeist verwaltungsinternen Terminen ist sehr reglementiert.

Aus diesen Überlegungen leitet sich ab, dass das dem Atmosphärenbegriff zugrunde liegende Verständnis der situativen Ko-Konstitution von Subjekt und Umwelt (vgl. Casey 2001: 688) empirisch nicht ohne weiteres einlösbar ist. Zu heuristischen Zwecken ist es daher sinnvoll, die Materialität des Raumes und die leiblichen Empfindungen getrennt voneinander zu betrachten (z.B. Michels 2015). Diese Trennung bedeutet *nicht*, dass der tatsächliche Vollzug des atmosphärischen Erlebens in diese Dimensionen zerlegbar wäre. Sie soll vielmehr die analytische Aufmerksamkeit für das Zusammenspiel von subjektiver Wahrnehmung, leiblichem Spüren und räumlicher Gestaltung schärfen. Der Behelfscharakter dieses methodologischen Manövers muss stets mitbedacht werden.⁸ Solange jedoch die „Alphabetisierung des Sprechenkönnens über Atmosphären“ (Hasse 2012: 8) noch nicht weiter fortgeschritten ist, stellt der doppelte empirische Zugang über die Subjektseite des sinnlich-leiblichen Empfindens und die Objektseite der Umwelteigenschaften die größtmögliche empirische Annäherung an das Phänomen der Atmosphären dar. In dieser Weise plädiert auch Kazig (2007: 171) für einen zweifachen empirischen Zugriff auf Atmosphären:

Atmosphären gehören zu der Kategorie der nicht materiellen Medien. Insofern können sie nicht direkt erfasst werden. Ein Zugang zu Atmosphären kann deshalb nur auf indirektem Weg über die beiden Pole – das Subjekt auf der einen und die Umgebung auf der anderen Seite – erfolgen, die durch eine Atmosphäre verbunden werden.

⁸ Die gegen dieses methodische Vorgehen richtbare Kritik der Reproduktion der Subjekt-Objekt-Dichotomie kann nicht abschließend ausgeräumt werden. Die Forderung von Ash und Simpson (2016: 62) – “Rather than starting with a subject and object correlate (where the subject is ultimately the primary term), we are to start with the relations themselves” – bleibt in dieser Studie ein noch nicht erreichtes Desiderat.

Basierend auf diesen Abwägungen werden Atmosphären in der vorliegenden Studie auf doppeltem Wege adressiert. Zum einen über die Subjektebene der emotionalen Deutungen und Bewertungen des räumlichen Erlebens und zum anderen über die Objektebene räumlicher Situationen und materieller Arrangements.

3.1 Sprachzentrierte Erhebungsmethoden als Zugang zur Subjektseite von Atmosphären

Um Zugang zur *subjektiven Dimension* von Atmosphären zu erhalten, kommen in dieser Studie mehrere sprachzentrierte Methoden zum Einsatz. Hierzu zählen leitfadengestützte qualitative Interviews, mediale Repräsentationen wie Zeitungsartikel, Radiobeiträge und Videos über das Tempelhofer Feld sowie aus meinen Feldnotizen generierte Vignetten meiner Erlebnisse auf dem Tempelhofer Feld. Über die Auswahl, Erhebungsweise und Analyse dieser Daten wird im Folgenden näher Auskunft gegeben. Im Rahmen der Studie habe ich 19 *leitfadengestützte Interviews* mit einer Länge zwischen jeweils 50 und 120 Minuten geführt, wobei 11 Interviews mit Planer*innen der Berliner Stadtverwaltung und 8 Interviews mit Initiator*innen von Pionierprojekten auf dem Tempelhofer Feld geführt wurden.⁹ Vier der befragten Akteur*innen habe ich im zeitlichen Abstand von einem Jahr zweimal interviewt, um den prozessualen Charakter des laufenden Planungs- und Entwicklungsprozesses zu erfassen. Thematisch beschäftigten sich die Interviews mit dem Planungsprozess des Tempelhofer Feldes, der Rolle der jeweiligen Person in diesem Prozess und ihren persönlichen Erlebnissen auf dem Tempelhofer Feld.

Das entscheidende Kriterium für die Auswahl der Interviewpartner*innen lag in der aktiven Beteiligung am Planungsprozess. Dieses Kriterium gilt zum einen natürlich für die zuständigen Mitarbeiter*innen der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung sowie die von ihr beauftragten landeseigenen Unternehmen Grün Berlin GmbH und Tempelhof Projekt GmbH. Zum anderen umfasst die Auswahl Pioniere, die sich aktiv am Planungsprozess beteiligt haben und über ihre Projekte sichtbar auf dem Tempelhofer Feld präsent waren.¹⁰ Die Auswahl der planungspolitisch aktiven Pionierprojekte

⁹ Die Liste der geführten Interviews ist dem Anhang zu entnehmen.

¹⁰ Demnach wurden nur Pionierprojekte in die Auswahl einbezogen, die beispielsweise regelmäßig an den von Tempelhof Projekt GmbH organisierten Pioniertreffen teilgenommen haben oder eigeninitiativ das Planungsgeschehen öffentlich thematisiert haben. Pionierprojekte, die kaum Aktivitäten auf dem Feld zeigten oder sich wenig mit der planerischen Zukunft des Feldes auseinander gesetzt haben, wurden bewusst nicht in die Auswahl einbezogen.

verteilt sich räumlich auf drei Projekte auf dem Pionierfeld Oderstraße, ein Projekt auf dem Pionierfeld Tempelhofer Damm und ein Projekt auf dem Pionierfeld Columbiadamm (vgl. Abbildung 10, Kapitel 4.2).

Die Festsetzung dieser Kriterien hat in der Interviewten-Auswahl zu einem sozio-kulturellen Bias geführt. Die 10 Mitarbeiter*innen der Senatsverwaltung, von Grün Berlin GmbH und Tempelhof Projekt GmbH sind alle deutsche Muttersprachler*innen ohne Migrationshintergrund und haben mehrheitlich eine West-Berliner Biographie. Von den 6 interviewten Pionieren sind ebenfalls alle Akteure deutsche Muttersprachler*innen und verfügen mehrheitlich über einen hohen Bildungsstatus. Diese Tatsache resultiert maßgeblich aus den Bewerbungsbedingungen der Senatsverwaltung für das Pionierverfahren, wonach die Initiativen bei ihrer Bewerbung ein Betriebskonzept in deutscher Sprache einreichen mussten sowie bei Zuschlag eine jährliche Pacht aufbringen mussten (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a). Diese formalen Voraussetzungen für Pionierprojekte begünstigte Initiativen, die über ein hohes Bildungs- und ökonomisches Kapital verfügen. Diese Tendenz hat sich auch innerhalb der Projekte widerspiegelt, wie die Pionierin Tanja Kolpert für die Startphase des Allmende-Kontors skizziert:

Also zuerst sind so die eher jüngeren, gut gebildeten, meistens Weißen am Start, also europäischer Gutbildungshintergrund. So kann man das, glaube ich mal zusammenfassen. Das waren die Ersten, die da [im Gemeinschaftsgarten] sofort losgelegt haben. Und je mehr das aber war, das ist dann eben auch erfreulicherweise gelungen, dass eben auch migrantische communities da losgelegt haben. Und inzwischen ist es extrem gemischt. Und es kommen auch ganz viele Nachfragen nach wie vor von Migranten, die da eben auch gerne mitmachen wollen. (Interview Tanja Kolpert, P(O), 06.01.2012)

Durch den empirischen Fokus auf die Projekt-Initiator*innen und Planer*innen stellen die interviewten Personen in ethnischer wie sozio-ökonomischer Hinsicht eine recht homogene Gruppe dar. Wenn daher im Rahmen dieser Studie bestimmte atmosphärische Wahrnehmungen dominant repräsentiert werden, werden damit nicht – ob nun absichtlich oder unreflektiert – soziale Differenzen nivelliert, wie es der humanistischen Geographie zu Recht vorgeworfen wurde (vgl. Ash/Simpson 2016: 60). Vielmehr offenbart die Studie – ohne Anspruch auf Repräsentativität zu erheben – die atmosphärischen Wahrnehmungen der in Planungsprozessen dominanten sozialen Gruppe. Der Preis dieser empirischen Fokussierung ist die damit verbundene unvermeidliche Reproduktion dieser Machtverhältnisse. Die empirische Untersuchung des atmosphärischen Wirkens auf dem Tempelhofer Feld ist daher notwendigerweise selektiv und keinesfalls erschöpfend. Sie fokussiert gemäß der Fragestellungen auf eine bestimmte, funktionell ausgewählte Kohorte.

Die geführten Interviews wurden als Tonaufnahme dokumentiert, anschließend transkribiert und durch ein zusätzliches Gesprächsprotokoll kontextualisiert. Die Gesprächsprotokolle dienten der Reflexion der räumlichen und sozialen Rahmenbedingungen des Gesprächs. Die Daten wurden anschließend in MAXQDA für die Analyse eingespeist. Die Klarnamen meiner Interviewpartner*innen wurden für die Analyse und Ergebnisdarstellung durch Pseudonyme ersetzt. Die Bewahrung der Informationen zur institutionellen Anbindung war für die Analyse zwingend notwendig. Folgende Abkürzungen werden dafür im Text verwendet:

GB	-	Mitarbeiter*in Grün Berlin GmbH
I	-	Interviewerin Ulrike Mackrodt
P(C)	-	Pionier*in Columbiadamm
P(O)	-	Pionier*in Oderstraße
P(T)	-	Pionier*in Tempelhofer Damm
SenStadt	-	Mitarbeiter*in Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt
TP	-	Mitarbeiter*in Tempelhof Projekt GmbH

Darüber hinaus gelten folgende Notationsregeln für die Interviewtranskripte.

(...)	-	Pause > 1 Sekunde
[...]	-	Auslassung im Transkript
((lacht))	-	außersprachliche, sprachbegleitende Handlung
BeTONung	-	starke Betonung

Der zweite textliche Datenkorpus neben den Interviews besteht aus Medienberichten, die als Zeitungsartikel, Online-Videos und Radiobeiträge zum Tempelhofer Feld im Zeitraum 2010 bis 2015 veröffentlicht wurden. Die Medienanalyse, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, bezieht sich auf fünf Berliner Tageszeitungen (Berliner Morgenpost, Tagesspiegel, taz, Berliner Zeitung und BZ), die Wochenzeitschriften Zitty und TIP sowie die überregionalen Zeitungen Die ZEIT und der Spiegel. Die als relevant eingestuften knapp 60 Artikel wurden dokumentiert und ebenso wie die Interviewtranskripte und Gesprächsprotokolle in MAXQDA eingespeist. Der dritte textliche Datenkorpus umfasst meine *Feldnotizen*, in denen ich meine Aufenthalte auf dem Tempelhofer Feld dokumentiert habe. Im Zeitraum von März 2012 bis Oktober 2015 wurden auf diese Weise 20 mehrstündige Aufenthalte auf dem Tempelhofer Feld dokumentiert. Hierzu zählen Spaziergänge, Fahrten mit Fahrrad und Inlinern über das Feld, Aufenthalte auf den Pionierfeldern, Teilnahme an Veranstaltungen der Pionierprojekte, Interviews mit Pionieren, Beobachtungen von Demonstrationen und Festen sowie mehrere, von mir geleitete, studentische Exkursionen. Die Feldnotizen wurden ebenfalls in MAXQDA zur gemeinsamen Analyse eingespeist.

Die Analyse meiner Textdaten fand als zweistufiger Codierungsprozess statt. Nach einem ersten offenen Codieren der Hälfte des Materials wurde das Codieren im zweiten Schritt theoriegeleitet für das gesamte Textmaterial durchgeführt. Das offene Codieren folgte einem induktiven Ansatz und diente dazu, neben meinen – aus den konzeptionellen Vorbereitungen zur Empirie deduktiv abgeleiteten – Suchbegriffen für aus dem Material emergierende Phänomene offen zu sein. Die induktiven Codes wurden bei der wiederholten Lektüre der Interviewtranskripte und Feldnotizen vergeben und haben zur Identifizierung relevanter Zusammenhänge beigetragen. Darüber hinaus hat es mir das mit dem Codieren verbundene Aufbrechen des Textes ermöglicht, Bezüge zwischen einzelnen Textpassagen verschiedener Interviewpartner*innen und Materialarten herzustellen. Gemäß der Fragestellung lag besonderes Augenmerk für die Codierung auf emotionalen Bewertungen in Bezug auf das Tempelhofer Feld und Äußerungen zum eigenen Erleben des Feldes.

Der Fokus auf Gefühle stellte für die *Analyse der Interviews* eine methodische Herausforderung dar. Denn „Gefühle sind nicht Gegenstand alltäglicher sprachlicher Verständigung. [...] In unserer Kultur ist das Denk- und Sprachvermögen versachlicht. Im Bereich der Gefühle erleben wir uns als beredsame Stammer“ (Hasse 2002d: 21/23). Die Suche nach subjektiven Bedeutsamkeiten in den Interviewtranskripten konnte sich demnach nicht auf verbale Äußerungen beschränken. Vielmehr war es notwendig, auch Pausen, Stammelnen und Umschreibungen als emotional relevante Aussagen zu betrachten. Dies wird offensichtlich, wenn die eingangs der Arbeit zitierte Interviewaussage von Joachim Fritsche nochmals vergegenwärtigt wird. So meint der Planer:

Das Gelände hat für mich persönlich seit diesem Stichtag irgendwie einen anderen Charakter gehabt. Gefühlt (...) kann man nicht beschreiben (...) Ist auch nicht objektiv, aber es war auf einmal anders als vorher. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

Joachim Fritsche stellt hier einen direkten Zusammenhang her zwischen der Subjektivität seines Erlebens und seiner fehlenden Fähigkeit, diese in Worte zu fassen. So kommt „im Stammelnen einer ganzen Kultur doch der Schatten einer rationalistisch objektivistisch und positivistisch vereinseitigten Kultivierung eines restringierten Sprachvermögens zum Ausdruck“ (Hasse 2002d: 26). Insofern waren bei der Analyse der Interviews für mich nicht nur explizite Aussagen über Gefühle und Emotionen von Interesse, sondern vor allem Episoden, in denen die Befragten von persönlichen Erlebnissen berichteten. Indem ich mich auf die Expressivität vergangener Handlungen meiner Interviewpartner*innen konzentriere und betrachte, *wie* sie darüber berichten, kann ich Rückschlüsse auf die emotionale Bewertung vergangener Erlebnisse ziehen (Crouch 2003; Fields 2011; Richter 2015). Allein die Tatsa-

che, dass bestimmte Episoden in den Interviews Erwähnung gefunden haben, weist auf die subjektive Bedeutsamkeit dieser Erlebnisse hin. Denn wären sie ohne persönliche Bedeutung für die Person, – so das zugrundliegende Argument – dann wären sie nicht Teil der Interview-Situation geworden. „The memories told by the interviewed persons represent moments that are meaningful for them precisely because they are linked emotionally to their [personal experience]. It is not in vain that they recall these moments. [...] Looking at emotions helps to identify crucial moments in the data” (Richter 2015: 146f.) Kazig (2012: 93) spricht in Bezug auf solche bedeutsamen (Umwelt-)Erlebnisse von *umweltästhetischen Episoden*. Ziel bei der sprachlichen Erhebung von Atmosphären ist es dann, „genau [solche] Augenblicke der ästhetischen Aufmerksamkeit innerhalb des andauernden Stroms des sinnlichen Vernehmens zu erfassen“ (ebd.: 88).

Joachim Fritsche erweckt solch einen Augenblick in seiner Interviewaussage wieder zum Leben. Es ist der Moment, in dem er an seinem Schreibtisch sitzt und am Tag nach der Parkeröffnung aus dem Fenster sieht und dort nun Menschen vorbeigehen sieht.

Wir saßen ja immer noch da drin und haben aus dem Fenster geguckt. Und wir haben ein völlig anderes Gefühl gehabt, dieses Gelände betreffend. Weil da eben plötzlich Leute waren. Weil da Menschen mit dem Fahrrad am Fenster vorbeigefahren sind. Weil plötzlich die ersten Leute da waren, die da Drachen haben steigen lassen. Weil, was weiß ich, Mütter mit Kindern da waren. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

In der Analyse der Interviews haben mir außerdem nonverbale Äußerungen wertvolle Hinweise auf die emotionale Relevanz des Erzählten gegeben. Hierzu zählten Lachen, betretenes Schweigen, impulsives Klopfen auf den Tisch oder spontane Positionsänderungen. Aus diesem Grund wurden solche Äußerungen und Reaktionen ebenfalls in den Interviewtranskripten dokumentiert und sind in die Analyse eingeflossen.¹¹ Die Wirksamkeit atmosphärischen Spürens im Interviewmaterial wird demnach vor allem auf subtile Weise deutlich. Sie ist „narrativ eingebettet [und] erfolgt indirekt, marginal, verschlüsselt, umschreibend, assoziativ und metaphorisch“ (Hasse 2002a: 81f). Mit diesem Bewusstsein und der geschärften Aufmerksamkeit für scheinbar nebensächliche Aussagen war ich in der Lage, mich den Atmosphären des Tempelhofer Feldes zu nähern, „[a]uch wenn [diese] flüchtig und subjektiv sind“ (Böhme 1998: 9).

Die *Analyse der medialen Berichterstattung* stand methodisch unter anderen Vorzeichen. Denn die Autor*innen der Zeitungsartikel streben mit ihren Formulierungen – bewusster als meine Interviewpartner*innen es tun – auf spezifische Wirkungen ab. Durch die gezielte Sprachverwendung versuchen

¹¹ Zur besseren Lesbarkeit werden diese non-verbalen Informationen nur wiedergegeben, wenn sie für die jeweilige Interpretation von Bedeutung sind.

Journalisten wie Dichter gleichermaßen, bestimmte Stimmungen und Effekte durch ihre Texte zu erzeugen. Dieser Strategie liegt die These zugrunde, dass Atmosphären auch durch textliche Repräsentationen vermittelt bzw. erzeugt werden können (vgl. Böhme 1995: 68). Dies ist jedoch weniger mit wissenschaftlichen Texten möglich, die dem sachlich-analytischen Sprachregister verpflichtet sind, sondern vor allem mit belletristischen und lyrischen Texten. Den Mehrwert der empirischen Berücksichtigung solcher Äußerungen skizziert Böhme (1998: 33f.), wenn er schreibt:

Unsere Rechtfertigung der Verwendung künstlerischer Zeugnisse sinnlicher Erfahrung liegt [hierin]: Die künstlerische Sprachverwendung ist gegenüber der wissenschaftlichen nicht an analytische Differenzierungen gebunden. Sie ist deshalb geeignet, gerade das zu leisten, was im Fall des Themas Dämmerung [als Beispiel für Atmosphären] entscheidend ist, nämlich die Formulierung von synästhetischen Charakteren und die Nachzeichnung von Unbestimmtheiten. Sie kann über Metonymie und Metapher auch die Auflösung der Gegenständlichkeit, das Changieren von Bedeutungen und das Verschieben von Grenzen nachmachen. Insofern ist sie in der Lage, mit und in der Sprache selbst das zu erzeugen, wovon sie redet, nämlich die Atmosphäre der Dämmerung.

Die mangelhafte Artikulationsfähigkeit der sachlichen Sprache für atmosphärische Phänomene wird in der Sphäre der Kunst und der Poesie überwunden. Denn die lyrische Sprache ist am ehesten in der Lage, die analytische Zerlegung der leiblichen, synästhetischen Wahrnehmung aufzubrechen. Wenn beispielsweise die „Kühle durchs Auge säftigend ins Herz hineinschleicht“ (ebd.: 24), werden Barrieren einer separierenden Sinneswahrnehmung überwunden. Aus diesem Grund übernehmen lyrische Passagen in den philosophischen Abhandlungen von Gernot Böhme zum Atmosphärenbegriff eine entscheidende argumentative Funktion (Böhme 1995, 1998). Die analysierten Zeitungsartikel und die von mir erstellten Beobachtungs-Vignetten nutzen zwar keine lyrische Sprache und verbleiben weitgehend im sachlich-beschreibenden Register, gleichwohl sind diese Texte in der Lage das atmosphärische Empfinden nachzustellen. Damit dienen sie als Proxy für das eigene leibliche Erleben, das jedoch von diesen Texten nicht gänzlich ersetzt werden kann. Denn:

[e]in Text kann die Erfahrung von Atmosphären nicht vermitteln, er kann nur an ihr anknüpfen. [...] Das soll aber nicht heißen, daß man über [eine] Atmosphäre nicht reden könnte [...], sondern nur, daß die Atmosphäre etwas ist, das man spüren muß, um zu verstehen, worum es in solchem Reden eigentlich geht. (Böhme 1998: 33/55)

Die in Texten dargestellten Wahrnehmungen können also nicht mit dem tatsächlichen atmosphärischen Erleben gleichgesetzt werden. Die Texte schaffen aber zweierlei: zum einen erzeugen sie – wenn sie sich entsprechender sprachlicher Mittel bedienen – eine eigene, sprachlich transportierte Atmosphäre. Zum anderen sind Texte in der Lage, durch ihre Schilderungen

frühere leibliche Erlebnisse der Leser*innen zu reaktivieren. Diese phänomenologische Deutung des Erinnerns skizziert Casey (2001: 688) eindrucksvoll:

A body is shaped by the places it has come to know and that have come to it – come to take up residence in it [...]. What lingers most powerfully is this presence [of the place], and particularly, how it felt to be in this presence: how it felt to be in the Crazy Mountains in summer, how I sensed the lower East Side in January. [...] the presence of a place remains lodged in our body.

Für Leser*innen dieser Studie, die das Tempelhofer Feld aus ihrem eigenen leiblichen Erleben bereits kennen, führen die textlichen Schilderungen der Atmosphären (zumindest potentiell) zu einer leiblichen Reaktivierung früherer Aufenthalte. Für Leser*innen, die das Tempelhofer Feld nicht persönlich kennen, schaffen die sprachlichen Schilderungen (und die fotografischen Dokumente) eine eigene Atmosphäre, die allerdings keinen Anklang an eigene leibliche Erinnerungen nehmen kann.

3.2 Beobachtungen als Zugang zur Objektseite von Atmosphären

Das Stadtplanungsverständnis der Moderne ging davon aus, dass über die Gestaltung der menschlichen Umwelt ein ursächlicher Einfluss auf das menschliche Verhalten genommen werden kann. Diese Annahme muss für die Wirkungsweise von Atmosphären abgelehnt werden. Das bedeutet, dass durch die Beobachtung materieller Umwelten keine direkten Rückschlüsse auf die Wirkungsweise von Atmosphären gezogen werden können. Stattdessen muss hier – ebenso wie bei der Fokussierung der subjektiven Ebene – die Ko-Konstitution von Subjekt und Objekt im Augenblick des Vollzugs berücksichtigt werden. Mit den Worten von Casey (ebd.):

Neither body nor place is a wholly determinate entity; each continually evolves, precisely in relation to the other. The place-world is energized and transformed by the bodies that belong to it, while these bodies are in turn guided and influenced by this world's inherent structures.

Die separate Betrachtung der materiell-körperlichen Seite von Atmosphären darf nicht dazu verleiten, dieser Materialität einen höheren Stellenwert in der Wirkungsentfaltung von Atmosphären einzuräumen als der Subjektivität der anwesenden Personen. Auf diese Gefahr wird an dieser Stelle deswegen so entschieden hingewiesen, da der allgemeine akademische Trend der Re-materialisierung des Sozialen leicht zu diesem Denken verleitet. Griffero

(2014: 32) verweist auf diesen Fakt anhand des Beispiels einer Eiche, die für verschiedene Personen verschiedene Bedeutungen haben kann:

it is, for instance, a potential few cords of wood for the forester, a threatening daemon for the little girl, to whom the knobby bark resembles the deformed face of a man [...]. The same object, in a strictly physicalist sense, therefore presents different tones in different species-typical Umwelten.

Eine große und tiefe Pfütze am Eingang des Tempelhofer Feldes kann somit für einen Mann mit nicht-wasserfesten Schuhen ein veritables Hindernis sein, während sie für eine Kindergruppe mit Gummistiefeln eine unwiderstehliche Spielmöglichkeit darstellt. Ebenso habe ich persönlich ein und denselben Ort auf dem Tempelhofer Feld zu verschiedenen Anlässen sehr unterschiedlich erlebt. So war der – identisch weite – Spaziergang über die Landebahn des Tempelhofer Feldes für mich das eine Mal ein kurzweiliges und anregendes Erlebnis mit Freunden. Ein anderes Mal schien der Weg gegen einen schneidenden Winterwind nicht enden zu wollen. Wenn ich mich also der Objektseite von Atmosphären durch Beobachtungen annähere, so müssen die „dinglichen Attribute [...] in ihrem ekstatischen Charakter verstanden werden, d. h. in Hinblick auf das, was sie *ausstrahlen*“ (Böhme 1998: 9, Hv. i. O.). So kann beispielsweise ein Musikinstrument einerseits als materieller Gegenstand betrachtet werden. Gleichzeitig verfügt es durch seinen Klang (oder auch nur durch das Wissen um seinen Klang) über einen ekstatischen Charakter, der ihm ein atmosphärisches Potential verleiht. Nur wenn diese zweite Dimension meine Analyse leitet, kann über Beobachtungen ein Zugang zu Atmosphären erreicht werden.

Meine Beobachtungen fanden im Zeitraum von März 2012 bis Oktober 2015 statt und umfassten 20 mehrstündige Aufenthalte auf dem Tempelhofer Feld. Die Aufenthalte wurden in Form von Feldnotizen sowie Foto- und Videoaufnahmen dokumentiert. Die erstellten (audio-)visuellen Daten übernahmen eine wichtige Funktion für die Analyse. Denn diese Daten erlauben, die Materialität des Erlebens in zeitlich fixierbarer Weise zu erfassen. Damit wurde ich in die Lage versetzt, einen distanzierten und mehrfachen Blick auf das materielle Arrangement und die körperlichen Handlungen der dargestellten Personen zu werfen. Insbesondere mithilfe von Videodokumentationen war es mir während der Interpretationsarbeiten möglich, den vormals gegenwärtigen Moment auf dem Tempelhofer Feld zu reaktivieren und mehrfach nachzuerleben. Im Unterschied zu Fotografien können Videosequenzen dabei nicht nur das materielle Arrangement erfassen, sondern auch die Situativität und – in begrenztem Umfang – auch die akustischen Eindrücke der sozialen Situation einfangen (Dirksmeier et al. 2011; Frers 2007; Laurier/Philo 2005). Die sinnlichen Informationen der audiovisuellen Daten haben meine Interpretationen der Feldnotizen substantiell bereichert und mich vor einer Reduktion der Umweltwahrnehmung allein auf den visuellen Sinn

bewahrt (Rose/Tolia-Kelly 2012b: 3). Die Videosequenzen werden so zu Belegen meiner vorangegangenen Präsenz auf dem Tempelhofer Feld. Die erstellten Videoaufnahmen dienen als Proxy für sinnliche Erfahrungen, die weit über das im Bild Sichtbare hinausgehen (Pink 2006) und auch die Atmosphäre des Erlebens und den ‚Geist im Bild‘ (Crang 2010) mit einbeziehen. Die erhobenen videografischen Daten dienen als analytisches Hilfsmittel, um die Beobachtungsvignetten zu erstellen und mein eigenes Erleben zu reflektieren. In die Ergebnisdarstellung gehen sie damit nur indirekt ein.

Die von mir erstellten Fotografien stellen in den nachfolgenden empirischen Ausführungen einen wichtigen Bestandteil der Ergebnispräsentation dar. Gemeinsam mit den Beobachtungs-Vignetten dienen sie dazu, den Leser*innen Zugang zu meinem spezifischen Erleben des Ortes und des Geschehens zu geben (Frers 2007: 26). Frers, dessen phänomenologische Studie vorwiegend aus foto- und videografischer Empirie besteht, reflektiert die Stärken und Schwächen audiovisueller Daten wie folgt:

Allerdings fordern sie, wie andere Verbündete auch, ihr Recht ein. Sie zeigen immer nur Ausschnitte, Teile des Geschehens. Sie zeigen das Geschehen aus einer bestimmten Perspektive, aus der des Fotoapparats, der Kamera oder der meines persönlichen und wechselhaften Empfindens. [...] Sie zeigen das Geschehen, wie es vom Objektiv oder von mir in meiner leiblichen Verfasstheit wahrgenommen wird, sie zeigen die Dinge und die Menschen, wie sie für mich und die von mir verwendeten technischen Geräte sind. (ebd.: 256)

Die Kombination von Fotografien und Text bietet den Leser*innen einen mehrdimensionalen und (im digitalen bzw. gedruckten Textformat) bestmöglichen Zugang zur Erlebensperspektive. Bei der gemeinsamen Verwendung von Text und Bild im empirischen Teil ist in methodologischer Hinsicht jedoch zu berücksichtigen, dass diese Darstellungsweise nicht den Erhebungsbedingungen entspricht. Denn in den Momenten des Spürens von Atmosphären habe ich das Erlebte in der Regel nicht fotografisch oder videografisch dokumentiert, sondern mich ganz dem Moment zugewandt. Diese situativen Entscheidungen gegen das Filmen resultieren aus der Tatsache, dass die Handhabung mit einer Kamera mich von meinem Umfeld entfremdet hätte. Das Erlebte wird nicht mehr für den Moment wahrgenommen, sondern für ein zukünftiges Publikum gerahmt. „Each event is not so much experienced in itself but for its future memory [...]. The moment is no longer, if it ever could have been, lived for itself. Photography seizes and freezes a present moment and place for a future audience separated in time and space” (Crang 1997: 366). Mit der gedanklichen Auseinandersetzung um die Wirkung des Fotos, darum, welchen Bildausschnitt ich wähle und welche Position ich dafür als Fotografierende einnehme, entfremde ich mich von dem gegenwärtigen Moment und richte meine Aufmerksamkeit auf die zukünftige Rezeption des Bildes. Diese Unzulänglichkeit des gleichzeitigen Erlebens

und Filmens hat Michels (2015) in seiner videografischen Empirie zu Musikperformances im öffentlichen Raum reflektiert. Als Teil seiner Feldnotizen resümiert er darüber, warum sich Filmen und Erleben nicht miteinander vereinbaren ließen:

For a split second, I think about getting the camera ready to capture this experience [of the music performance]. But I decide not to, because I thought that fiddling with the camera would ruin the experience. [...] It was only after I had put away the camera that I managed to really tune in to the concert's atmosphere. (ebd.: 260)

Wie bei Michels, so ist es auch in meiner Empirie zu einem solchen Changieren zwischen der Distanz des Fotografierens bzw. Filmens und dem Erleben im Moment gekommen. In der Interpretation der Daten ist zudem zu beachten, dass in den von mir erstellten Fotografien die sozialen Konventionen des Verhaltens in öffentlichen Räumen zum Tragen kommen (Oldrup/Carstensen 2012). So dominiert in den Fotografien häufig eine mittlere Distanz, die die Privatsphäre der beobachteten Personen achten soll. Gleichzeitig wird diese Perspektive zu Recht als *academic gaze* (Crang 1997: 369) kritisiert. Zudem lenke ich den Blick der Leser*innen mit der von mir vorgenommenen Auswahl der Fotografien in spezifischer Weise. Bei aller Reflexion bleibt dieser Abwägungsprozess eine intuitive Entscheidung, wie Pink (2004: 94) ausführt:

The academic meanings that ethnographers give to visual images are [...] arbitrary and are constructed in relation to particular methodological and theoretical agendas. [...] A reflexive approach to [...] visual research recognizes both the constructedness of social science categories and the politics of researchers' personal and academic agendas.

Meine in dieser Arbeit getroffenen Bildauswahlen und Interpretationen repräsentieren damit stets eine selektive Perspektive, die keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt. Vielmehr erschaffe ich mit dieser Studie das Tempelhofer Feld in einer spezifischen Weise; denn „versucht man einen Raum mit [qualitativ-fotografischen] Methoden zu erkunden, erzeugt man diesen in zweiter Ordnung selbst“ (Dirksmeier 2013: 98). Die Studie stellt performativ das her, was sie zu beschreiben versucht: die Atmosphären des Tempelhofer Feldes. Das Dilemma dieses wirklichkeitskonstituierenden Elements wissenschaftlicher Arbeit ist nicht aufzulösen.

Die hier vorgestellten sprachbasierten und beobachtenden Erhebungsverfahren wurden durch eine Vielzahl sekundärer Materialien ergänzt, die im Rahmen des Planungsprozesses und öffentlichen Diskurses von Dritten hergestellt wurden. Zu diesen Materialien zählen die von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung zum Tempelhofer Feld veröffentlichten Pläne und Karten, Gutachten, Stellungnahmen, Wettbewerbsunterlagen und Presseerklärungen. Darüber hinaus gehören dazu die medialen Selbstdarstellungen der Pionierprojekte. Diese umfassen Projekt-Homepages und Facebook-

Gruppen sowie Plakate und Broschüren. Aus dieser Vielzahl an Materialien fließen ausgewählte Karten, Fotos auf verschiedenen Homepages, Diagramme und Abbildungen in die empirischen Ausführungen ein. Dieser zeigende Zugang zu visuellen Medien, insbesondere in Bezug auf Fotografien, ist in der methodologischen Debatte seit einiger Zeit kritisch reflektiert worden. Denn die damit verbundene Annahme einer ‚visuellen Wahrheit‘ muss angesichts des Wissens um die Konstruiertheit fotografischer Erzeugnisse abgelehnt werden (vgl. Pink 2004: 99). Gleichwohl vermittelt der zeigende Gebrauch von Fotografien weiterhin eine wichtige Wissensform in akademischen Texten (ebd.: 131), die nicht zugunsten methodischer Neuerungen vollständig aufgegeben werden muss. Die in dieser Studie verwendeten Fotografien übernehmen demnach je nach Kontext eine unterschiedliche Funktion. Sie dienen einerseits als Annäherung an das atmosphärische Spüren des Vor-Ort-Erlebens und andererseits ‚zeigen‘ sie spezifische räumliche und materielle Charakteristika, die im Text analysiert werden.

3.3 Auswahl der Einzelfallstudie Tempelhofer Feld

Öffentliche Räume sind per se atmosphärische Räume. Denn auch wenn Atmosphären prinzipiell in allen menschlichen Umwelten zu finden sind – ob nun im Pendlerzug (Louise Jensen 2012) oder in Planungsbüros (Beauregard 2013) – so zeichnen sich öffentliche Räume durch eine spezifische atmosphärische Dichte (vgl. Kazig 2007: 179f.) aus (vgl. Kapitel 2.4). Sie bieten somit einen vielversprechenden und reichhaltigen empirischen Fundus für die Untersuchung atmosphärischer Einflüsse auf Planungsprozesse. Als spezifischer Typ öffentlicher Räume bieten Grünflächen und Parks mit ihrer kontemplativen Funktion eine besondere atmosphärische Qualität (Hasse 2015c; Kaspar 2012). Denn durch seine naturnahe Gestaltung ist „[d]er Park [...] ein leiblich erschlossener Raum, ein Raum affektiver Bewegtheit“ (Hasse 2015c: 242). Auch Böhme (1998) hebt die Bedeutung von Parks und deren Planungen für das atmosphärische Empfinden hervor.

Unter der Vielzahl möglicher Parks fiel meine Wahl auf das Tempelhofer Feld in Berlin. Diese Wahl repräsentiert einerseits einen charakteristischen Fall postmoderner Stadtplanung, in der die Umnutzung und Revitalisierung brachgefallener Industrie- und Infrastrukturflächen zum Regelfall geworden ist (Hauser 2004). Gerade bei solchen Nachnutzungen spielt die atmosphärische Wirkung des Ortes, die auf der Objektseite durch die Requisiten der Vergangenheit gespeist wird, eine besondere Rolle (Göbel 2015). In diesem Sinne argumentiert Hassenpflug (2004: 83), dass „[d]ie Ressourcen für die Gestaltung der zukünftigen Habitate in der Vergangenheit liegen; daher die

steile Karriere von Erinnerungsstoffen, von Geschichten, Monumenten und Mythen im Kontext postindustrieller Raumproduktion.“ Die infrastrukturellen Relikte der Tempelhofer Flughafennutzung wie Landebahnen, Taxiways und Markierungen stellen solche Erinnerungsstoffe im Sinne Hassenpflugs dar.

In räumlicher Hinsicht ist das Tempelhofer Feld jedoch kein charakteristischer, sondern ein außergewöhnlicher Fall postindustrieller Stadtentwicklung. Mit einer unbebauten, ebenen Freifläche von 386 Hektar erlaubt das Areal Sichtbeziehungen und Nutzungsarten, die auf anderen Nachnutzungsflächen nicht möglich sind. So vergleicht eine interviewte Planerin das ehemalige Flugfeld mit anderen Konversionsflächen im Berliner Raum:

Andere Flächen haben eine gewisse Heterogenität. Die finden wir hier in dem aufgelassenen Flugfeld eben nicht. [...] Wir haben hier einfach mal plane Flächen, mehr oder weniger plan. Wo aber nichts ist. Und das ist schon ein großer Unterschied. Das ist bei [einem Kasernenstandort im Berliner Umland] ganz anders gewesen. Da gab es in diesen 330 Hektar eben sechs Kasernenanlagen unterschiedlicher Herkunft und Bestimmung: 30er Jahre, Kaiserzeit, und dann die Nachnutzung durch die GUS-Truppen. Also aufstehende Gebäude, Denkmal, Freiflächen, Truppenübungsplätze, Exerzierplätze und, und, und. Und das Gleiche in Adlershof. Vielfältig vorstrukturiertes Gelände: Akademie der Wissenschaften, auch Kasernenlandschaften aus den 30er Jahren, der Deutsche Fernsehfunke. Vieles ist gleich, aber was rausfällt ist im Tempelhofer Feld, dass es als ehemaliges Flugfeld komplett unbebaut ist. Und das ist schon ein ganz großer Unterschied. (Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013)

Durch seine räumlich einzigartige Gestaltung als offenes und weites Flugfeld verfügt das Tempelhofer Feld mit seiner beeindruckenden Präsenz des Horizonts über ein hohes atmosphärisches Potential. Indem die empirische Wahl auf solch einen Ausnahmefall gelegt wurde, verband sich die Annahme, eine höhere Wahrscheinlichkeit für Einflüsse des atmosphärischen Erlebens auf das Planungsgeschehen identifizieren zu können. Bei der Auswahl eines weniger prägnanten Stadtraums hätte das atmosphärische Spüren sonst vielleicht nicht seinen Weg in eine beobachtbare Situation oder eine sprachliche Repräsentationsform gefunden. Mit anderen Worten: um ein so flüchtiges und marginalisiertes Phänomen wie Atmosphären in seiner gesellschaftlichen Bedeutsamkeit zu adressieren, bedurfte es eines Falls, bei dem das atmosphärische Wirken nur schwer ignoriert werden kann. Bei dieser Entscheidung spielte letztlich auch mein eigenes persönliches Erleben des Feldes eine wichtige Rolle. Schon bevor ich mich für das Tempelhofer Feld als empirischen Fall meiner Forschung entschieden hatte, habe ich das Areal privat mehrfach aufgesucht. Dabei habe ich bereits gespürt, dass etwas Besonderes mit mir geschieht, wenn ich dort bin. Ohne dass ich damals versucht hätte, bewusst herauszufinden, *was* das leibliche Vor-Ort-Sein *mit mir tut*, habe ich gespürt, *dass* es auf mich wirkt. Treffen mit Freunden an diesem Ort sind mir stärker in Erinnerung geblieben, als Treffen mit den gleichen

Freunden an anderen Orten. Mit diesem leiblichen Wissen um das atmosphärische Wirken auf dem Tempelhofer Feld war die empirische Entscheidung bereits angelegt.

Aus planerischer Sicht untermauern zwei weitere Aspekte die Eignung des Tempelhofer Feldes als zu untersuchenden Fall. Zum einen findet mit dem *Pionierverfahren* auf dem Feld ein performatives Beteiligungskonzept statt, das explizit den städtischen Raum und die dortigen emotionalen Ortsqualitäten adressiert (vgl. Kapitel 1.2). Unter der offiziellen Bezeichnung *Pionier- und Zwischennutzungen* konnten sich ab dem Jahr 2010 zivilgesellschaftliche Initiativen für einzelne Teilräume auf dem Feld bewerben, um dort in eigener Gestaltungs- und Nutzungshoheit ihre freiraumorientierten Projekte mit einer zeitlichen Perspektive von drei bis sechs Jahren durchzuführen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a). In der ersten Auswahlrunde bewarben sich 138 Projekte, von denen 25 zu weiteren Gesprächen ausgewählt wurden und schließlich 16 davon als Pionierprojekte starteten (vgl. Heilmeyer 2011: 60). Zu den von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung ausgewählten Pionierprojekten zählen Gemeinschaftsgärten, Kunstprojekte sowie Kinder- und Jugendangebote (Grün Berlin GmbH 2014). Mit der Auswahl werden „zum ersten Mal Zwischen- und Pioniernutzungen gezielt in einen Planungsprozess – als Treiber einer prozessualen und partizipativen Stadtentwicklung [integriert]“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a: 2). Mit dem Pionierverfahren werden die Grenzen zwischen einer vornehmlich emotions- und raumlosen Planungstheorie und dem leiblich-emotionalen Erleben öffentlicher Räume verwischt. Die auf den Pionierfeldern entstehenden Atmosphären wirken nicht *trotz*, sondern *aufgrund* planerischer Entscheidungen. Ein Ignorieren dieser Effekte im Planungsprozess ist vor diesem Hintergrund nicht (mehr) leicht zu legitimieren.

Zum anderen spielt der planungspolitische Konflikt um das Tempelhofer Feld eine wichtige Rolle für die Wahrnehmung von Atmosphären. Der Konflikt dreht sich um die Pläne der Stadtregierung, mehrere Randbereiche des Tempelhofer Feldes als Wohn- bzw. Gewerbegebiete zu entwickeln (vgl. Kapitel 4.3). Gegen diese Pläne formierte sich ab dem Jahr 2011 organisierter Widerstand in Form der Bürgerinitiative (BI) ‚100% Tempelhofer Feld‘. Der Bebauungsprotest kulminierte 2014 in einem Berlinweiten Volksentscheid, bei dem die Mehrheit der Berliner Bevölkerung für die Freihaltung des Feldes votierte. Dieser Konflikt wirkte als Katalysator für die öffentliche Thematisierung von Atmosphären. Wie im empirischen Teil zu sehen sein wird, wurden Atmosphären zu einem Instrument und Gegenstand des planungspolitischen Konflikts. Der Planungskonflikt bietet demnach einen reichhaltigen empirischen Fundus, um das sonst oft unbemerkte Wirken von Atmosphären in den Blick zu nehmen.

Die abschließende forschungsstrategische Entscheidung bei der Auswahl des empirischen Falls bestand in der Abwägung zwischen einer Einzelfallstudie und einer Vergleichsstudie. Wie weiter oben diskutiert wurde, ist die empirische Untersuchung von Atmosphären nur über indirekte Methoden möglich, da sie „an den ‚Rändern‘ unserer sachlichen Aufmerksamkeit liegen“ (Hasse 2002d: 20). Atmosphären können nicht in Fragebögen abgefragt oder auf Fotografien gezählt oder analysiert werden. Um Zugang zum atmosphärischen Erleben zu erhalten, bedarf es daher einerseits einer *methodisch breiten* Herangehensweise, die sowohl Objekt- als auch Subjektseite, als auch den ko-konstituierenden Charakter von Atmosphären in den Blick zu nehmen vermag. Gleichzeitig bedarf es aber auch einer *tiefgehenden* Analyse, die sich suchend und tastend den gesellschaftlich verdeckt wirkenden Atmosphären annähert. Es sind also sowohl eine empirische Breite als auch eine analytische Tiefe erforderlich. Dies konnte am besten im Rahmen einer Einzelfallstudie realisiert werden. Eine vergleichende Studie mit einem erprobten methodischen Zugang steht demnach noch aus.¹²

Basierend auf diesen Abwägungen stellt eine Einzelfallstudie zum Tempelhofer Feld einen geeigneten empirischen Fall für die Beantwortung der Forschungsfragen dar. Allerdings haben sich die politischen Rahmenbedingungen des Planungsprozesses zum Tempelhofer Feld im Verlauf der mehrjährigen Empirie grundlegend geändert und zu einigen veritablen Forschungshindernissen geführt. Der Planungskonflikt um die Randbebauung des Tempelhofer Feldes führte 2013 zu einem Volksbegehren, das letztlich in dem Volksentscheid im Mai 2014 mündete. Mit der zivilgesellschaftlichen Inanspruchnahme des direktdemokratischen Instruments Volksbegehren und Volksentscheid verlagerte sich die planerische Entscheidungskompetenz über die bauliche Zukunft des Feldes von der Landesregierung und der ausführenden Senatsverwaltung für Stadtentwicklung hin zu einer Direktwahl. Mit dieser Wahl, die mitten während der Legislaturperiode der rot-schwarzen Landesregierung (2011-2016) stattfand, wurde das Tempelhofer Feld zu einem symbolischen Austragungsort über die politische Ausrichtung der Stadtentwicklung Berlins und darüber, was ein gutes Leben in der Stadt ausmacht (Appadurai 2001). Das Tempelhofer Feld fungierte durch diese politische Entscheidung zunehmend als Medium und Katalysator, um Metathemen der Berliner Stadtentwicklung zu diskutieren, wie ein Mitarbeiter der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung reflektiert.

Also das Tempelhofer Feld ist natürlich kein Projekt von vielen. [...] Weil es ist natürlich eine Fläche, wo man immer fragen muss: ‚Was kann diese Fläche im optimalen Fall für Berlin bringen?‘ Eine Fläche in

¹² Manz (2015) strebt vor diesem Hintergrund die Entwicklung eines geeigneten Erhebungsformats für die planerische Atmosphärenforschung an.

der Größenordnung hat das Potential Berlin nochmal einen neuen Pinselstrich zuzufügen. Das ist so eine Dimension wie Adlershof, das ist so eine Dimension wie Tegel, das ist eine Dimension wie in Marzahn so ein Clean-Tech-Park oder wie Schöneweide mit den Umstrukturierungsflächen aus dem Industriezeitalter. Dieses Potential ist da. (Interview Paul Dittmann, SenStadt, 14.02.2013)

Aber nicht nur die Planer*innen sind sich der Symbolik des Ortes bewusst. Auch die Pionierprojekte haben das symbolische Kapital des Ortes für sich strategisch in Wert gesetzt. Durch die sichtbare und öffentlichkeitswirksame Durchführung ihrer Projekte in dieser prominenten Lage haben sie politische Ziele verfolgt, die über die Entwicklung des Feldes weit hinausgehen. Eine Pionierin berichtet:

Ich denke, das ist sehr gut aufgegangen, diesen Allmendebegriff in der Berliner Stadtentwicklungsöffentlichkeit zu platzieren. Das ist wirklich ziemlich super schon mal als Effekt gelungen. Ein Thema, nämlich die Allmende und damit ja auch ein anderes Wirtschaften, sehr SEHR präsent zu platzieren. (Interview Tanja Kolpert, P(O), 06.01.2012)

Der Konflikt um das Tempelhofer Feld beschränkt sich demnach nicht auf leiblich-emotionale Wahrnehmungen. Vielmehr ist das Feld durch seine über die Stadtgrenzen hinaus reichende Prominenz als Ort der Berliner Luftbrücke ein umkämpftes urbanes Symbol. Als pars pro toto für die Berliner Stadtentwicklung lassen sich am Feld politische Trends ablesen. So wurde zunächst mit dem Pionierverfahren die dynamische stadtweite Zwischennutzungsdebatte der 2000er Jahre in Wert gesetzt (Mackrodt 2015). Mit der sich wandelnden Selbstwahrnehmung der Stadtverwaltung und -politik als wachsende Metropole setzt seit dem Jahr 2012 zunehmend der Diskurs um Wohnungsbau ein, der auf dem Tempelhofer Feld in Form von Bebauungsplänen Ausdruck findet (vgl. Kapitel 4.3). Diese stadtpolitischen Diskurse sind in der Lage, die „unauffällige Aufdringlichkeit“ (Böhme 1995: 47) atmosphärischen Spürens zu überlagern. Die Symbolik des Ortes spielte im sich zuspitzenden Planungskonflikt eine zunehmend wichtige Rolle. Dies wird insbesondere während des Wahlkampfs um den Volksentscheid deutlich. Während die Regierungspartei SPD mit dem Slogan „Wohnraum statt Stillstand“ auf die Notwendigkeit von Wohnungsneubau verweist (SPD Neukölln 2014, o. S.), fragt die, das Volksbegehren unterstützende Oppositionspartei der Grünen auf ihrem Wahlplakat: „Würden Sie diesem Mann [dem Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit] noch einen Flughafen anvertrauen?“ (Grüne Berlin 2014, o. S.). Mit dem impliziten Verweis auf das aus dem Ruder gelaufene Großprojekt des Flughafen Schönefelds, dessen Eröffnung für Oktober 2011 geplant war und zum Zeitpunkt des Volksentscheid im Mai 2014 noch nicht absehbar war, wird von den Grünen die Fähigkeit der Berliner Regierung zur Umsetzung von Großprojekten angezweifelt. Die Auseinandersetzung um Wohnungsknappheit und die Ausrichtung der Stadtentwicklungspolitik bündelt sich in der Frage über die Zukunft des Tempelhofer Feldes. Damit wird

die Abstimmung über das Tempelhofer Feld stellvertretend zu einer Abstimmung über den damaligen Regierenden Bürgermeister.

Aufgrund der Überlagerung der atmosphärischen und symbolisch-politischen Effekte kann die Studie keine kausalen Aussagen über den Einfluss der Atmosphären des Feldes auf den Ausgang des Volksentscheids treffen. Die Entscheidung für das Tempelhofer Feld als empirischen Einzelfall wurde demnach *trotz* und nicht *aufgrund* des mit dem Feld verbundenen Planungskonflikts getroffen. Zum Zeitpunkt dieser forschungspraktischen Entscheidung, im Herbst 2011, war noch nicht absehbar, dass es drei Jahre später zu einem Volksentscheid kommen würde. Zu diesem Zeitpunkt waren die starke Frequentierung des Parks, die Anwesenheit der Pionierprojekte sowie das eigene leibliche Wissen um die Atmosphären des Feldes ausschlaggebend für die Wahl. Für die empirische Untersuchung bedeutete dies, dass sich der analytische Fokus auf das atmosphärische Wirken in den Planungsprozessen begrenzen musste und keine Aussagen zum Planungsergebnis (dem Ausgang des Volksentscheids) getroffen werden konnten. Eine abschließende Bewertung des atmosphärischen Einflusses auf den Ausgang des Volksentscheids ist *nicht* Ziel der Studie und kann methodisch auch nicht geleistet werden.

Der empirische Fokus der Studie liegt auch *nicht* auf der Analyse des Konfliktfalls selbst. Dies wäre Aufgabe der etablierten Planungskonfliktforschung gewesen, zu der eine große Zahl empirischer Untersuchungen vorliegen (Groth/Corijn 2005; Hölzl 2015; Lehtovuori 2010; Othengrafen/Sondermann 2015; Rostalski 2010). Diese Studien rekurren zumeist auf theoretische Konzepte wie das der Postpolitik (Swyngedouw 2009), der neoliberalen Stadtentwicklung (Harvey 2005), der policy mobilities (Cochrane et al. 2011) oder den Diskurs um Recht auf Stadt (Lefebvre/Schäfer 2016). Hätte der Planungskonflikt im Mittelpunkt der Studie gestanden, so hätten diese Diskurse wertvolle Anknüpfungspunkte geboten, wie entsprechende Studien zeigen (z. B. Hilbrandt 2012; Mackrodt 2015; Schalk 2014).

Stattdessen geht es in dieser Studie darum, dem Wirken raumbezogener Emotionen nachzuspüren und dem meist unbemerkten atmosphärischen Wirken in Planungsprozessen Raum zu geben. Dafür werden in dieser Studie bestimmte, vermeintlich bedeutende Aspekte der Planung wie beispielsweise die Masterplanerstellung, die Durchführung von Beteiligungsformaten oder die Einleitung von Bebauungsplanverfahren weitgehend außen vor gelassen. In unserem rational-sachlichen Denken, das noch kein Alphabet der Leiblichkeit (vgl. Hasse 2002a: 78) entwickelt hat, drängt sich dabei möglicherweise der Verdacht auf, dass relevante empirische ‚Fakten‘ vernachlässigt werden.

Die Normativität dieses Vorwurfs wird aber sofort augenscheinlich, wenn er ‚umgedreht‘ wird. Forschungen, die sich neoliberaler Stadtentwicklungspolitik oder *policy mobilities* widmen, werden auch nicht dafür kritisiert, dass

sie sich – selektiv – auf globale ökonomische Netzwerke oder Governance-Prozesse fokussieren und das leibliche Empfinden unbeachtet lassen. Es gilt vielmehr die generelle Einschränkung allen theoriegeleiteten Forschens: „To see something is constantly to oversee something else. There is no vision without a blind spot“ (Welsch 1997: 25). Die Studie zeigt im Folgenden, inwiefern Atmosphären einen substantiellen Einfluss *auf dem Weg* zum Volksentscheid haben und wie sie in den Planungsprozessen *vor* dem Volksentscheid – je nach Konfliktgruppe – ermöglichend oder limitierend wirken. Die ontologische Schwäche und „unauffällige Aufdringlichkeit“ (erneut: Böhme 1995: 47) des Atmosphärenbegriffs bedeuten dabei nicht, dass es hier nur um ein „esoterisches Unterfangen ‚gefühligen‘ Verstehens“ (Hasse 2012: 8) geht, das dem akademischen Zeitgeist des Ausgefallenen und Randständigen gefallen möchte. Es geht vielmehr um einen kritischen Beitrag zu dem vernachlässigten bzw. übersehenen Einfluss atmosphärischen Wirkens in der Planung öffentlicher Räume.

TEIL 2 – EMPIRISCHE STUDIE

4. „Was lässt man zu, was lässt man nicht zu?“ Zur Herstellbarkeit von Atmosphären durch die Planungspraxis

Atmosphären sind das Gemeinsame von Subjekt und Objekt und können nicht durch das alleinige Handeln auf der Objektseite festgelegt werden. Dennoch hat sich um die Schaffung von Atmosphären „ein Cluster ästhetischer Akteure etabliert [...]. Vom Gärtner und Landschaftsarchitekten über den Lichtdesigner, (Innen-)Architekten, Bühnen- und Maskenbildner bis zum Werbefotografen“ (Hasse 2012: 18). Kernaufgabe dieser künstlerisch-gestaltenden Berufsgruppen ist es, bestimmte räumliche Umwelten wie Wohnungen, Theatersäle, Einkaufspassagen, Urlaubshotels oder Museen durch ihr intentionales und künstlerisches Bemühen zu inszenieren. „Es geht darum, durch Arbeit am Gegenstand Atmosphären zu machen“ (Böhme 1995: 35). Bei diesen Inszenierungen handelt es sich demnach um eine „intendierte und geplante performative Hervorbringung von Materialität“ (Fischer-Lichte 2012: 224), deren Ziel es ist, spezifische Effekte bei den Empfänger*innen der Atmosphären hervorzurufen. Im akademischen Diskurs etablieren sich für die Analyse dieses gesellschaftlichen Tätigkeitsfelds Konzepte wie *staging atmospheres* (Bille et al. 2015; Böhme 2013) *engineering atmospheres* (Göbel 2015) oder *engineering affects* (Thrift 2004).¹³

Wertvoller Anknüpfungspunkt für diese Forschungsfelder ist Goffmans (2009) performatives Interaktionsmodell. Mithilfe von Goffmans der Theaterwelt entnommenen Terminologie wird es möglich, einen analytischen Zugang zur Manipulation der Objektseite von Atmosphären zu schaffen, wie Böhme mit Verweis auf die Landschaftsplanung darlegt: „Here [in Englischen Gärten] we find explicitly indicated how ‘scenes’ of a certain quality of feeling can be produced through the choice of objects, colours, sounds etc. It is interesting to note the closeness to the language of stage settings“ (Böhme 1993: 123).

¹³ Aus konzeptioneller Sicht ist die Idee einer Herstellbarkeit von Atmosphären ein Paradox (vgl. Bille et al. 2015: 33). Es kann nur darum gehen, durch gestalterisches Handeln die Bedingungen zu schaffen, unter denen spezifische Atmosphären entstehen können (vgl. Böhme 2013: 4). Manipulierbar und inszenierbar ist stets nur die Objektseite von Atmosphären.

Für die Stadtplanung ist dieses neu erwachte Interesse an der Inszenierbarkeit des gesellschaftlichen Lebens ein verlockender Trend. Schon immer war und ist es Ziel von Planung, durch räumliche Gestaltungen gewünschte Nutzungen hervorzurufen und unerwünschte zu unterbinden. „Es ist der faustische Wunsch des Menschen, sich seine Umwelt so umfassend zu gestalten, dass er darin immerfort glücklich und erfüllt leben möchte“ (Helbrecht/Dirksmeier 2009: 73, mit Verweis auf Berman 1982).

Gleichwohl unterscheidet sich das inszenierende Handeln im städtischen Raum fundamental von dem in den geschlossenen Umwelten von Wohnung, Theatersaal und Museum. In den abgedunkelten Räumlichkeiten eines Theatersaals kann eine geplante Inszenierung nahezu störungsfrei und unter einem konsistenten gestalterischen Einfluss des Regisseurs und der Bühnenbildnerin vollzogen werden. Im städtischen Raum hingegen entsteht durch das nicht kontrollierbare gemeinsame Agieren verschiedener Akteure immer Unvorhersehbares, das der Idee einer vollständigen Inszenierung widerspricht. Die gelebte urbane Praxis kann in der Terminologie Fischer-Lichtes (vgl. 2012: 224) nicht als Inszenierung betrachtet werden. Vielmehr handelt es sich um eine Aufführung. Den Möglichkeiten der Herstellbarkeit von Atmosphären sind somit im städtischen Raum viel stärkere Grenzen gesetzt als im Theatersaal. Die Atmosphären städtischer Räume „werden [...] zwar durch Dinge und Menschen erzeugt, gehen von ihnen aus, und man kann sie, wie im Bühnenbild, bewußt inszenieren. [Sie sind] aber in dem, was sie sind, niemals vollständig bestimmt ohne ein empfindendes Subjekt“ (Böhme 1998: 19-21). Böhme weist außerdem richtigerweise darauf hin, dass das „Paradigma Bühnenbild [...] für die Stadtplanung insofern zu kurz [greift], als die Atmosphäre hier nicht für einen äußeren Betrachter, sondern quasi für die Schauspieler erzeugt wird, d. h. für die Teilnehmer am städtischen Leben, die durch ihre eigenen Aktivitäten die städtische Atmosphäre mitproduzieren“ (ebd.: 59).

Stadtplanungspraxis ist in Bezug auf Atmosphären somit stets ein ambivalentes Unterfangen. Einerseits hat sie einen privilegierten Einfluss auf das städtische Bühnenbild und ist somit ein mächtiger inszenatorischer Akteur. Andererseits kann sie durch die Vielzahl und Vielfalt an ‚Mitwirkenden‘ an den Aufführungen niemals die Kontrolle über ihr geschaffenes Bühnenbild erlangen. Wie sich diese Diskrepanz bei der Nachnutzung des Tempelhofer Feldes niederschlägt, wird nun im Folgenden dargestellt.

4.1 Vorbereitung der Parknutzung

Mit dem Ende des Flugbetriebs im Oktober 2008 präsentierte sich das Tempelhofer Feld als leeres Bühnenbild, das seines Aufführungszwecks, für das es einst geschaffen wurde, beraubt war. Es stellte sich somit die Frage, wie die Requisiten der Landebahnen, Taxiways und baumfreien Grasflächen nachgenutzt bzw. umgestaltet werden konnten, um das Feld erstmals seit 85 Jahren zu einem erlebbaren Teil der urbanen Lebenswelt werden zu lassen. Zuvor war das Feld stets von seinem urbanen Umfeld abgetrennt gewesen und stellte in Bezug auf atmosphärische Wahrnehmungen eine *tabula rasa* dar. Seit dem Beginn des Flugbetriebs 1923 war der Zugang zum Flugfeld nur einem sehr kleinen Personenkreis der Flughafenverwaltung und später der US-amerikanischen Luftwaffe sowie der städtischen Flora und Fauna vorbehalten gewesen (Meiners 2011). Zwar war das Feld als Flughafen und Schauplatz der Berliner Luftbrücke auch zuvor für die städtische Bevölkerung bedeutsam, jedoch war es bisher weniger das Flugfeld als physisch-erlebbarer Raum, das mit dem Begriff *Flughafen Tempelhof* gemeint war, sondern vielmehr das Flughafengebäude oder die startenden und landenden Flugzeuge.

Mit der Öffnung des Parks am 8. Mai 2010 änderte sich dies schlagartig. Zu diesem Zeitpunkt konnten erstmals Besucher*innen das Feld betreten. Erst mit diesem Moment können in phänomenologischer Betrachtung Atmosphären entstehen. Denn Atmosphären sind die gemeinsame Wirklichkeit von Subjekt und Objekt, die ohne das jeweils andere nicht existieren würden (vgl. Böhme 1998: 19). Erst mit der Anwesenheit der Parkbesucher*innen konnte das Tempelhofer Feld ein atmosphärischer Ort werden. Die Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (und Umwelt)¹⁴ hat auf diese atmosphärischen Wahrnehmungen mit ihren gestalterischen Aktivitäten wesentlichen Einfluss genommen. Insbesondere in der Zeit zwischen der Flughafenschließung im Oktober 2008 und der Parkeröffnung im Mai 2010 fanden eine Reihe gestalterischer Maßnahmen statt, die die spätere Parknutzung ermöglichen und lenken sollten. Der empirische Fokus dieses Kapitels richtet sich damit ausschließlich auf die *Objektseite* von Atmosphären. Das atmosphärische Spüren selbst und wie es planerisch relevant wird, steht erst in den Folgekapiteln im Mittelpunkt.

Nachdem der Beschluss für die Eröffnung des Parks im Jahr 2009 getroffen worden war, traf die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung als verantwortliche Behörde eine Reihe planerischer Entscheidungen, die die zukünftigen Nutzungsformen rahmen sollten. Auch wenn einige dieser Gestaltungsent-

¹⁴ Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung wurde mit Beginn der 17. Wahlperiode im Jahr 2011 in Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt umbenannt.

scheidungen allein durch Belange wie die Verkehrssicherungspflicht motiviert war, so wirkten sich diese Entscheidungen doch auf das zukünftige Erleben auf dem Feld aus. Grundsätzlicher Tenor der planerischen Abwägungen vor der Parköffnung war ein starker Wille zur Verhaltenssteuerung der zukünftigen Parkbesucher*innen durch die Gestaltung:

Wir haben uns SEHR intensiv und SEHR detailliert mit der Frage beschäftigt, wenn man das Feld aufmacht, WIE machen wir es. Wir haben versucht, zu errahnen, was der Berliner auf dieser Fläche eigentlich macht. (...) Wir haben uns das versucht, vorzustellen und vorzubereiten für die Öffnung. (...) So und dann war da natürlich der Naturschutz, unsere Feldlerchen. Wie schützen wir die? Kann man die schützen? Muss man die schützen? Rennt der Berliner eigentlich – ich meine das sind irgendwie zwei Kilometer – trampelt der da wirklich alle Wiesen nieder? Oder besteht da eigentlich gar kein Interesse dran? Leute, die picknicken, war unsere Vermutung – also wer da mit Equipment auf das Feld kommt, der rennt nicht anderthalb Kilometer mit Grill und Decken und ich weiß nicht was alles, um sich da mitten auf die Wiese zu setzen. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Der Einblick, den Viktoria Schneider hier in den früheren Abwägungsprozess der Planer*innen gibt, weist sprachlich auf die klare hierarchische Ordnung zwischen den Planenden und den Parknutzer*innen hin. Die Planerin spricht von *dem Berliner*, der auf dem Feld *rumrennt* und möglicherweise die Wiesen *niedertrampelt*. Hier wird der klassische planerische Anspruch einer verhaltenssteuernden Gestaltung deutlich, der von Siebel (vgl. 2006: 203) als Gott-Vater-Modell beschrieben wurde. Dieses Menschen- und Planerbild gehört keineswegs nur der Vergangenheit an, sondern prägt planerisches Handeln weiterhin in zentraler Weise. Mit der Schaffung bestimmter Requisiten und Installationen ist der inszenatorische Anspruch verbunden, gewollte Nutzungsformen zu unterstützen und ungewollte zu unterbinden.

Sie sehen hier zum Beispiel ((Joachim Fritsche tippt auf die vor ihm liegende Karte)) einen hellen Streifen zwischen der Landebahn und der Wiese, da mähen wir sechs Mal im Jahr. Der Streifen ist 15 Meter breit und dort halten wir das Gras flach, um eine optische Stufe zu dem hohen Gras zu erzielen. Die Leute wissen dann instinktiv: ‚Aha, die ersten 15 Meter darf ich reingehen‘. Und da stehen dann auch erst die Schilder mit der Feldlerche drauf und das Gras ist plötzlich kniehoch. Und das macht eine gewisse Scheu in das hohe Gras reinzugehen. Das funktioniert sehr gut. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

In den planerischen Überlegungen und Entscheidungen zur Öffnung des Tempelhofer Feldes findet sich demnach ein starker Inszenierungswille wieder, der den Parknutzer*innen über materielle Installationen nahelegt, was sie tun ‚dürfen‘. Diese Herangehensweise entstammt der Sphäre der Theaterwelt und weist den Planer*innen die Funktion der Bühnenbildner*innen und Regisseur*innen zu. Das Ungeplante und Unvorhersehbare, das für städtisches Leben konstituierend ist, spielt hier kaum eine Rolle. Dieser Im-

petus, „Stadtplanung als Inszenierung zu verstehen“ (Böhme 1998: 59) behindert ein Stadtplanungsverständnis, das sich tatsächlich über ihr Handeln zur Schaffung von Atmosphären beitragen will. „[D]enn im Bereich der Atmosphären heißt Handeln nicht immer bloß machen, sondern auch zulassen“ (ebd.: 70).

Der Inszenierungswille der Parkplanung ist in materieller Hinsicht jedoch recht zurückgenommen. Ausgehend von den geringen finanziellen Ressourcen, die für die Parköffnung zur Verfügung standen, begrenzen sich die materiellen Interventionen auf dem Feld auf die Ausweisung designierter Areale als Grillwiese, Naturschutzzonen und Hundeauslaufflächen mithilfe von Zäunen, Bodenmarkierungen und Hinweisschildern (vgl. Abbildungen 7-9). Die planerischen Gestaltungsmaßnahmen auf dem Tempelhofer Feld begrenzen sich demnach auf „eine minimale, provisorische Infrastruktur“ (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013) und sind in ihrer Materialität sehr zurückgenommen. Die materielle Präsenz des Flugfeldes wird daher kaum verändert und nur durch wenige Interventionen modifiziert. Das planerische Vorgehen, fast keine materiellen Eingriffe auf dem Bühnenbild des Flugfeldes vorzunehmen und nur bestimmte sich widersprechende Nutzungen (wie Hundeauslauf vs. Naturschutz) räumlich voneinander zu separieren, hat dazu geführt, dass das Flugfeld weiterhin gemäß seiner früheren fliegerischen Nutzung erlebbar wird. Damit schaffen (bzw. erhalten) sie einen Ort mit einer distinkten Erlebnisqualität, „die Erinnerungen weckt und unverwechselbar ist“ (Hassenpflug 2010: 81).

Abbildung 7: Parkplan am Eingang Oderstraße



Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

Abbildung 8: Bodenmarkierungen für Skater- und Joggerstrecke



Quelle: eigene Aufnahme 3. Oktober 2016

Abbildung 9: Umzäunung Hundeauslaufareal

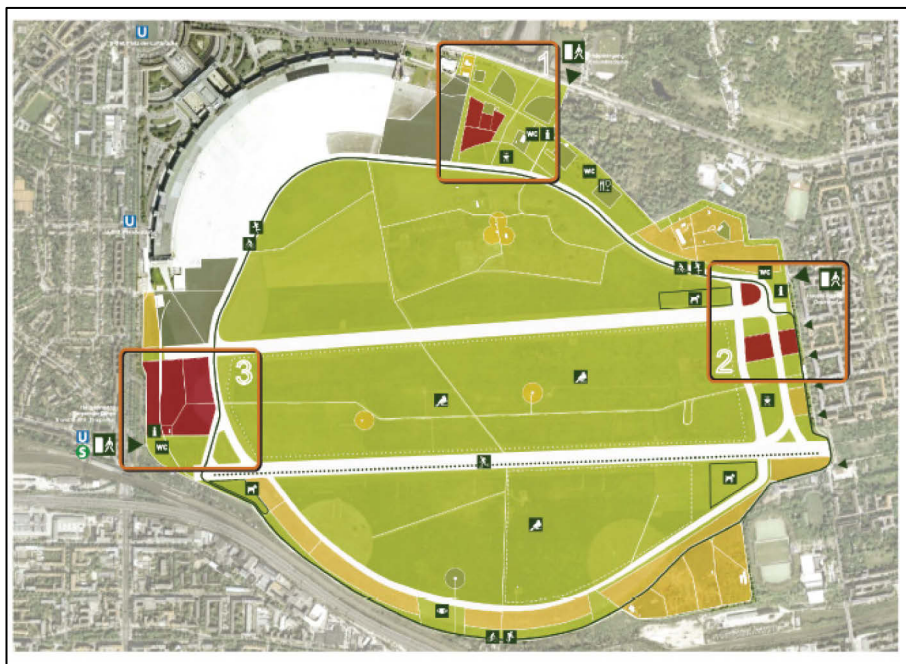


Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

4.2 Initiierung des Pionierverfahrens

Parallel zu den Vorbereitungsschritten zur Parköffnung wurde eine bis dahin wenig erprobte planerische Strategie umgesetzt: die Ausschreibung von Pionier- und Zwischennutzungen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a) als Form einer performativen Bürgerbeteiligung (Mackrodt/Helbrecht 2013; Mackrodt 2015). Auf drei Flächen nahe der Haupteingänge Tempelhofer Damm (Westen), Columbiadamm (Norden) und Oderstraße (Osten) wurde zivilgesellschaftlichen Initiativen die Möglichkeit gegeben, Projekte durchzuführen (vgl. Abbildung 10). In der Ausschreibung des Pionierverfahrens vom Juni 2010 heißt es: „Gesucht werden Projekte, die die Entwicklung des Tempelhofer Parks fördern, attraktive Angebote für Erholung- und Freizeitsuchende schaffen oder neue unternehmerische, soziale und kulturelle Ideen umsetzen möchten“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a: 3).

Abbildung 10: Lage der Pionierfelder auf dem Tempelhofer Feld



1 = Columbiadamm, 2 = Oderstraße, 3 = Tempelhofer Damm, Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a: 1

Damit geben die Planer*innen ihre Gestaltungshoheit für Regie und Bühnenbild – und damit auch die Kontrolle – für designierte Pionierflächen auf dem ehemaligen Flugfeld an zivilgesellschaftliche Akteure ab. Im Gegenzug erhält die Planungsverwaltung eine neue Rolle: die der *Rollenbesetzung*. Denn das Pionierverfahren ermöglicht es der Planungsverwaltung, sich aus der Vielzahl von Pionierbewerbungen die ihren Vorstellungen entsprechenden Angebote auszuwählen. Damit wirkt die Planung nicht mehr nur an der Gestal-

tung des physisch-materiellen Arrangements vor Ort mit, sondern beeinflusst auch die Art der Aufführungen, die zukünftig auf dem Tempelhofer Feld stattfinden werden.

Was lässt man zu, was lässt man nicht zu? Wie lange kriegen Menschen Verträge, was für Installationen möchte man haben? Es gibt kein Wasser und keinen Strom auf dem Gelände. Mit wieviel Geld schaffen wir Voraussetzungen für solche Nutzungen? Und wie sorgen wir dafür, dass das, was da passiert auch ein Stück weit zur Atmosphäre dieser Fläche passt und nicht nur irgendwer kommt (...). Also ich sage mal einen Autoschrauber wollten wir da nicht haben. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Für Viktoria Schneider ist ‚der Autoschrauber‘ das Symbol einer nicht erwünschten Pioniernutzung, da sie nicht dem Inszenierungsziel der Planungsverwaltung entspricht. Eine Autoreparatur würde für sie nicht zur Atmosphäre der Fläche passen. Dabei führt sie ästhetische Gründe an und stellt damit die immanente Verbindung von Ästhetik und atmosphärischem Spüren her. Während also der ‚Autoschrauber‘ die Außengrenze des ästhetisch Erwünschten markiert, so lassen sich aus der tatsächlich getätigten Projektauswahl Rückschlüsse auf die atmosphärischen Ziele der Planungsverwaltung ziehen. Zu den ausgewählten Pionierprojekten der ersten Bewerbungsrunde im Sommer 2010 zählen: vier Gemeinschaftsgärten, zwei Kunstprojekte, eine Einradschule, der Shaolin Tempel Deutschland, ein Sport-Verein, drei Verleih-Unternehmen für Segway, Fahrräder und Sportgeräte, sowie vier (Umwelt-)Bildungs- und Kinderprojekte. Diese Auswahl privilegiert überwiegend nicht-kommerzielle Freiraumnutzungen, die sich an die Parkbesucher*innen richten und gleichzeitig kostengünstig die Attraktivität des Feldes erhöhen.

Bei der riesenhaften Größe und den auch begrenzten Möglichkeiten, die wir haben, war es klar, wir müssen uns überlegen, was wir tun können, damit es interessant und schön wird, auf diesem Feld was zu tun. Angebote zu schaffen, die wir nicht hinkriegen. Von Gastronomie bis hin zu sportlich und kulturellen Dingen. Dieses Feld auch für die kreative Szene Berlins zu nutzen. Wir wissen ja, an vielen anderen Stellen, was temporäre Pioniernutzungen für ein Gewinn auch für die Stadt sind. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Vor dem Hintergrund des fehlenden Entwicklungsdrucks und den begrenzten eigenen finanziellen Möglichkeiten setzt die Planungsverwaltung auf Zwischennutzungen als Mittel der Wahl. Diese instrumentelle Strategie, in deren Rahmen die Pionierprojekte als „Werkzeuge für die Entwicklung des Standortes“ beschrieben werden (Heilmeyer 2011: 57) hat sich in Nachnutzungsprojekten zu einem gängigen Schema entwickelt: „Temporary uses are encouraged by a context of weak planning or a ‘watching stage’ which refers to a period during which the desired future for an area cannot be accomplished. Local authorities and landowners, despite having an ideal vision of redevelopment (particularly from a financial perspective), cannot achieve it”

(Andres 2013: 762). Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung setzt damit auf eine doppelte Strategie: Während die Parkplanung weitgehend einem planerischen Kontrollbedürfnis entspringt, folgen die Aufführungen der Pionierprojekte dem Ansatz des Geschehen-Lassens. Durch den Einsatz dieser partizipativen und performativen Planungsmethode öffnet sich die Planung für „Nicht-Geplantes [und] Unvorhergesehenes, das sich der Kontrolle und Verfügungsgewalt einzelner Subjekte entzieht“ (Fischer-Lichte 2012: 217). Diese Sphäre des Ungeplanten wird den Pionierprojekten überlassen, die mit ihrem gestalterischen Handeln zu emergenten Entwicklungen beitragen können (vgl. Kapitel 7.1). Mit dem Pionierverfahren wird Böhmes planerische Forderung „nicht immer bloß [zu] machen, sondern auch zu[zu]lassen“ (erneut: Böhme 1998: 70), versuchsweise eingelöst.

Die Planungsverwaltung adressiert mit dieser innovativen Strategie ein klassisches Dilemma der Planung: Wie kann das nicht planbare Phänomen der Urbanität geplant werden? Eine geplante Urbanität stellt für Dörfler (2011: 91) „eine Antinomie dar: Sie verunmöglicht Urbanität.“ Denn „ohne eine gewisse Virulenz und Turbulenz des alltäglichen Lebens, das sich jeder Vorhersehbarkeit und Planbarkeit entzieht, könnte letztlich von Stadt und Urbanität keine Rede sein“ (Hasse 2002b: 7). Dörfler argumentiert, dass ein Versuch der intentionalen Inszenierung von Urbanität von vornherein zum Scheitern verurteilt sei. „Urbanität gibt es [nicht] als planerisches Vorhaben, denn sie lebt vom Gegenteil, dem Nichteingriff und dem ‚kreativen‘ Austausch einander fremder Menschen, die eine bestimmte ‚unberechenbare‘ Situation etablieren“ (Dörfler 2011: 99). Eine Top-Down-Inszenierung von Urbanität mag also planerisch erwünscht sein, praktisch ist sie nicht umsetzbar, da Urbanität gerade eine Atmosphäre der Lebendigkeit und Unvorhersehbarkeit umfasst. Dieses „Grunddilemma moderner Stadtplanung“, die „Unmöglichkeit, etwas Spontanes und Ungeplantes mittels Planung und Rationalität herzustellen“ (ebd.: 102), lasse sich in der Realisierung der HafenCity Hamburg exemplarisch aufzeigen.¹⁵

Aus diesem Dilemma versucht die Berliner Planungsverwaltung bei der Planung des Tempelhofer Feldes auszubrechen. Indem sie in den Top-Down-Prozess bewusst eine neue Akteursgruppe der im Stadtraum gestalterisch tätigen Pioniere als Bottom-Up-Strategie integriert, versucht sie die Quadratur des Kreises: nämlich durch Planung Ungeplanten entstehen zu lassen. Dieses Ungeplante und Kreative soll das Feld attraktiv machen und eine Nutzeranfrage generieren, die letztlich zur Entstehung von Urbanität beiträgt,

¹⁵ Helbrecht und Dirksmeier (2009) bewerten dies weniger kritisch und weisen stattdessen auf die Möglichkeiten einer sich neu konstituierenden performativen Urbanität an Orten wie der HafenCity Hamburg hin.

wie Viktoria Schneider argumentiert: „Wir wissen ja, an vielen anderen Stellen, was temporäre Pioniernutzungen für ein Gewinn auch für die Stadt sind“ (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013).

Dieser progressive Planungsansatz auf dem Tempelhofer Feld wird jedoch von einer Reihe Restriktionen für die Pionierprojekte gerahmt. Der inszenatorische Kontrollanspruch der Planungsverwaltung bleibt weiterhin sehr hoch, um die Unvorhersehbarkeit der Pionier-Aufführungen zu begrenzen. So wurden in den Pachtverträgen der Pionierprojekte klar definierte Rahmenbedingungen für die Pionierprojekte geschaffen. Beispielsweise sind die Pachtverträge zeitlich auf drei bis sechs Jahre befristet und müssen außerdem jährlich von beiden Seiten verlängert werden. Der Vertragspartner Grün Berlin behält sich zudem ein Sonderkündigungsrecht vor, „sofern das Land Berlin vorzeitig seine langfristigen Nutzungen realisieren kann“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a: 3). In räumlicher Hinsicht sind die Ausmaße der Pionierprojekte durch die von ihnen gepachtete Fläche klar definiert und haben zur Entstehung scharfer Grundstücksgrenzen auf dem Feld geführt (vgl. Abbildung 11). Die vertragliche Festlegung der Projektflächen – aus denen sich auch die Pachthöhe von einem Euro pro Jahr und Quadratmeter ableitet – führt dazu, dass die Projekte trotz teilweise großer Flächennachfrage nicht wachsen dürfen.

Abbildung 11: Begrenzung des Pionierprojekts Allmende-Kontor



Quelle: eigene Aufnahme 12.Mai 2013

Die materiellen Installationen der Projekte unterliegen ebenfalls hohen Auflagen. Laut Vertrag dürfen die Projekte keine Eingriffe in den Boden vorneh-

men. Alle oberirdischen baulichen Aktivitäten (wie das Aufstellen eines Containers, die Errichtung einer Holzhütte oder eines Zeltdaches) müssen durch die planungsrechtliche Zuordnung des Feldes als Außenbereich hohe gesetzliche Hürden passieren¹⁶, wie ein Pionier berichtet:

Wir haben das Gelände ja ursprünglich ganz anders geplant. Wir hatten eigentlich einen Sponsor für 1500 Quadratmeter Terrasse, also so Douglasien-Dielen, Terrassendielen. Das hat sich dann als zu kompliziert erwiesen. Dann wollten wir eigentlich in der Mitte einen kleinen Barbereich haben, also selber eine Bar bauen. Das war dann vom Baurechtlichen her in der kurzen Zeit auf keinen Fall zu machen. Da kam schnell raus, die einzige Lösung ist Container. Und das waren dann auch 17 Seiten Bauantrag. Hatte ihnen [der Planungsverwaltung] nicht gereicht. Da hatte der Containervermieter nochmal 170 Seiten statisches Gutachten nachgeschoben und dann konnten wir endlich den Container aufstellen. (Interview Tobias Schleiz, P(C), 20.06.2013)

Während also einerseits mit dem Pionierverfahren eine Bühne des Emergenten geschaffen wird, versucht die Planungsverwaltung gleichzeitig mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, den Rahmen, innerhalb dessen sich Unvorhergesehenes abspielen darf, klar zu begrenzen. „Es ist ein sehr vorsichtiges Experiment, [bei dem] es vor allem um die Frage [geht], ob sich Bottom-up-Initiativen in Top-down-Planungen integrieren lassen“ (Heilmeyer 2011: 57).

4.3 Widersprüchliche Planungsziele: Vorbereitung der späteren Randbebauung

Ursache für diese zurückhaltende und restriktive Umsetzung des Pionierverfahrens liegt in den parallel zur Parkentwicklung vorangetriebenen Bebauungsplänen. Dieses konkurrierende Bühnenbild umfasst die Unterteilung des ehemaligen Flugfeldes in einen zu gestaltenden inneren Parkbereich und in mehrere Entwicklungsareale für Wohn- und Gewerbebauten in den Randbereichen des Feldes. Dieses Vorhaben realisiert sich planerisch in Form eines Masterplans, der 2013 der Öffentlichkeit präsentiert wurde (vgl. Abbildung 2, Kapitel 1.1). Der Masterplan, der zunächst keine materiellen Spuren im Park und auf den Pionierfeldern hinterlässt, stellt als kartographisches Artefakt „die Wirklichkeit selbst her, die [er] nur zu beschreiben vor[gibt]“ (Dirksmeier 2009: 250). Die Berliner Planungsverwaltung verfolgt somit eine doppelte Strategie in der Planung des Tempelhofer Feldes. Einerseits wird das Feld als bereits erlebbarer Ort hergestellt. Andererseits wird er als

¹⁶ Gemäß Paragraph 35 Baugesetzbuch

zukünftiger Entwicklungsstandort mit den gängigen Strategien – wie Masterplan, Gründung einer Entwicklungsgesellschaft – adressiert. Beauregard (2013) unterscheidet diesbezüglich *places* und *sites*: „A site is a place re-cast in professional terms such as lot size, zoning designation, and market value and done so for the purpose of intervention” (ebd.: 15). Im Zuge der Unterscheidung von *place* und *site* werden diese unterschiedlichen Perspektiven auf Raum unterschiedlichen Akteursgruppen zugewiesen: „what might be a potential site to one group (for example, developers) might still be a place to another (for example, those who live there)” (ebd.).

Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung konzipiert das Tempelhofer Feld durch die gleichzeitige Park- wie Bebauungsplanung sowohl als *place* als auch als *site*. Das Pionierverfahren und die Parknutzungen, die dem Erleben Platz geben, werden ergänzt – kritisch formuliert: konterkariert – durch das Festhalten und Vorantreiben klassischer Entwicklungsstrategien. Dieser zögerliche Umgang mit neuen Verfahren ist paradigmatisch für die Planungsdisziplin, die trotz postmoderner Verfahrensinnovationen an modernen Planungslogiken festhält. Davoudi und Strange (2009: 39) charakterisieren Planung daher als eine Disziplin,

[in which] new ways of seeing emerge but which can also remain stubbornly rooted in one or more interpretative traditions co-existing alongside new and often more complex ways of seeing and representing the spaces and places that planners and planning are seeking ‘to plan’.

Diese Einschätzung trifft für Hoffmann-Axthelm (2011: 44), einem vehementen Kritiker der Planungen zum Tempelhofer Feld, uneingeschränkt zu: „Denn die Instrumente sind die alten geblieben: IBA, IGA, Entwicklungsgesellschaft, Ideenwettbewerbe. Wie soll da auf die neue Offenheit Verlass sein?“ Die Berliner Senatsverwaltung legt durch ihre eigenen Handlungsschritte somit einen inhärenten Zielkonflikt an. Dieser Konflikt wird zusätzlich forciert, da die Pionierfelder genau auf den zukünftigen Baufeldern verortet wurden (vgl. Abbildungen 2 und 10). Denn durch die Pionierprojekte werden die Aneignungsmöglichkeiten für die Parkbesucher*innen und damit die atmosphärische Dichte gerade auf *den* Flächen erhöht, die als spätere Bebauungsgebiete nicht mehr für die öffentliche Freiraumnutzung zur Verfügung stehen werden (vgl. Kapitel 5.2). In einer kritischen Reflexion meint hierzu der Planer Paul Dittmann:

Je mehr Entwicklungsdruck auf solchen Bauflächen liegt, umso schwieriger wird es natürlich Pioniere zu integrieren. Weil man irgendwann einmal in die Situation hineinkommt, dass ein solches Experiment nicht in das hineinpasst, was der Druck mit sich bringt. Dann entstehen Konflikte. Und schon gleich gar entstehen Konflikte, wenn es eigentlich nicht passende Nutzungen sind. Das heißt, wenn ich eine gärtnerische Nutzung auf ein Baufeld bringe. Und genau das ist ja passiert. Wenn ich verantwortlich wäre als Projektleiter, dann würde ich tunlichst vermeiden, solche Freiraumnutzungen auf Baufelder zu packen. (Interview Paul Dittmann, SenStadt, 14.02.2013)

Dass die Berliner Planungsverwaltung dennoch die Projekte auf den Baufeldern verortet hat, begründet sich aus dem skizzierten starken Kontrollbedürfnis des Pionierverfahrens. Die Verortung der Pionierprojekte auf Baufeldern sollte als zusätzlicher Garant (neben der vertraglichen Festlegung als Zwischennutzungen) für die befristete Präsenz der Pionierprojekte dienen. „Denn beim Baufeld [...] ist von vornherein klar, dass sie da irgendwann mal weg müssen“ (Interview Elke Weinhold, SenStadt, 06.02.2013). Nichtsdestotrotz bildet der selbst angelegte und inhärente Zielkonflikt des Planungshandelns eine Bürde, mit der die weiteren Planungsschritte stets zu kämpfen hatten.

Der widersprüchliche und konfliktträchtige planerische Zugang zum Tempelhofer Feld als *place* und als *site* konnte durch zwei wesentliche Aspekte über lange Zeit ignoriert werden. Erstens führt dieses Vorgehen nicht sofort zu Konflikten, da die jeweiligen Einzelstrategien in verschiedenen Sphären stattfinden: die kartographisch repräsentierten Bebauungspläne hinterlassen keine Spuren im physischen Raum des Tempelhofer Feldes und die Park- und Pioniernutzungen bleiben im Masterplan unsichtbar (vgl. Abbildung 2). Dieses „kartographische Schweigen“ (Harley 1988: 58, zitiert in Sullivan 2011: 90) ermöglicht es der Stadtplanung, das Tempelhofer Feld trotz seiner 2010 beginnenden *place*-Nutzung als planerischen Interventionssort zu konstruieren. In Lefebvres Terminologie widersprechen sich hier *konzipierter* und *wahrgenommener Raum*.

Zweitens, wird die Parallelität der Inszenierungen von *site* und *place* durch die institutionelle Trennung in der Planungsverwaltung erleichtert. Denn mit der Parkentwicklung und der Bauentwicklung wurden zwei unterschiedliche Gesellschaften beauftragt. Die eigens gegründete landeseigene Entwicklungsgesellschaft Tempelhof Projekt GmbH ist für die Bereitstellung baureifer Flächen verantwortlich, während Grün Berlin die Parkentwicklung leitet und Vertragspartner der Pionierprojekte ist. Diese institutionelle Trennung bedingt sehr verschiedene Perspektiven auf das Feld. Während sich die Parkverwaltung vor allem der Bewirtschaftung der Wiesenflächen und Einhaltung der Parkregeln widmet, fokussiert sich die Entwicklungsgesellschaft auf die Beseitigung von Altlasten wie Müll und Munition, um die Entwicklungsflächen „zu einem möglichst frühen Zeitpunkt [...] beräumt, munitionsfrei und verkehrstechnisch erschlossen in den Vertrieb zu bringen“ (Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013). In der Theatersprache Goffmans kann die planerische Doppelstrategie der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung wie folgt zusammengefasst werden: Während die Regie ihr eigentlich favorisiertes Bühnenbild der Bebauung aufgrund fehlender Finanzmittel (noch) nicht realisieren kann, baut es kurzfristig und mit Unterstützung von Darsteller*innen ein günstigeres, zweites Bühnenbild. Wie sich die Auffüh-

rungen auf diesem zweiten Bühnenbild realisieren, wird im Folgenden dargestellt. Dabei wird sich zeigen, dass „auch die tatsächliche Aneignung des riesigen öffentlichen Raums durch die Berlinerinnen und Berliner [die nicht dem eigentlichen planerischen Ziel der Berliner Landesregierung entspricht] Spuren in der Auseinandersetzung über die Zukunft des Geländes [hinterlässt]“ (Roskamm 2011: 4).

5. „Und plötzlich setzt dieses magische Aufatmen ein.“ Wie Atmosphären auf dem Tempelhofer Feld wirken

Ziel dieses Kapitels ist es, „herauszufinden, was Atmosphären einem tu[n], d. h. den Charakter der Stimmung[en] kennenzulernen, mit dem sie einen anmute[n]“ (Böhme 1998: 46). Das Kapitel gibt damit die Antwort auf die erste der drei Fragestellungen, wie sich Atmosphären auf dem Tempelhofer Feld entfalten. Die folgenden Ausführungen stellen dar, wie sich das atmosphärische Erleben auf dem Tempelhofer Feld konstituiert und welche Rolle dabei die Weite des Ortes, die Anwesenheit anderer Menschen und die gestalterischen Installationen der Pionierprojekte spielen. Diese Auseinandersetzung mit den Atmosphären des Tempelhofer Feldes und die Beantwortung der Frage, wie sie entstehen und welchen Charakter sie haben, bildet die Grundlage für die darauffolgende Untersuchung ihrer planerischen Relevanz, die im Mittelpunkt der Kapitel 6 und 7 steht.

Bei der empirischen Analyse haben sich zwei charakteristische atmosphärische Stimmungen des Tempelhofer Feldes herauskristallisiert. Diese werden unter den Begriffen *Atmosphären der Weite* und *urbane Atmosphären* im Folgenden eingehend diskutiert. Beide Stimmungen zeichnen sich durch spezifische räumliche und zeitliche Muster auf dem Feld aus, die sich gegenseitig schwächen. Dort, wo die Weite „das Wahrgenommene in eigentümlicher Weise tönt“ (ebd.: 7), tritt die urbane Dimension von Atmosphären zugunsten eigenleiblicher Erfahrungen zurück. Umgekehrt führen interaktionsreiche Umwelten mit hoher menschlicher Kopräsenz zu urban anmutenden Atmosphären, die sich aus einer anderen Art der leiblichen Kommunikation entwickeln. Während den Atmosphären der Weite vor allem Mensch-Umwelt-Beziehungen zugrunde liegen, sind urbane Atmosphären an zwischenmenschliche Begegnungen im öffentlichen Raum gebunden. Das Kapitel schlägt somit eine ‚epistemologische Brücke‘ zwischen der geisteswissenschaftlichen und der sozialwissenschaftlichen Domäne, indem es zeigt, dass atmosphärisches Spüren sowohl ein subjektives als auch ein soziales Phänomen ist.

5.1 Atmosphären der Weite

Das Erleben des Tempelhofer Feldes beginnt mit einer ebenso wichtigen wie trivialen Handlung: dem Betreten des Feldes. Das Vor-Ort-Erleben beginnt nicht erst mit der physischen Präsenz auf dem Feld, wie die folgende Vignette aus meinen Feldnotizen zeigt.

Mein Weg zum Tempelhofer Feld führt mich vom U-Bahnhof Boddinstraße, über den stark frequentierten Fußweg der Hermannstraße zur Herrfurthstraße, an deren Ende sich einer der Haupteingänge des Feldes befindet. In dem Moment, in dem ich den Verkehrs- und Fußgängertrubel der Hermannstraße verlasse und in den Schillerkiez einbiege, verringert sich meine Laufgeschwindigkeit unwillkürlich. Ich gehe zwar zielstrebig weiter, aber meine Schritte sind nicht mehr so hastend, ich muss nicht mehr fortwährend entgegenkommenden Menschen ausweichen wie auf dem Fußweg der Hermannstraße. Nachdem ich mehrere Querstraßen passiert habe, trennen mich noch etwa 200 Meter vom Feldeingang. Auf dieser Höhe der Herrfurthstraße stehen auf beiden Straßenseiten große schattige Straßenbäume, die die Straße dunkler erscheinen lassen. Die Zahl der Geschäfte ist gering, die Häuserfassaden sind länger nicht saniert worden. Mein Blick richtet sich jetzt immer öfter nach vorn. Ich versuche den Horizont zu erspähen, der sich gleich vor mir auftun wird. Ähnlich wie bei einer Wanderung durch den Wald, die zu einer Lichtung führt, wird es, während ich weitergehe um mich herum langsam lichter: die seitliche Begrenzung der Straße durch die 5-stöckigen Wohngebäude endet und es öffnet sich der Blick auf das Tempelhofer Feld. (Feldnotizen Ulrike Mackrodt, 07.09.2013)

Die Vignette verdeutlicht, dass mein Erleben des Tempelhofer Feldes bereits vor dem eigentlichen Eingang beginnt, sobald sich die Lichtverhältnisse auf der Straße ändern und sich am Ende der Herrfurthstraße langsam der Horizont auftut. Die städtische Routine aus Straßen und Gebäuden wird allmählich suspendiert und ersetzt durch das Zusammenspiel aus offener Fläche und Himmel.

Mein nächster Übergangsschritt vom Wohngebiet zum Feld vollzieht sich dort, wo meine Füße mich auf die asphaltierte Fläche direkt vor dem Eingangstor führen. Der veränderte Bodenbelag ersetzt die vorherige Unterteilung in Straße und Fußweg. Sie bricht die vorherige Routine auf. Ab hier kann ich mich frei entscheiden, wo ich entlang laufen möchte, keine Markierungen von Fußweg oder Straße begrenzen mehr meine Bewegungsentscheidungen. Auf dieser Fläche verweilt eine Gruppe junger Erwachsener im Stehen. Neben ihnen steht ein Eiswagen, der hier vor dem Eingang des Feldes seine Waren zum Verkauf anbietet. (Feldnotizen Ulrike Mackrodt, 07.09.2013)

Die freie Möglichkeit der Bewegungen führt dazu, dass die Gruppe junger Erwachsener, die auf dem Vorplatz des Feldes steht, gerade *nicht* weiter geht, sondern auf dieser Freifläche sich die Freiheit nimmt, nicht mehr zielstrebig zu laufen, sondern zu verweilen. Auch der Eiswagen nutzt die asphaltierte Freifläche vor dem Zaun, die nicht mehr Fußweg noch Straße ist, als Stellplatz. Da dieser Ort sich als Verweil- und Sammelplatz etabliert hat, ist er ein idealer Ort für den Eiswagen.

Als ich durch das breite, offene Tor gehe und nun den Vorplatz des Feldes betrete, verlangsamen sich meine Schritte nochmals. Vor mir öffnet sich uneingeschränkt der Blick auf das Tempelhofer Feld. Sobald der Eingangszaun hinter mir liegt, bin ich in meiner Wahrnehmung vollständig von unbebautem, flachem Gebiet und der umfassenden Präsenz des Himmels umgeben. Der uneingeschränkte 180-Grad-Blick von links nach rechts lässt mich das Wetter und die Luft viel stärker wahrnehmen, als noch in den Straßenzügen vor wenigen Minuten. Wolkenbänder ziehen vorbei und unterbrechen die wärmenden Sonnenstrahlen in meinem Gesicht immer wieder mit einem kühlenden Moment des Schattens. In der Ferne zeichnen sich am Himmel einige Regenbänder ab und der Wind bläst wahrnehmbar über meine Haut. Ich stehe hier am Rande einer Landschaftskante, die einen erhöhten Blick gen Westen auf die Freifläche erlaubt. Dieses Erleben erinnert mich daran, wie ich am ersten Tag eines Ostseurlaubs zum ersten Mal die Düne hochlaufe und – am höchsten Punkt der Düne angekommen – das Meer zum ersten Mal sehe, wie es mir zu Füßen liegt und auf mich wartet. Ein ähnliches Gefühl erfasst mich hier am Ostrand des Tempelhofer Feldes stehend. Von der Landschaftskante führt eine leicht abfallende Wiese hinunter zum Beginn der Landebahnen und Taxiways auf dem Feld. Sie wird zum prädestinierten Sitzplatz vieler Leute, die von dort aus wie in einem Amphitheater die Aussicht genießen. Von hier oben wandert mein Blick – geleitet durch die Optik der Landebahnen – gen Westen bis zu den schmal am Horizont aufscheinenden Häuserzeilen am westlichen Feldrand. Der städtische Raum scheint suspendiert, es sind nur die Fläche und die auf ihr verweilenden Menschen zu sehen. (Feldnotizen Ulrike Mackrodt, 07.09.2013)

Abbildung 12: Sich öffnender Horizont auf dem Weg zum Tempelhofer Feld



Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

Abbildung 13: Übergang von Straße zu Vorplatz



Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

Abbildung 14: Treffpunkt und Verweilort Vorplatz



Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

Abbildung 15: Blick von Landschaftskante Eingang Oderstraße



Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

Hier, auf der Neuköllner Seite schließt das Feld unmittelbar an das Gründerzeitviertel des Schillerkiez' an.¹⁷ Den Übergang vom *ErnstRaum* der Stadt zum *SpielRaum* des Parks (vgl. Hasse 2015c: 241) erlebe ich, vom Schillerkiez aus kommend, als starken Kontrast zwischen der materiellen Dichte der fünfstöckigen Steinbauten und der luftigen Weite des Feldes. Ich justiere meine Wahrnehmung neu, meine Augen stellen sich auf größere Sichtentfernungen ein und mein Handlungsradius wird nicht mehr durch Bordsteinkanten, parkende Autos und auf dem Fußweg entgegenkommende Menschen begrenzt. Diese Neujustierung der Handlungsoptionen drückt sich in meinem Verhalten wie dargestellt in einer Verlangsamung meiner Schritte aus. Die mit dieser Wahrnehmung einhergehenden Empfindungen beschreibt Lange (2015: o.S.) in einem Artikel einer Berliner Tageszeitung:

Kaum haben wir [von der Herrfurthstraße kommend] das ehemalige Flughafengelände betreten, setzt dieses magische Aufatmen ein. Der Blick fliegt über die Fläche – es ist einfach wunderbar, wenn er mal nicht alle paar Meter an Häuserfronten abprallen muss. Mit jedem Schritt über die Wiese rückt der Alltagsärger ein Stück weiter in die Ferne.

Das Fehlen materieller Enge und damit verbundener visueller Eindrücke münzt sich in dieser Schilderung in die körperliche Reaktion des Aufatmens um. Dieses Aufatmen begrenzt sich aber nicht auf die Lungenflügel und den Brustkorb, sondern betrifft in seiner ‚Magie‘ den gesamten Leib. „Atmospheric perception is therefore a holistic and emotional being-in-the-world“ (Griffero 2014: 15). Auch wenn die Zusammensetzung der Luft auf dem Tempelhofer Feld sicher keine andere als in den Straßen des Schillerkiez' ist, fühlt sich das Atmen in diesem Umfeld ganz anders an. Im Übergang von Straße zu Feld kommen die charakteristischen atmosphärischen Dimensionen der Ausdehnung und Weite zum Tragen: „Das Gefühl einer allseitigen Ausdehnung haben wir u. a. dann, wenn wir mit befreiendem Aufatmen einen Hochwald betreten oder einen unerwartet schönen Saal. Unwillkürlich weiten wir die Brust und machen uns größer, gerade so, als wollten wir uns der imponierenden Umgebung anpassen und würdig erweisen“ (Schmitz 2014: 94).

In ähnlicher Weise beschreibt eine der Initiatorinnen des Pionierprojekts gekekundu im Interview mit mir, wie sie als Projektleiterin die Raumwahrnehmung einer Kindergruppe beim ersten Betreten des Tempelhofer Feldes erlebt hat.

2010 haben wir ein Projekt gemacht mit einer Schule, wo es um Straßenspiele ging – wie die Kinder früher gespielt haben. Und bei diesem Projekt waren wir auf dem Tempelhofer Feld. Da war das gerade offen, da gab es halt noch gar nichts. Und da haben die Kinder sehr, sehr positiv drauf reagiert, eben auf diesen Freiraum. Und das war total klasse,

¹⁷ Auf der nördlichen Kreuzberger Seite und westlichen Tempelhofer Seite ist das Feld von mehrspurigen Hauptverkehrsstraßen (Columbiadamm bzw. Tempelhofer Damm) umgeben, so dass sich der Zugang dort anders gestaltet.

wie die Kinder wirklich auf diese Flächen reagiert haben, also bis hin auch zu Verwunderung und nicht fassen können. Also das sowas in der Stadt, bis hin das viele das überhaupt nicht kannten. Und dann haben sie sich da einfach bewegt, sind einfach gelaufen und waren einfach total glücklich. Und haben das halt auch in Sprache ausgedrückt, dass sie da gern öfters wären und spielen würden. (Interview Jasmin Bauer, P(O), 13.05.2013)

Die Abwesenheit materieller Texturen auf dem Feld – ‚da gab es halt noch gar nichts‘ – resultiert bei den Kindern in einer Ungläubigkeit und in einem Aussetzen der ihnen vertrauten Bewegungsmuster. Im Anschluss an diese Unterbrechung setzt eine neue Handlungsfreiheit auf den weiten Asphalt- und Wiesenflächen ein: ‚Sie haben sich da einfach bewegt, sind einfach gelaufen‘. Die Kinder waren in der Einschätzung Jasmin Bauers glücklich und wünschten sich, diese Erfahrungen zu wiederholen.¹⁸ Die Verwunderung der Kinder wird von vielen Menschen beim Betreten des Tempelhofer Feldes geteilt. Sie führt dazu, dass die Menschen stehen bleiben und eine Weile an diesem Übergangsort verharren. Diese Unterbrechung des Handlungsflusses und anschließende Neujustierung des Wahrnehmens und Handelns ist für derartige Übergänge charakteristisch.

Das eigenartige Dasein der Vitalqualitäten der verschiedenen Räume wird deutlich und greifbar besonders in Augenblicken des Übergangs aus einem Raum in einen anderen. So ist es deutlich, wie die vitale Gesamthaltung sich verändert, wenn man aus dem Hause hinaustritt ins Freie, von der Straße abzweigt ins Feld, wenn man eintritt in einen Wald oder die letzten Häuser verlassend nun hinausgeht in freies Land oder wenn man in der Stadt von einer verkehrsreichen Straße einbiegt in einen stillen Winkel. (Dürckheim 2005: 40)

In einer jüngeren Studie stellt Frers (2007) in analoger Weise dar, wie ein Mann mit seinem Fahrrad – das Bahnhofsgebäude in Kiel verlassend – angesichts des sich öffnenden Horizonts vor dem Bahnhofsgebäude ebenso innehält wie ich oder die Kindergruppe beim Betreten des Tempelhofer Feldes.

Die Weite des sich auftuenden Möglichkeitsspektrums ist so groß, dass ein Innehalten eingefordert wird. In diesem Innehalten [des Radfahrers] wird das Wahrnehmungshandeln reorganisiert, es ist gleichsam selbst ein Wahrnehmungshandeln. Neuorientierungen werden vorgenommen, und zwischen einer Vielzahl von möglichen Handlungsoptionen gewählt. Diese Wahl ist kein rationales Abwägen – mit jeder Wendung des Blicks, mit jedem weiteren Zentimeter, den das Rad voran geschoben wird, wird im Durchgang durch die Zeit zugleich entschieden, gehandelt und wahrgenommen. Das Innehalten ist in diesem Fall auch durch den Genuss motiviert, den es bietet. (ebd.: 80)

Trotz dieser starken körperlichen und leiblichen Reaktionen gilt es zu berücksichtigen, dass ein solcher Übergang nicht deterministisch zu verstehen ist. Die Wirkmächtigkeit einer veränderten Wahrnehmung wird gerade *nicht*

¹⁸ Die analytische Unschärfe dieser dreifachen Interpretationskaskade (meine Interpretation eines sprachlichen Berichts einer Fremdbeobachtung) ist hier zu beachten.

aus vermeintlich inhärenten, objektiven Qualitäten des räumlichen Umfelds generiert. Vielmehr ist es das Zusammenspiel aus subjektiver Disposition und den räumlichen Gegebenheiten, das eine Wirkung auf das beobachtbare Handeln und Wahrnehmen hat. Für den Übergang zwischen dem Kieler Bahnhofsgebäude und dem Bahnhofsvorplatz formuliert Frers dieses situative Verständnis so:

Dies heißt selbstverständlich nicht, dass alle Menschen, die unter diesen Bedingungen das Gebäude verlassen, dort innehalten würden. [...] je nachdem, wie eilig sie es haben, wie vertraut sie mit diesem Ort und seinen Eigenschaften sind, werden sie auch einfach zielstrebig oder mit etwas anderem beschäftigt die Treppe hinabsteigen und ihren weiteren Tätigkeiten nachgehen. (ebd.)

Auch ich habe das Tempelhofer Feld keine zwei Mal in gleicher Weise betreten, auch wenn es räumlich der gleiche Zugang über den Haupteingang an der Oderstraße war. Die Atmosphäre war stets eine (graduell) andere, je nachdem, ob ich auf dem Feld verabredet war und mich beeilen musste, um pünktlich zu einer Verabredung zu sein oder ob ich an einem lauen Frühlingsabend ohne festes Vorhaben länger am Eingang zum Park verweilt habe, um die Wärme der untergehenden Sonne und den Blick nach Westen zu genießen.

Mit dem Betreten des Tempelhofer Feldes kann sich das atmosphärische Erleben in seiner ganzheitlichen, synästhetischen Weise entfalten. Dieses Erleben wird von der Objektseite her durch die großflächige Abwesenheit aufragender materieller Artefakte – ob nun Bäume oder Gebäude – beeinflusst. Diese Weite muss jedoch nicht zwingend zu positiven Empfindungen führen, wie die bisherigen Ausführungen eventuell nahe gelegt haben. Denn wie man sich an einem Ort fühlt, hängt stets von dem Zusammenspiel aus materieller Umwelt und subjektiver Disposition ab und ist niemals Eigenschaft des physischen Raums.¹⁹ So stellt eine Journalistin auf Grundlage ihrer negativen Empfindungen auf dem Tempelhofer Feld die Forderung nach mehr Landschaftsgestaltung und Baumpflanzungen auf:

Es [das Tempelhofer Feld] ist toll für alle, die etwas mit Segeln oder Drachen machen. Für alle anderen ist es meiner bescheidenen Meinung nach suboptimal. [...] Kinder haben auf dem Feld *nichts* zu tun. Es gibt keinen Spielplatz, *nichts* zum Verstecken. Überhaupt ist da viel *Nichts*. Es gibt an Regentagen *nichts*, wo man sich unterstellen könnte, im Winter *nichts*, was vor dem eisigen Wind schützt und beim Joggen *nichts*, was die Strecke optisch verkürzt. Sie nennen das ‚weit‘. Ich nenne es *leer*. [...] Anstatt einer Wiese findet sich dort nur Wüste. Es ist zwar eine grüne Wüste, aber es bleibt eine Wüste. Sie nennen es Wiese. Ich nenne es Wüste. (Sauerbrey 2012: o. S., eg. Hv.)

¹⁹ vgl. Grifferos Gleichnis der Eiche (2014: 32) in Kapitel 3.2.

Die Autorin kritisiert in sprachlich zugespitzter Weise die vermeintliche Leere und das Nichts des Feldes. Gleichzeitig schätzt sie ihre eigene ästhetische Einschätzung des Feldes als nicht mehrheitsfähig ein: „Ich scheine der einzige Mensch zu sein, den das [Nichts] stört. [...] Den Ex-Flughafen nicht ‚schön‘ zu finden, ist so verpönt wie am Wahlkampfstand der FDP zu stehen oder Rührei mit den Fingern zu essen“ (ebd.). Die positive Bewertung des Feldes in seinem weitgehend unveränderten Zustand der Flugnutzung stellt für sie demnach die gesellschaftliche Norm dar, gegen die sie jedoch Einwände hat. Die Planer*innen der Senatsverwaltung wiederum teilen Sauerbrey's Forderung nach Interventionen und betrachten diese – anders als Sauerbrey – sogar als Mehrheitsmeinung innerhalb der Berliner Bevölkerung:

Ich glaube, es gibt nicht wenige, die es vielleicht auch ganz nett finden, wenn da mal ab und zu noch ein Baum gepflanzt wird, weil sie die Aufenthaltsqualität auf dem Feld ja verbessern. Ansonsten ist man da ja wirklich auf dem platten Teller und ist dann den Gezeiten ausgeliefert. (Interview Holger Weber, SenStadt, 20.02.2013)

Sowohl der Planer Weber als auch die Journalistin Sauerbrey betrachten das Erleben auf dem Feld als unattraktiv, da das Feld für sie öde, unwirtlich und leer ist. Die Weite des Tempelhofer Feldes führt also nicht automatisch zu positiven emotionalen Bewertungen des Ortes. Die beiden Aussagen von Weber und Sauerbrey verdeutlichen die Subjektivität von atmosphärischen Empfindungen. Die physische Weite des Feldes kann demnach zwei diametral gegensätzliche atmosphärische Effekte zeitigen: Sie kann einerseits zu einer als befreiend und wunderbar empfundenen Atmosphäre beitragen, sie kann aber auch das Gefühl der Schutz- und Hilflosigkeit hervorrufen.

Darüber hinaus weisen die beiden Aussagen auf einen weiteren wichtigen konzeptionellen Aspekt hin, der für Freiräume von zentraler Bedeutung ist. Wenn Sauerbrey (2012: o.S.) zu dem Schluss kommt „ich nenne es leer“, so ist diese Charakterisierung des Tempelhofer Feldes aus phänomenologischer Perspektive nicht zutreffend. Dies lässt sich anhand der von ihr selbst aufgezählten Belege für diese angeblich Leere aufzeigen. So meint sie beispielsweise, dass „es an Regentagen nichts [gibt], wo man sich unterstellen könnte“ (ebd.). Damit hat sie in materieller Sicht zwar Recht, gleichzeitig unterschlägt sie aber die tatsächliche Anwesenheit des Regens selbst. Erst *ohne* das Vorhandensein eines Regenunterstands können Regen und Wind in ihrer empfundenen Widrigkeit überhaupt erlebt werden. Die negative emotionale Reaktion der Autorin beruht damit eben nicht auf dem Erleben eines *Nichts*, sondern vielmehr auf dem widrigen Erleben eines *Zuviels* immaterieller Kräfte wie Wind und Regen. Diese immateriellen Kräfte können sich nur entfalten, da es keine materiellen Strukturen wie Häuser und Bäume auf dem Tempelhofer Feld gibt. „The experience of absence derives its peculiar power from its *embeddedness in the body*, in bodily practices, sensual perceptions and emotions“ (Frers 2013: 423, eg. Hv.). Das Phänomen der Leere – als materielle Abwesenheit – ist an die scheinbar paradoxe Bedingung der

körperlich-leiblichen Anwesenheit gebunden. Wenn Sauerbrey (2012: o.S.) schreibt, dass Kinder auf dem Feld nichts zu tun haben, dass man auf dem Feld dem eisigen Wind ausgesetzt ist und dass man beim Joggen frustriert wird, so sind diese Empfindungen nur möglich, wenn ein empfindendes Subjekt vor Ort ist, um sich langweilen oder frieren zu können. „Absence is a phenomenon that exists in actual experience“ (Frers 2013: 435). Mit anderen Worten: Weite ist nicht mit Leere gleichzusetzen. Vielmehr werden in dieser Umwelt die atmosphärischen Eigenschaften – hier im meteorologischen Sinn gemeint – intensiv spürbar. Daher ist das Tempelhofer Feld in seiner räumlichen Struktur prädestiniert für die Entstehung intensiv spürbarer Atmosphären. Ob diese Atmosphären zu positiven oder negativen Emotionen führen, ist subjektiv und situativ verschieden.

Die Vergleiche, die in den Feldbeschreibungen zu Rate gezogen werden, sind zumeist nicht urbanen Ursprungs, sondern bedienen sich verschiedenster Landschaftsbegriffe.

Wo gibt es das schon nochmal in Deutschland, ja? München Riem ist zu Kassel geworden. (...) Aber Tempelhof ist so ein Ort, wie ich ihn nur vergleichen würde mit den großen Sandbänken vor Sankt-Peter-Ording oder auf Amrum. (Interview Paul Dittmann, SenStadt, 14.02.2013)

Von dem Ausgeliefertsein gegenüber den Gezeiten (Interview Holger Weber) über die Bezeichnung als Wüste (Sauerbrey 2012), die baumlose Savanne (Interview Elke Weinhold, vgl. Kapitel 1.1) bis zu den Sandbänken auf Amrum (Interview Paul Dittmann): Landschaftsassoziationen durchziehen die subjektiven Beschreibungen des Feldes. Diese sprachliche Ausflagung des Feldes als Landschaft verweist darauf, dass die Versprachlichung von subjektiv gespürten Atmosphären ohne eine Überführung in die symbolisch-signifikative Ebene kaum möglich ist (vgl. Hasse 2002a: 80). So wie ich beim Betreten des Feldes eine Assoziation zum Erleben der Ostsee hergestellt habe, so stellen die hier zitierten Akteure jeweils subjektive Bezüge zu anderen – aus früherem Erleben vertrauten – Landschaften her. Damit steht nicht der ästhetisch-repräsentationale Aspekt des Landschaftsbegriffs im Vordergrund, sondern sein auf dem Erleben beruhender Herstellungsprozess. Dieser Fokuswechsel von ‚landscape‘ zu ‚landscaping‘ ermöglicht es, „[to] turn landscape from a distant object or spectacle to be visually surveyed to an up-close, intimate and proximate material milieu of engagement and practice“ (Wylie 2007: 167).²⁰ Damit dient der Landschaftsbegriff, der lange im Verdacht eines distanzierten, körperlosen Sehens stand, als empirischer Zugang

²⁰ Die epistemologische Wende im Landschaftsdiskurs hin zu nicht-repräsentationalen und phänomenologischen Konzeptionen trägt dazu bei, Landschaft und Atmosphäre als zwei eng miteinander verbundene, situativ entstehende Phänomene zu betrachten (vgl. Wylie 2007: 148ff.). Griffero (2014: 61) proklamiert vor diesem Hintergrund „a rethinking of landscape in atmospheric terms“.

zum atmosphärischen Spüren. „[T]he aesthetic identity of a landscape could therefore be precisely the atmosphere we sense in it“ (Griffero 2014: 62). Der Landschaftsbegriff übersetzt demnach das Spüren von Atmosphären in eine repräsentationsfähige Form. Diese ist dann sprachlich kommunizierbar und wird Teil der sozialen Welt.

Das atmosphärische Erleben des Tempelhofer Feldes manifestiert sich empirisch in auf Sichtbarkeiten beruhenden Landschaftsbeschreibungen. Dieser empirische ‚Umweg‘ ist gesellschaftlich äußerst plausibel, wenn die Dominanz des Gesichtssinns für die Beschreibung der physischen Umwelt in Betracht gezogen wird. „Was wir nicht gesehen haben, glauben wir nicht. Der Gesichtssinn ist wie eine Fessel der anderen Sinne“ (Hasse 2002d: 25). Demnach bedarf es sprachlicher Mittel – wie Wüste, Meer, Sandbank oder Savanne – um die fehlende Fassbarkeit von Atmosphären zu adressieren. Denn wie im Methodenkapitel diskutiert, ist das explizite Sprechen über Atmosphären keine geübte soziale Praktik. Um diese Sprachlosigkeit zu überwinden, stellen der sprachliche Verweis auf Landschaften und der damit verbundene Fokus auf das Sehen einen Ausweg aus der Kommunikationsfalle dar. „Wenn uns die Sprache in der Kommunikation über Atmosphären erfahrungsgemäß auch nicht der stärkste Partner ist, so heißt das nicht, daß es keinen Weg vom leiblichen Eindruck zur Sprache gibt“ (ebd.: 26). Landschaftsmetaphern scheinen genau solch ein Weg zu sein. Sie helfen dabei, die Weite des Feldes, als prägende Anwesenheit immaterieller Art fassbar zu machen.

Die Atmosphären der Weite auf dem Tempelhofer Feld, die mit verschiedenen Landschaftsbegriffen umschrieben werden, sind eng mit den Eigenschaften ihrer Objektseite verbunden. Durch die Präsenz als ebene, großräumige, weitgehend unversiegelte Freifläche ohne aufragende Vegetation oder Gebäude können auf dem Tempelhofer Feld – wie sonst kaum in Städten erlebbar – Himmel, Horizont und Wetterphänomene wahrgenommen werden. Der *Horizont* spielt für die Verbindung von Landschaft und Atmosphäre eine essentielle Rolle: Denn er ist die visuell wahrnehmbare Grenze einer über Sichtbeziehungen definierten Landschaft. Horizont und Landschaft gehören konstitutiv zusammen: „Every landscape has a horizon [...]. The horizon is an arc within which a given landscape comes to an end – an end of visibility, of presence, of availability“ (Casey 2001: 690). Die umfassende Präsenz des *Himmels* auf dem Tempelhofer Feld legt wiederum eine spezifische Intensität des atmosphärischen Spürens nahe. So argumentiert Hasse (1999: 78), dass „die Atmosphäre einer Landschaft entscheidend durch die Gestalt des Himmels wahrgenommen wird. [...] Der Betrachter badet [...] im ihn optisch allein noch umgebenden Blau als einem abstandslosen, homogenen Medium“. Die Weite des physischen Raums findet dabei ihre Entsprechung im leiblichen Weiteraum. Denn dort wird „nach Schmitz (1969: 186)

der ‚freie Himmel‘ [...] erlebt. Er wird als Raum ohne Richtung und Entfernung in prädimensionaler Tiefe empfunden“ (Hasse 1999: 78). Tatsächlich kann die Präsenz des Himmels und sein leibliches Empfinden als das zentrale Kriterium der Objektseite der Tempelhofer Atmosphären betrachtet werden. Wirft man erneut einen Blick auf die verschiedenen Landschaftsvergleiche, die in der Beschreibung des Tempelhofer Feldes zu Rate gezogen werden, so zeigt sich ein verbindendes Element: die Allgegenwart des Himmels. Sowohl in der Savanne, als auch an der Nordseeküste, auf offenem Meer oder in der Wüste: an all diesen Orten ist der die Landschaft rahmende Himmel eindrücklich erlebbar. Das ‚magische Aufatmen‘, das Lange (2015: o.S.) beim Betreten des Tempelhofer Feldes spürt, illustriert, wie die Weite des Feldes und des Himmels eine Weite des Leibes nach sich ziehen kann. „Deswegen gehört zu einer Landschaft, die sich dem Blick öffnet, fast immer auch eine Weite, in der sich der Blick verlieren kann“ (Schmitz 2014: 121).

Die Omnipräsenz des Himmels führt aber auch dazu, dass das Wettergeschehen intensiv das Erleben prägen kann. „In Außenräumen kommt den Situationen des Wetters sowie der Tages- und Jahreszeiten eine besondere Bedeutung zu. Letztlich wirken sie ganz wesentlich auf die Stimmung persönlicher und gemeinsamer Situationen ein. [...] alles, was Menschen über ihr atmosphärisches Erleben an dieser oder jener Stelle im Park mitteilen könnten, [ist daher zutiefst] situativ“ (Hasse 2015c: 243). Im Gegensatz zu umbauten Räumen wie Kirchen oder Banken (Kazig 2007) können die atmosphärischen Kräfte wie Sonne, Wind und Regen hier nicht ausgeschlossen werden.²¹ Dadurch entsteht eine starke Situativität und Volatilität des atmosphärischen Spürens. Befreiende Weite-Empfindungen wie das magische Aufatmen wechseln sich mit bedrückenden Enge-Empfindungen ab.

Typische Enge-Empfindungen resultieren aus körperlichem Unbehagen, das den leiblichen Raum verringert und ihn in die Ausmaße des physischen Körpers reduziert. „Der Wahrnehmende nimmt sich als klar vom Umraum abgehoben und isoliert wahr. Diese Isolation gipfelt in einem Gefühl des ‚Allein-auf-sich-zurückgeworfen-Seins‘“ (Bischoff 2002: 54). In Sauerbreys Artikel (2012) friert die Person in dem eisigen Wind, die Joggerin ist erschöpft und verzweifelt aufgrund der weiten Entfernungen.²² Die physische Weite des Tempelhofer Feldes determiniert somit keine *bestimmte* Atmosphäre. Denn Atmosphären sind stets „zu zwei Seiten hin offen: Zur Seite des erlebenden Subjekts [...] und zur Seite der erscheinenden Dinge [...] und Situationen, die in ihrem Erscheinen nie stillstehen“ (Hasse 2002d: 26). Die phy-

²¹ hier ist Atmosphäre wiederum im physikalisch-meteorologischen Sinne gemeint

²² vgl. auch Michels (2015: 260) für eine eindrückliche Darstellung, wie die Widrigkeiten des Wetters und die daraus resultierende körperliche Verfasstheit und leibliche Enge einen großen Einfluss auf das Erleben vor Ort nehmen.

sische Weite begünstigt jedoch eine große *Intensität* der jeweiligen subjektiven und situativen Atmosphären und trägt zur Entstehung *umweltästhetischer Episoden* (vgl. Kazig 2012: 93) bei.

Unabhängig von der starken wetterbedingten Volatilität des atmosphärischen Empfindens haben sich auf dem Tempelhofer Feld bestimmte räumliche und zeitliche Atmosphären-Muster entwickelt. Insbesondere die tages- und jahreszeitlichen Rhythmen schlagen sich – gleichwohl nicht in determinierender Weise – im Empfinden nieder. Der belletristisch anmutende Zeitungsartikel von Korfmann (2012) gibt diesbezüglich wertvolle Hinweise. In dem Artikel berichtet der Journalist, der auch Reisebuchautor ist, von seinen Erlebnissen auf dem Feld an einem frühherbstlichen Wochenendtag zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang.²³ Korfmanns Schilderungen beginnen vor Sonnenaufgang am westlichen Eingang Tempelhofer Damm:

Ein dünner Nebelschleier liegt über dem hohen Gras. Es duftet nach Erde und letzten Spätsommerblüten. Alles ist grau, nur weit im Osten, am anderen Ende der Ebene, mischt sich eine erste Spur von Rot ins Morgengrauen. Dann steigt die Sonne auf. Dunkel zeichnen sich Eichen am Horizont ab. [...] Von Süden dringt das Läuten eines Kirchturms herüber. Und so winzig erscheinen im Osten die Dächer von Neukölln. Diese Weite in der Großstadt hat etwas Magisches. (ebd.: o.S.)

Die sinnlich diffusen Wahrnehmungen der Morgendämmerung bewegen Korfmann dazu, der Situation etwas Magisches zuzusprechen. Dämmerung, Nebel und Stille, aus der heraus das ferne Läuten einer Kirchenglocke wahrgenommen werden kann, unterstützen und ermöglichen erst die Wahrnehmung der Weite. Physische und leibliche Weite scheinen dabei in Korfmanns Darstellung ineinander überzugehen. In diesen Momenten der fehlenden Unterscheidbarkeit in der wahrgenommenen Welt scheint das Atmosphärische besonders intensiv zum Ausdruck zu kommen. „Mit dem Verschwinden von Differenzierungen und der Entgegenständlichung der Umgebung werden auch die Grenzen der Sinne diffus, und Wahrnehmung wird reduziert auf ihr erstes und letztes: ein ahnungsvolles Spüren“ (Böhme 1998: 32).

Dieses ahnungsvolle Spüren ist an eine Zurücknahme der Umgebungswahrnehmung gekoppelt, die in städtischen Räumen nur selten anzutreffen ist. Nebel, Dämmerung und Stille sind Situationen, die aus den Städten weitgehend suspendiert sind. „Wir schalten das Licht an – und damit schalten wir die Dämmerung aus. Die praktisch unbeschränkte Verfügbarkeit von Licht im Alltag hat zum Verlust der Dämmerung als Erfahrungsraum geführt“ (ebd.: 14). Böhme führt diesen Verlustgedanken weiter aus und spricht „von einem nostalgischen Bedürfnis nach Dämmerung [...]“. Dämmerung wird

²³ Dieser Zeitraum entspricht den Öffnungszeiten des Feldes, die im Jahresverlauf den Sonnenaufgangs- und Sonnenuntergangszeiten folgen. Außerhalb dieser Zeiten sind die Zugänge zum Feld (jedoch nicht die Ausgänge) geschlossen.

nach Bedarf – mit dem Dimmer – künstlich erzeugt“ (ebd.: 16). Das Tempelhofer Feld kann diese nostalgischen Bedürfnisse in seiner atmosphärischen Intensität befriedigen.

Atmosphärisches Spüren scheint demnach in bestimmten Umweltkontexten intensiver wahrnehmbar zu sein als in anderen. „Es bedarf offenbar einer Situation ohne störende Einflüsse, damit es überhaupt möglich ist, sich auf die phänomenale Gegebenheit einlassen zu können“ (Kazig 2012: 87). Diese Möglichkeit bietet das Tempelhofer Feld in seiner physischen Weite einerseits in den Morgen- und Abendstunden sowie tagsüber in den wenig genutzten Arealen im Zentrum des Feldes. In diesen Situationen, die nicht zufällig durch die Abwesenheit anderer Menschen geprägt sind, wird die Wahrnehmung der eigenen leiblichen Verfassung gesteigert. Schmitz (2011: 50ff.) spricht hier von *Ausleibung*, bei der ein Zustand des Versinkens und der Versunkenheit eintritt. So wie das Floating (vgl. Kapitel 2.3) oder ein Sonnenbad eine spezifische Umwelt schafft, „in der die [...] Subjektivität der exponierten Gegenwart in die Welt als eine ununterbrochene Masse von Empfindungen, wie in ein uferloses Meer, ausläuft“ (ebd.: 51), so schafft das Tempelhofer Feld zu bestimmten Zeiten Gelegenheitsräume, die den leiblichen Raum in den Vordergrund treten lassen.

Man könnte nun verleitet sein, Dämmerung, Stille und Nebel als *die* paradigmatischen Phänomene atmosphärischen Spürens zu betrachten (vgl. Griffero 2014: 58). Es existieren jedoch neben den Atmosphären der Weite, die (in Schmitz' Terminologie) durch die leibliche Kommunikationsform der Ausleibung spürbar werden, weitere Arten von Atmosphären, die auf anderen Formen der leiblichen Kommunikation beruhen. Dass dennoch das Atmosphärische besonders in den Ausleibungserfahrungen von Dämmerung, Nebel und Stille betont und anerkannt wird, ist auf die wissenschaftstheoretisch marginalisierte Stellung von Atmosphären zurückzuführen. Für solche diffusen, flüchtigen und nicht greifbaren Phänomene haben sich die Sozial- und Kulturwissenschaften bisher kaum interessiert. Daher gibt es in diesem empirischen Feld wenig ‚wissenschaftliche Konkurrenz‘ für den Atmosphärenbegriff. Die Frage nach der Legitimität des Atmosphärenkonzepts gestaltet sich jedoch für die Betrachtung sozialer Prozesse weitaus komplizierter. Wenn im folgenden Abschnitt nun die zwischenmenschlichen Begegnungen auf dem Tempelhofer Feld als urbane Atmosphären konzipiert werden, so konkurriert dieser Erklärungsansatz mit einer Vielzahl verschiedener Sozialtheorien, deren genuines empirisches Einzugsgebiet das soziale Miteinander ist. Der Atmosphärenbegriff bezieht sich damit nicht mehr nur auf Mensch-Umwelt-Beziehungen, sondern adressiert die Sozialität des Menschen.

5.2 Urbane Atmosphären

Das Tempelhofer Feld ist nicht nur ein Ort großer physischer Weite und den damit verbundenen Atmosphären der Weite. Es ist auch ein gegenseitiger Begegnungsort der Parkbesucher*innen. Mit durchschnittlich 17.000 Besucher*innen am Tag (Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2015: K2) bildet die menschliche Kopräsenz eine prägende Eigenschaft des Feldes. Die planerische Ausweisung von bestimmten Nutzungsarealen (vgl. Kapitel 4.1) hat zur Entstehung von Arealen mit intensiver Nutzung und solchen mit geringer bis keiner Nutzung (z. B. in den Vogelschutzgebieten) geführt.

Zu den stark frequentierten Orten zählen insbesondere die Grillwiesen, die Landesbahnen sowie die Pionierprojekte (vgl. Abbildungen 16-19), die über eine hohe Latenzfunktion für Begegnungen verfügen. Unter diesen hochfrequentierten Orten besitzen die Pionierfelder wiederum spezifische Präsenzeffekte. Denn durch die *dauerhafte* Anwesenheit der physisch-materiellen Gestaltung unterscheiden sie sich essentiell von den anderen Flächen auf dem Tempelhofer Feld. Während beispielsweise alle Requisiten auf dem Grillareal – Grill, Musik, Tisch, Stühle oder Spiele – nur temporär vorhanden sind und von den anwesenden Personen mitgebracht werden müssen, finden sich auf den Pionierfeldern dauerhafte Installationen wie Sitzgelegenheiten, Kunstinstallationen, Beete oder Hütten.

Aufgrund dieser begegnungsstiftenden Eigenschaften scheinen die Mechanismen der Interaktionsvermeidung in öffentlichen Räumen (Lofland 1989) auf den Pionierfeldern häufig nicht zu greifen. Normalerweise bilden direkte Interaktionen in öffentlichen Räumen eine Ausnahme. Kontakte zwischen Fremden beschränken sich zumeist auf unverbindliche Anfragen und kurze Gespräche (vgl. Kaspar 2012: 162f). Auf den Pionierfeldern sind diese Mechanismen jedoch teilweise suspendiert. Vielmehr wird durch die Installationen und Nutzungsformen der Pionierprojekte das gefördert, was Gill Valentine als bedeutsame Begegnungen (2008) und Askins und Pain (2011) als Kontaktzonen gefasst haben.

Abbildung 16: Hohe Nutzungsdichte auf dem Pionierfeld Oderstraße



Quelle: eigene Aufnahme, 6. Juni 2015

Abbildung 17: Heuballen im Park als Kinderspielplatz



Quelle: eigene Aufnahme, 3. Oktober 2016

Abbildung 18: Wiesenutzung entlang der Landebahnen



Quelle: eigene Aufnahme, 16. September 2012

Abbildung 19: Grillwiese Oderstraße



Quelle: eigene Aufnahme, 7. September 2013

Wie sich das Erleben auf den Pionierfeldern realisiert, zeigt die folgende Vignette aus meinen Feldnotizen. Sie gibt meine Eindrücke während eines Treffens mit dem Pionier Jürgen Schulze wieder. Das Treffen fand im Stadtteilgarten Schillerkiez an einem sonnigen und milden Samstagsnachmittag im September 2015 statt.

Jürgen und ich gehen zu einer von Hochbeeten umrahmten kleinen Freifläche im Stadtteilgarten, in deren einer Ecke eine selbstgezimberte Sitzecke steht. Ich setze mich zusammen mit meiner einjährigen Tochter, die mich bei dem Treffen begleitet, auf eine selbstgezimberte Gartenbank. Jürgen setzt sich auf einen Holzsitz, der schräg gegenüber steht. In den Hochbeeten wachsen Sonnenblumen, die nun im Herbst eine stattliche Größe erreicht haben und uns Schatten spenden. Ich empfinde den Halbschatten als sehr angenehm, da die Sonne, obwohl es schon September ist, heute sehr stark scheint.

Während wir unser Gespräch beginnen, stromert meine Tochter durch den Garten. Zunächst erobert sie ein kleines, für Kinder errichtetes Spielhaus, das direkt neben unserer Sitzecke steht. Das Haus besteht aus Holzbrettern, hat eine Tür und ein Fenster und innen eine Sitzbank. Sie freut sich diebisch darüber, sich auf die Bank zu setzen und uns von innen durch das Fensterloch zuzuwinken. Später rennt sie ein Stück weiter weg zu einem jüngeren Kind, vor dem Buddelsachen liegen. Diese Buddelsachen haben auch andere Kleinkinder angelockt, so dass auf einmal eine Kleinkindergruppe entsteht. Anschließend entdeckt meine Tochter in einem anderen Teil des Gartens ein leeres, aufgeblasenes Wasserbassin, in dem sie – zusammen mit zwei anderen Kindern – zu spielen beginnt.

Durch diese Erkundungsgänge muss ich mein Gespräch mit Jürgen immer wieder unterbrechen und meine Tochter zu uns zurückholen. Dabei komme ich mit verschiedenen Eltern kurz ins Gespräch. Auch in unserer Sitzecke bekommen wir während unseres Gesprächs Besuch. Ein etwa dreijähriger Junge hat eine zum Garten gehörende Gießkanne unter meiner Sitzbank entdeckt und möchte sie mitnehmen. Jürgen erklärt ihm, dass das nicht geht, da sie zum Gießen benötigt wird. Während wir unser Gespräch fortsetzen, kommt ein Mann Ende 30 auf uns zu und fragt, ob er sich ein paar Blüten von dem Beet mit der Kapuzinerkresse abmachen kann. Jürgen leitet ihn – ihn duzend – an seinen Freund Thomas weiter. Thomas und der Mann kommen ins Gespräch und unterhalten sich für einige Minuten in unserer Hörweite weiter. Außerhalb meines Sichtfelds höre ich zudem eine Klarinette spielen. Aus einer anderen Richtung dringt in regelmäßigen Abständen ein Schlagzeug zu uns herüber. All diese Eindrücke nehme ich wahr, während ich mich ‚eigentlich‘ mit Jürgen über den Volksentscheid zum Tempelhofer Feld und dessen Folgen für den Stadtteilgarten unterhalte. (Feldnotizen, Ulrike Mackrodt, 05.09.2015)

Für solche lebendigen Orte der gegenseitigen Wahrnehmung und gemeinsamen Interaktion schlagen Helbrecht und Dirksmeier (2012) den Begriff der performativen Urbanität vor. Mit diesem – eigentlich tautologischen – Begriff wollen sie die „besondere Lebendigkeit des städtischen Lebens, das sich aus unzähligen Interaktionen und Momenten der Gemeinsamkeit zusammensetzt“ (ebd.: 23) konzeptionell besser fassen. Neben dem Einfluss der

spezifischen physischen Umwelt des Stadtteilgartens – auf die weiter unten eingegangen wird – sind die „[g]rößte Attraktion [...] die Anderen, die anwesend sind und Interaktionschancen bieten, die bewusst gewählt oder ausgelassen werden können“ (Dirksmeier et al. 2011: 93f.). Der Ort zieht „auf diese Weise Menschen an, einfach weil schon andere Menschen dort sind“ (Helbrecht/Dirksmeier 2012: 24).

Diese Tatsache, die Whyte (1980: 57) begrifflich als *secondary enjoyment* des Aufenthalts im öffentlichen Raum fasst, verweist auf die Freude der gemeinsamen Anwesenheit und den daraus resultierenden gegenseitigen Beobachtungskaskaden im öffentlichen Raum. Die hohe Nutzungsintensität des Gartens lockt weitere Besucher*innen an, die ihrerseits wiederum zur (urbanen) Attraktion der gegenseitigen Kopräsenz beitragen. In diesen sozialwissenschaftlich basierten Diskussionen über Urbanität werden die Ursprünge und Effekte sozialer Begegnungen in öffentlichen Räumen thematisiert (Valentine 2008). Aus phänomenologischer Sicht werden dabei aber die *tatsächlichen Vorgänge*, wie es zu der subjektiven Einschätzung eines „besonders städtischen Lebensgefühls“ (Hasse 2002d: 34) kommt, außen vor gelassen. Performative Urbanität ist mit dem konzeptionellen Blick der Atmosphären nichts anderes als ein „Drin-Sein im atmosphärischen Gefühlsraum [des Parks, bei dem] sich die Situationen in flüchtiger und wechselhafter Folge aneinanderreihen und eine Ereigniskette bilden“ (ebd.: 35). Urbanität wäre damit die soziologische Übersetzung der Existenz urbaner Atmosphären.

Wenn Urbanität also ein leibliches Phänomen sein soll, gilt es zu klären, wie dies konzeptionell zu verstehen ist und wie sich dies empirisch vollzieht. Wie kommen der geisteswissenschaftliche Atmosphärenbegriff und der soziologische Urbanitätsdiskurs miteinander ins Gespräch? Für Schmitz (2011) besteht zunächst kein grundlegender Unterschied zwischen der Mensch-Umwelt-Wahrnehmung einerseits (vgl. Kapitel 5.1) und der zwischenmenschlichen Begegnung andererseits. Beide Phänomene sind für ihn Teil der leiblichen Kommunikation (ebd.: 29ff.). Uzarewicz (2010: 19) definiert leibliche Kommunikation nach Schmitz wie folgt:

Von leiblicher Kommunikation ist die Rede, wenn der Leib auf eine Art und Weise in Anspruch genommen wird, der er sich nicht oder nur mit Mühe entziehen kann. Das ist dann der Fall, wenn jemand von etwas in einer für ihn leiblich spürbaren Weise so betroffen und heimgesucht wird, daß er mehr oder weniger in dessen Bann gerät und mindestens in Versuchung ist, sich unwillkürlich danach zu richten und sich davon für sein Befinden und Verhalten in Erleiden und Reaktion Maß geben lässt‘ (Schmitz 1989: 31f.) [...] Dementsprechend ist leibliche Kommunikation [...] als Basis von Sozialität so zu verstehen, dass nicht eine bewusst reflektierende Zuwendung zu Anderem als Partner notwendig ist,

wie die Soziologie bisher annimmt, sondern vielmehr ein leiblicher Bezug ausreicht.

Das Konzept der leiblichen Kommunikation entspricht damit Merleau-Pontys Kernargument des ‚Zur-Welt-Seins‘ (1966: 106). Demnach ist das phänomenologische Subjekt immer schon Teil der Welt und damit sozial und gesellschaftlich eingebunden. Die Idee eines Individuums, das isoliert von Sozialem und Gesellschaftlichem gedacht wird, muss abgelehnt werden. Der Leib kann nie individuell, sondern immer nur subjektiv – und damit der Welt zugewandt – sein. Indem die leibliche Kommunikation als eine Form der sozialen Interaktion betrachtet wird, wird das Soziale von Atmosphären adressiert.

Schmitz unterscheidet innerhalb der leiblichen Kommunikation verschiedene Formen, zu denen u. a. die weiter oben diskutierte *Ausleibung* im Empfinden von Atmosphären der Weite zählt. Für soziale Interaktionen und das Empfinden urbaner Atmosphären sind vor allem zwei leibliche Kommunikationsformen zentral. Dies ist zum einen die *wechselseitige antagonistische Einleibung* (Schmitz 2011: 40f), für die der gegenseitige Blickkontakt zentralen Stellenwert hat: „Jeder Blickwechsel erzeugt einen gemeinsamen vitalen Antrieb. Der Blick des anderen trifft mich engend, ich werfe weitend den meinen zurück, der [wiederum] den anderen engt, und so spielt sich, namentlich bei Wiederholung, die Verschränkung von Engung und Weitung ein, die der vitale Antrieb ist“ (ebd.: 31).²⁴ Mit der Fokussierung auf diese non-verbale und nicht symbolische zwischenmenschliche Interaktionsweise entsteht ein leibzentriertes Sozialmodell. Schmitz erklärt beispielsweise das störungsfreie Aneinandervorbeigehen von Menschen auf belebten Gehwegen wie folgt:

Eine Leistung [leiblicher Kommunikation] von besonderer Virtuosität [...] vollbringen ohne jedes Pathos und achtlos die Menschen auf den bevölkerten Gehwegen großer Städte [...], wenn sie an einander vorbeihasten. Um nicht anzustoßen, muss jeder nicht nur dem bevorstehenden Kurs des auf ihn zukommenden Nächsten ausweichen, sondern auch den bevorstehenden Kursen der daneben und dahinter Aufscheinenden, damit er nicht, dem einen ausweichend, einem anderen in die Arme läuft. Die Lösung der Aufgabe durch Berechnung zu finden, wäre sehr schwierig und hier undurchführbar; die Menschen lösen sie durch Einleibung in einander mit achtlosen, beiläufigen Blicken, während jeder an etwas anderes denkt. (ebd.: 32)

Neben der antagonistischen Einleibung unterscheidet Schmitz für besonders sozial integrierende Ereignisse die Kommunikationsform der *solidarischen*

²⁴ Innerhalb des phänomenologischen Begriffsapparats, den Schmitz in seiner Neuen Phänomenologie entwickelt hat, bildet das Konzept des vitalen Antriebs, der aus Engung und Weitung (wie beim Ein- und Ausatmen) besteht, eine zentrale Rolle. Diese Terminologie dient der „Alphabetisierung des Sprechkönnens über Atmosphären“ (Hasse 2012: 8) und stellt eine – wenn auch nicht immer intuitive – Begriffssystematik zur Verfügung.

Einleibung (ebd.: 47f). Dabei handelt es sich um ein abgestimmtes Tun, das auf ein gemeinsames, integrierendes Thema ausgerichtet ist. Beispielhaft hierfür sind das gemeinsame Rudern, Singen eines Liedes, das gemeinsame Anfeuern einer Fußballmannschaft im Stadion oder – im Extremfall – „die mitreißende Hochspannung vor [...] einer Schlacht“ (ebd.). Solch solidarische Einleibung ist in öffentlichen Räumen in der Begegnung Fremder nur sehr selten anzutreffen. Auf dem Tempelhofer Feld wird diese leibliche Kommunikationsform jedoch durch die Ansiedlung der Pionierprojekte gefördert. So schafft beispielsweise das Projekt *gecekondü* Möglichkeitsräume für solidarische Einleibungen. Das Projekt war ursprünglich als ein pädagogisches Projekt geplant, bei dem Kinder unter sachkundiger Anleitung selbstständig Häuser und Hütten bauen sollten. In der Praxis entwickelte es sich aber schnell zu einem Gemeinschaftsgarten und Familientreffpunkt für das angrenzende Neuköllner Quartier, wie eine der Initiatorinnen berichtet:

Die Familien haben ihre Hütten gebaut, die immer größer wurden. Die hatten dann eine Veranda und Blumen. Haben sich dort im Sommer immer getroffen. Dann kamen die ganzen Familien mit ihren kleinen Kindern. [...] Und das Gärtnern, das war dann wirklich wie auf dem Dorf. Wir haben dann unsern Wagen gehabt und sind mit den Kindern und mit den Eimern und Gießkannen zum Allmende [dem Nachbarprojekt mit Wasseranschluss]. Die Kinder haben dann diesen Wagen gezogen und dann kamen ganz viele Kinder dazu und haben mitgezogen. Das war einfach toll, [...] das fand ich eine totale Besonderheit. (Interview Jasmin Bauer, P(O), 13.05.2013)

Das Projekt hat sich zu einem Ort des sozialen Neben- aber auch Miteinander verschiedener sozialer Gruppen entwickelt und schafft damit in den Worten Amins (2002) eine Mikro-Öffentlichkeit der Begegnung. Es entstehen „sites of purposeful organized group activity where people from different backgrounds are brought together“ (Valentine 2008: 331). Durch das gemeinsame praktische Tun – das Bauen von Hütten und Pflegen der Gärten – werden Begegnungen ermöglicht, die in öffentlichen Räumen sonst eher untypisch sind (vgl. ebd.: 326).

Es lässt sich daraus schlussfolgern, dass das Erleben von Urbanität zu weiten Teilen auf leiblicher Kommunikation beruht. Zwischenmenschliches Nebeneinander und Miteinander oszillieren hin und her und führen zu einer Ereigniskette, die im Subjekt das Gefühl des besonders intensiven und lebendigen städtischen Lebens hervorrufen. Somit kann die ontologische Trennung zwischen subjektiv-individueller Leiblichkeit und zwischenmenschlicher Sozialität nicht mehr aufrecht gehalten werden. Wenn Wahrnehmung stets leiblich ist und der Gegenstand von Wahrnehmung Atmosphären sind (vgl. Böhme 1995: 47f.), so müssen soziale Phänomene auch an atmosphärisches Empfinden geknüpft sein. Damit sind Atmosphären und Soziales nicht mehr zwei getrennte Erfahrungsmodi, die vermeintlich zufällig in öffentlichen Räumen zusammentreffen. Vielmehr sind die sozial-gesellschaftliche Dimension einerseits und die subjektiv-menschliche Dimension andererseits

intrinsisch miteinander verbunden. Die disziplinäre Trennung dieser Phänomene in Sozial- und Geisteswissenschaften ist nicht (mehr) aus der empirischen Wirklichkeit her zu erklären, sondern ist allein Folge der Auslagerung sinnlich-ästhetischer Fragestellungen aus den Sozialwissenschaften (vgl. Lossau 2005: 65). Die „Vorstellung, dass [Atmosphären] in einer eigenen Sphäre angesiedelt sind, die weitgehend vom restlichen Leben abgetrennt ist“ (Kazig 2016: 216), muss entschieden abgelehnt werden. Vielmehr „ist leibliche Kommunikation [...] als Basis von Sozialität [...] zu verstehen“ (erneut: Uzarewicz 2010: 19). Das Phänomen der Urbanität beruht demnach auf einem leiblichen Verständnis des Sozialen.

Die Entstehung urbaner Atmosphären und solidarischer Einleibung wird auf den Pionierfeldern substantiell durch die Gestaltung der Umwelt unterstützt. Meine Feldnotizen vom Stadtteilgarten Schillerkiez können hierfür wertvolle Hinweise liefern. Die spezifische Materialität des Pionierprojekts – bestehend aus Hochbeeten, Sitzmöbeln, Spielgelegenheiten und Pflanzen – spricht die anwesenden Personen vor allem leiblich, in ihrer sinnlichen Wahrnehmung an. Die dabei wirksam werdende atmosphärische Aufladung der Materialien wird zum Auslöser von Interaktionen. Der haptische Umgang mit Kapuzinerkresse und die herumliegenden Spielsachen erlauben es den anwesenden Personen, die Mechanismen der gegenseitigen Nichtbeachtung außer Kraft zu setzen und in einen sozialen Austausch zu treten. „These ludic potentials are significant among the reasons that people gather together in urban public spaces“ (Stevens 2007: 196). All diese verschiedenen Interaktionsauslöser verfügen über eine anziehende Sinnlichkeit, die sich aus der atmosphärischen Aufladung der Materialien speist (vgl. Griffero 2014: 97). Dabei kommen dem Tast- und dem Geruchssinn eine besondere Rolle zu.²⁵ Denn sowohl in der Berührung als auch im Riechen verschwimmen die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt (vgl. Hetherington 2003: 1939). „Just like atmosphere, in fact, odour nullifies the separation between subject and object“ (Griffero 2014: 68).

Die Unmittelbarkeit der Berührung von Hand und materieller Umwelt trägt zur Herausbildung einer situativ geronnenen Subjektivität bei. „The feel of something can generate a sense of who we are and where we find ourselves –

²⁵ Hier scheint ein gewisser argumentativer Widerspruch evident zu werden. Einerseits argumentiert die Phänomenologie, dass die Aufschlüsselung der Wahrnehmung in einzelne Sinneswahrnehmungen eine nachträgliche Abstraktionsleistung darstellt (vgl. Merleau-Ponty 1966: 267). Andererseits werden an dieser Stelle der Studie – ebenso wie bei Griffero (2014) oder Böhme (1998) – bestimmte Sinneswahrnehmungen als besonders atmosphärisch hervorgehoben. Hasse löst diesen Widerspruch insofern auf, als dass er argumentiert, dass die „sinnlichen Eindrücke (vor allem jene, die – wie Geruch, Geschmack und taktiles Gefühl – nur bedingt als intelligibel gelten) [...] dank der ontologischen Ausblendung des Leibes dann als körperliche Prozesse beschrieben werden [können]“ (Hasse 2010: 73).

a sense of place“ (Hetherington 2003: 1939). Die im Tasten entstehende Begegnung ist stets eine ‚Nahbegegnung‘ wie die zwischen dem Mann, der sich für die Kapuzinerkresse interessiert hat, den Pflanzen selbst und dem Gärtner Thomas. Das Pflücken der Kapuzinerkressenblüten ermöglicht es, dass die sozial übliche körperliche Distanz zwischen sich fremden Personen verringert wird.

Auf den Pionierfeldern spielt der Tastsinn eine wichtige Rolle: Das Pflücken von Blüten, das Arbeiten in der Erde, das Ernten von Gemüse und das Sitzen auf selbstgezimmernten Bänken tragen zu einer leiblichen Raumerfahrung bei. „Central to the experience of touch is the idea of confirmation. We touch something to confirm it: that it is there, that it feels like this, that we are here to experience it, that our eyes do not deceive us“ (ebd.: 1941). Auch das gestalterische Tun – wie das Bauen der Hütten im Projekt *gecekodu* oder die Hochbeete im Stadtteilgarten Schillerkiez – ist zwingend an das Tasten der Hände gebunden. Askins und Pain (2011: 816f.) sehen darin eine genuine Kommunikations- und Verständigungsmöglichkeit für soziale, partizipative Projekte: „A key focus within participatory approaches is on ‘doings’: material-based hands-on methods can be effective tools enabling people to speak without necessarily using their voices. [...] The physical and embodied experiences of making art and using art-related materials may prompt or enable new social relations, and these encounters are both remembered reflectively (discursively) and reflexively (through the body).“

Ähnliches Potential wie der Tastsinn hat der Geruchssinn für antagonistische und solidarische Einleibung auf den Pionierfeldern. Für Böhme (vgl. 1998: 50) ist der Geruch in einer Weise atmosphärisch wie kein anderer Sinn. Er ist ein leibnaher Sinn (vgl. Bischoff 2002: 45). Denn das Riechen hat ebenso wie eine Atmosphäre keine wahrnehmbare räumliche Begrenzung. Solange ein Geruch wahrnehmbar ist, ist er überall. „Der Geruch erfüllt den Raum in unterschiedlichen Nuancierungen und Intensitäten. Selbst wenn ich ihn an einem Gegenstand orte, ist er [...] genauso wenig in diesem Gegenstand, wie das Licht eines hell erleuchteten Raumes in der Lampe“ (Hauskeller 1995: 91, zitiert in Bischoff 2002: 45). Das gestalterische Handeln auf den Pionierfeldern ist eng mit Geruchswahrnehmungen verbunden, wie folgender Ausschnitt eines Zeitungsartikels nahelegt:

In der Hüttenstadt *Gecekodu* [...] ist ordentlich Betrieb an diesem Nachmittag. Es riecht nach frischem Holz, ab und zu ratscht eine Säge, viele kleine Hämmer klopfen arhythmisch Nägel in selbstgebaute Tische und Stühlchen. (Klöpper 2012: o.S.)

Die atmosphärischen Qualitäten der sinnlich ansprechenden Pionier-Umwelten schaffen den „unaussprechlichen Hintergrund [der sich dort entfaltenden] lebendigen Situationen“ (Hasse 2012: 6). Auch bei meinem Treffen mit Jürgen im Stadtteilgarten habe ich unauffällige leibliche Empfindungen,

die die vermeintlich relevanteren sozialen Prozesse anreichern. Hierzu zählen das Spüren des unbehandelten Holzes der Sitzbank, der Geruch des Kräuterbeets hinter mir oder das Abklopfen der schwarzen Kinderhände meiner Tochter, nachdem sie in einem Beet gebuddelt hat. Diese Empfindungen haben zunächst nicht den Weg in meine hier wieder gegebenen Feldnotizen gefunden. Denn beim damaligen Verfassen der Feldnotizen erschienen mir diese Empfindungen im Vergleich zu den Gesprächsthemen und den von mir beobachteten sozialen Interaktionen weniger relevant. Erst nach einem Folgebesuch im Stadtteilgarten eine Woche nach dem Treffen mit Jürgen konnte ich diese Empfindungen bewusst reflektieren.

Neben der Sinnlichkeit sozialer Interaktionen auf den Pionierfeldern verweist auch die Ästhetik der materiellen Orchestrierung auf die leibliche Fundierung sozialen Erlebens. So finden sich auf den Pionierfeldern zahlreiche provisorische Installationen wie zum Beispiel „kleine Gartenkunstwerke [und] Blumen, die aus alten Schuhen, einem Autospoiler, aus einem platten Fußball sprießen“ (Korfmann 2012: o.S.). Für die Gestaltung ihrer Flächen nutzen die Pioniere zumeist gebrauchte, recycelte Materialien, denen sie durch ihr kreatives Tun und mit einem „liebenswerten Dilettantismus“ (Schönball 2012: o.S.) neue Bedeutungen geben: „Genutzt wird das, was da ist – das Überflüssige, das, was von anderen nicht (mehr) gewollt und gebraucht wird. Materialien werden recycelt und entfalten – in neue Zusammenhänge gesetzt – neue Qualitäten“ (Rudolph 2007: 151). Damit weisen die Pionierfelder eine spezifische Ästhetik der gewollten Unvollkommenheit auf (vgl. Abbildungen 20-21).

Statt einer langfristigen, baulichen Struktur, die durch *eine* gestaltende Hand eines Architekten geschaffen wird, besteht das architektonische Ensemble der Pionierprojekte aus einer Vielzahl kleinteiliger und provisorischer Gestaltungen durch viele verschiedene Akteure. Damit verändert sich die ‚Handschrift‘ des gestalterischen Tuns und es entstehen neue ästhetische Qualitäten. Die räumliche Orchestrierung der Pioniere und der Planungsverwaltung schaffen somit jeweils distinkte materielle Ausgangsbedingungen für das atmosphärische Erleben. Die gestalterischen Elemente der Planung fallen im Vergleich zur kreativ-spielerischen Ästhetik der Pionierfelder durch eine nüchterne Formsprache auf (vgl. Abbildungen 22-23). Bei den wenigen auf dem Feld errichteten Gebäuden handelt es sich um schlicht gestaltete Stahl-Glas- bzw. Holz-Glas-Konstruktionen, die vor allem dazu dienen, in ihrem Inneren mittels Plänen, Karten und Erläuterungen über den Planungsprozess zu informieren. Der geschlossene Charakter dieser Bauten mit Wänden und Türen steht der Ästhetik der freiraumbezogenen Installationen der Pionierprojekte entgegen.

Abbildung 20: Bühnenbild auf den Pionierfeldern



Quelle: eigene Aufnahme 6. Juni 2015

Abbildung 21: Bühnenbild auf den Pionierfeldern



Quelle: eigene Aufnahme 30. Dezember 2013

Abbildung 22: Bühnenbild der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Schaustelle Bürgerbeteiligung)



Quelle: eigene Aufnahme, 30. Dezember 2013

Abbildung 23: Bühnenbild der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Infopavillon Tempelhofer Freiheit)



Quelle: eigene Aufnahme, 1. August 2012

Durch das gestalterische Handeln der Pioniere wird hingegen die Entstehung einer spezifischen – nostalgischen und technologiefernen – Atmosphäre unterstützt. In Bezug auf die verwendeten Materialien dominieren einerseits gebrauchte, zweckentfremdete Stofflichkeiten sowie vor allem Holz als Bau- und Dekorationsstoff. Griffero argumentiert, dass im gegenwärtigen (westlichen) kulturellen Kontext ein Gegenstand aus Holz in ästhetischer Hinsicht gegenüber einem gleichartigen Gegenstand aus Metall oder Plastik als anziehender wahrgenommen wird: „Perhaps, in general, for being a material whose stiffness is not at the expense of its ‚warmth‘ and its certain rustic authenticity, which today – but only today, and what’s more, only in certain cultural contexts – is so much desired” (Griffero 2014: 97). Auch wenn die stoffliche Gestaltung der Gemeinschaftsgärten keinen determinierenden Einfluss auf das leiblich-emotionale Empfinden hat (vgl. Reckwitz 2012: 255), so ruft in einer postmodernen Gegenwart, die nach Retraditionalisierung und Nostalgie strebt (vgl. Hassenpflug 2004: 83), der improvisierte und rustikale Charakter von Holzinstallationen bei vielen Parkbesucher*innen positive Gefühle hervor.

As you enter via the airfield’s main gate and onto the asphalt runway, your eyes are immediately drawn to the sprawling garden. Visible at a distance, the curious patchwork of raised beds and disparate wooden structures form an uneven silhouette against the sky. It beckons you. (Gray-Ward 2015: o.S.)

Die Verwendung von Holzpaletten wird zum kulturellen Marker für Zwischennutzungen, deren Ästhetik „den Charme des fast schon mythischen Kreativprekariats Berlins“ ausmacht (Schönball 2012: o.S.). Dieses ikonische Gestaltungsmerkmal fordert der Planer Robert Winter sogar für die Pionierprojekte ein. So kritisiert er eines der Pionierprojekte für ihre fehlende Dekoration eines aufgestellten Baucontainers wie folgt:

Wenn man einfach so einen Container hat, den muss man ja nicht mit Gold einpacken, aber man könnte ja (...) Ich kann es zwar nicht mehr sehen, aber man könnte ja mit Holzpaletten arbeiten, oder sonst irgendwie die Aufenthaltsqualität verbessern, was weiß ich. (Interview Robert Winter, GB, 09.07.2015)

Die Präsenz des Materials Holz hat nicht nur Einfluss auf das leibliche Empfinden vor Ort, es wird auch zum kulturellen Symbol, das in den gesellschaftlichen Diskurs über ästhetische Stadtgestaltung eingeht. Denn „die ästhetische Erscheinungsform der Dinge beeinflusst das gesellschaftliche Leben“ (Helbrecht 2003: 163). Die akademische Auseinandersetzung mit Ästhetik, die lange Zeit vornehmlich als geisteswissenschaftliches Unterfangen betrachtet wurde (Böhme 1995), verfügt unter postmodernen Bedingungen zunehmend über eine soziale Relevanz. Aus diesem Grund widmet sich Kazig (2012, 2016) der Aufgabe, den geisteswissenschaftlichen Ästhetik-Diskurs empirisch operationalisierbar und so für sozialwissenschaftliche Forschungen zugänglich zu machen. Die spezifische Ästhetik der Gemeinschaftsgärten

wirkt substantiell an der Entstehung raumbezogener Emotionen mit: „[I]nclusion or exclusion, attraction and repulsion are intimately related to the specific aesthetics of a place; to the way it is built, to its resisting materiality, to its image in people's minds, to advertising, to the way people look and act in the place” (Frers/Meier 2007: 3).

Das leibliche Erleben der Gärten und seine soziale Relevanz gehen demnach Hand in Hand und sind eng miteinander verwoben. Am Beispiel bestimmter Materialien (wie Holz und Pflanzen) und Tätigkeiten (wie Tasten und Riechen) zeigt sich, wie die synästhetische Wahrnehmung zunächst Aneignungs- und Interaktionsräume ermöglicht und dieses Tun so soziale Relevanz entfaltet. Damit entfalten leiblich-emotionale Wahrnehmungen eine Macht, die sich – ausgehend von der Wirkung auf das Gemüt, der Manipulation der Stimmung und Evozierung von Emotionen (vgl. Böhme 1995: 39) – in soziale Prozesse einspeist. Die Verortung von Atmosphären und ästhetischer Wahrnehmung im Subjektiven bedeutet also gerade nicht, dass dies intersubjektive – und damit soziale – Effekte ausschließen würde. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen hin zu einer ‚neuen Unmittelbarkeit‘ und einer ‚neuen Sinnlichkeit‘ (ebd.: 11) werden die disziplinären Aufteilungen zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften hinfällig.

Die Auseinandersetzung mit den Atmosphären auf dem Tempelhofer Feld hat zusammenfassend folgende Erkenntnisse zur Beantwortung der ersten Forschungsfrage geliefert: Das Tempelhofer Feld ist ein Ort innerhalb Berlins, der sich sowohl durch eine einzigartige *Intensität* als auch durch eine bemerkenswerte *Vielfalt* an atmosphärischen Empfindungen auszeichnet. Intensität und Vielfalt der Atmosphären bewirken, dass das Tempelhofer Feld für verschiedene Interessensgruppen einen öffentlichen Raum mit hoher Aufenthaltsqualität darstellt. Diese Aufenthaltsqualität ist für Hasse ein Synonym für die „an einen Ort bindende atmosphärische Raumqualität“ (Hasse 2012: 20). Auch wenn sich in konzeptioneller Hinsicht keine eindeutigen und für alle Personen gültigen Aussagen über *die* Beschaffenheit *der* Atmosphären treffen lassen (vgl. Bischoff 2002: 54), so zeitigen sich doch spezifische räumliche Muster und zeitliche Rhythmen der atmosphärischen Potentiale auf dem Tempelhofer Feld. Einerseits ermöglichen Atmosphären der Weite kontemplative Erfahrungen der Versunkenheit, die der leiblichen Kommunikationsform der Ausleibung entsprechen. Diese Atmosphären sind vor allem abseits der stark frequentierten Verweilorte wie Pionierfelder, Grillwiesen und Landebahnen spürbar und erhalten in Zeiten zurückgenommener Sinneswahrnehmungen (wie Dämmerung und Nebel) besondere Präsenz. Andererseits bieten die planerisch vordefinierten Areale mit hoher Interaktionsdichte Möglichkeitsräume für die leiblichen Kommunikationsformen der antagonistischen und solidarischen Einleibung. Insbesondere die

Pionierfelder schaffen über ihre provisorische und künstlerische architektonische Gestaltung ein materielles Umfeld mit hoher Ausstrahlungs- und Anziehungskraft. Das planerische Ziel, mit den Pionierprojekten die Aufenthaltsqualität des Tempelhofer Feldes zu erhöhen, ist demnach erreicht worden.

Es ist aber nicht nur jede der beiden Atmosphärentypen für sich, die die spezifische Attraktivität des Feldes ausmachen. Es ist vielmehr das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit beider Empfindungsweisen. Eine Besucherin des Feldes kann über die Entscheidung *wann* bzw. *wo* sie sich auf dem Tempelhofer Feld aufhält, die Wahrscheinlichkeit für bestimmte atmosphärische Empfindungen erhöhen (sofern ihre subjektive Prädisposition dies zulässt). Das Tempelhofer Feld schafft im Tagesverlauf sowie in seiner physischen Weite die Bedingungen für beide atmosphärischen Modi und kann sowohl als Begegnungsort als auch als Ruheort wahrgenommen werden. Der Pionier Jürgen Schulze erlebt diese beiden Modi in den Gemeinschaftsgärten an der Oderstraße wie folgt:

Abends um 6 gehen die Familien, um 10 abends gehen die Jugendlichen und um 2 Uhr nachts gehen die Touristen. Deswegen ist die schönste Zeit hier auf dem Gelände wirklich so die Woche über vormittags. Da ist Ruhe, da kriegt man diese Lerchen mit und so. Kann so ein bisschen machen, was man will. Und ansonsten so, wenn das so zum Wochenende, hier wenn das hier richtig voll ist, ist es dann eher anstrengend halt. (Interview Jürgen Schulze, P(O), 24.05.2013)

Diese Aussage zeigt auf, dass auch die Pionierfelder zu bestimmten Zeiten Orte der atmosphärischen Weite sein können und Gelegenheit für das Erleben *umweltästhetischer Episoden* (vgl. Kazig 2012: 93) – wie das kontemplative Lauschen des Vogelgezwitschers – bieten. Gleichwohl können beide Atmosphärentypen nicht gleichzeitig wahrgenommen werden: die leiblichen Kommunikationsformen der Ausleibung und Einleibung können sich zwar in kurzer Abfolge abwechseln, aber nicht gleichzeitig stattfinden.

Es ist genau diese atmosphärische Vielfalt, die das Tempelhofer Feld zu einem genuin städtischen Ort macht. „Es spricht viel für die These, dass eben nur jene Orte wirklich als städtische Orte interessant sind, die über eine performative Urbanität verfügen, also über eine hohe Wandelbarkeit ihrer Nutzung, ihrem Ambiente, ihrem Publikum und ihrer Ausstrahlungskraft“ (Helbrecht/Dirksmeier 2012: 23). Der Park des Tempelhofer Feldes ist zugleich intensives Naturerlebnis wie Stadterlebnis. Er ist „ein Raum der Unterbrechung der Stadt mit den Mitteln der Stadt“ (Hasse 2015: 238). Dieses atmosphärische „je-ne-sais-quois“ (Griffero 2014: 6) des Tempelhofer Feldes bedingt, dass die Planung des Ortes auf großes öffentliches Interesse stößt. Es ist nicht nur die Symbolik als Ort der Berliner Luftbrücke oder die Rolle als

Aushängeschild der Berliner Stadtentwicklung, die dieses öffentliche Interesse bedingen. Es ist auch die leiblich-emotionale Verbundenheit mit dem Ort, die aus dem dortigen atmosphärischen Erleben resultiert.

6. „Eigentlich könnte man es auch einfach so lassen.“ Die immersive Macht von Atmosphären in Planungsprozessen

Die Ausführungen des vorangegangenen Kapitels haben die inhärente Verbindung zwischen der subjektiv-individuellen Relevanz von Atmosphären und ihrer Bedeutung für die Sozialität offengelegt. Dabei wurde deutlich, „how [atmospheres] come to matter in social life“ (Bille et al. 2015: 33). Nachdem dieser ‚epistemologische Sprung‘ geglückt ist, kann nun die planerische Relevanz von Atmosphärenwahrnehmungen thematisiert werden. Dabei wird sich zeigen, dass die Planungsverwaltung mit ihren Entscheidungen kaum Rücksicht auf die atmosphärische Wirklichkeit des Feldes nimmt und damit den Protest aus der Zivilgesellschaft auf sich zieht. Denn auch wenn sich Atmosphären durch ihre Immaterialität und ihren flüchtigen Charakter leicht ignorieren lassen, so haben sie dennoch Einfluss auf unser Wissen von und unsere Einstellungen zu bestimmten Orten. Denn „Atmosphären sprechen uns auf mehr oder weniger spürbare Weise an, werden als Gefühle am eigenen Leib [...] gegenwärtig und entfalten [sodann] in ihrem ephemeren Charakter immersive Macht“ (Hasse 2012: 7). Diese atmosphärische Macht, die „als Vermögen aufgefasst wird, auf etwas einzuwirken“ (ebd.: 15), wird im folgenden Abschnitt analysiert und in zwei argumentativen Teilschritten aufgearbeitet.

Im ersten Argumentationsschritt wird der Effekt der atmosphärischen Weite für planerische Bewertungen des Feldes dargestellt. Dabei zeigt sich, dass die Entscheidungen und Handlungen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung kaum von Sensibilität gegenüber dieser immersiven Macht geprägt sind. Im zweiten Argumentationsschritt werden die räumlichen Positionseffekte von Planer*innen und Bebauungsgegner*innen in Bezug auf ihr Vor-Ort-Erleben thematisiert. Wie zu sehen sein wird, hat die divergierende Verortung der verschiedenen Interessensgruppen – und damit auch die leibliche Perspektive auf das Feld – genuine Konsequenzen für die Bewertungen des Ortes.

6.1 Einfluss der Weite

Inwiefern die Atmosphären der Weite Einfluss auf die Planungen des Tempelhofer Feldes nehmen können, soll einführend anhand einer von mir im August 2012 geleiteten studentischen Exkursion illustriert werden.²⁶ Auch

²⁶ Die Exkursion fand als Teil einer ‚Großen Exkursion‘ im Rahmen des Bachelor- und Masterstudiums eines großstädtischen deutschen Geographie-Instituts statt.

wenn die Studierenden nicht aktiv am Planungsprozess beteiligt waren, lassen sich aus ihren Kommentaren wichtige Rückschlüsse für das atmosphärische Wirken ziehen:

Ich treffe mich mit der Exkursionsgruppe am Neuköllner Osteingang des Feldes an einem warmen und windigen Mittwochnachmittag. Die Studierenden haben am Vormittag bereits eine mehrstündige Exkursion durch das Flughafengebäude Tempelhof absolviert und viele von ihnen wirken während unseres gemeinsamen Aufenthalts auf dem Feld ermattet. Daher findet der Großteil der Exkursion nicht als Spaziergang, sondern als Gruppendiskussion im Sitzen statt. Die Studierenden sitzen im Halbkreis auf der leicht abfallenden Wiese nahe des Eingangstores mit Blick gen Westen über die Landebahn, während ich mit dem Rücken zum Feld vor ihnen stehe. Unsere Diskussion widmet sich der Frage, wie das Areal zukünftig genutzt werden soll. Dabei berichtet ein Student zunächst, dass diese Frage im Vorbereitungsseminar zur Exkursion bereits thematisiert wurde. In einer Gruppenübung hatten sie ihre Nutzungsvorstellungen entwickelt und kartographisch auf dem ‚leeren‘ Flugfeld verortet. Das Ergebnis dieser Übung waren eine Vielzahl von ‚gefüllten‘ Karten, auf denen z. B. Wohngebäude, ein Schwimmbad, Sportplätze und anderes mehr in der Karte als Vierecke, Kreise und andere Flächen verortet wurden.

Mit diesen Imaginationen sind die Studierenden nun zum ersten Mal vor Ort, sitzen auf der Wiese, nehmen (mit unterschiedlichem Engagement) an der Diskussion teil und lassen ihre Blicke über die Freifläche, die sich um sie herum von Horizont zu Horizont auftut, gleiten. In diesem Setting diskutieren wir die Frage der zukünftigen Nutzung des Feldes erneut. Eine Studentin teilt dabei ihr Erstaunen mit, dass der Wind so bedeutsam sei. An diesem windigen Mittwochnachmittag fallen ihr die vielen Windsportler*innen auf, die mit Lenkdrachen, Surfsegeln, Gleitschirmen und Kite-Segeln auf den Landebahnen und Wiesen zu sehen sind. Dies hatte sie in der Vorbereitungsübung, ohne zuvor auf dem Feld gewesen zu sein, nicht berücksichtigt. Ein anderer Student spricht den weiten Blick an, der ihn angenehm überrascht. Das Bedürfnis bei der Vorbereitungsübung, sich neue Nutzungen für den Ort zu überlegen, verspürt er jetzt vor Ort nicht mehr. Er meint: ‚Eigentlich könnte man es auch einfach so lassen‘. (Feldnotizen Ulrike Mackrodt, 01.08.2012)

Das vermeintliche ‚Fehlen‘ von Nutzungen, das die weiße Fläche auf der Karte im Vorbereitungsseminar suggeriert hatte, stellt für den Studierenden während der Exkursion keinen zu behebenden Mangel mehr dar. Ebenso zeigt die Äußerung der Studentin zum Wind, dass über die kartographische Darstellung immaterielle Phänomene wie der Wind ausgeblendet werden. Denn „Luft ist nur mittelbar an der Bewegung von Wolken, Laub oder auf fliegenden Dingen wahrnehmbar. Wir spüren sie durch Gerüche, die Luftfeuchtigkeit, vor allem aber durch die wehende Bewegung von Wind und Sturm. [...] Im Medium der Luft überlagern sich die klimatologischen und die am eigenen Leib spürbaren Atmosphären“ (Hasse 2012: 22f). Mit dem Betreten des Feldes werden immaterielle Phänomene, die in kartographischen Repräsentationen stumm bleiben, unmittelbar spürbar und können –

zumindest für den Zeitraum des Vor-Ort-Erlebens – nicht ignoriert werden. Die in der Ko-Präsenz von Feld und Student*innen wirksam werdende Atmosphäre führt zu neuen Bewertungen des Ortes. Die materielle Leere des Feldes stellt demnach nur aus kartographischer Perspektive ein vermeintliches Problem dar. Aus der körperlich-leiblichen Perspektive trägt sie vielmehr dazu bei, dass das Feld als eine in sich geschlossene Einheit wahrgenommen wird, die nicht leer ist, sondern in ihrer ganzheitlichen Erlebbarkeit unverändert bleiben könnte. Diese Einschätzung wird auch von der Entwicklerin Langfeld von Tempelhof Projekt geteilt:

Normalerweise weisen Entwicklungsgebiete dieser Größenordnung ja ein vielfältig vorstrukturiertes Gelände auf. Aber das Tempelhofer Feld, als ehemaliges Flugfeld ist komplett unbebaut. Und das ist schon ein ganz großer Unterschied. [...] Der Unterschied ist wirklich, dass die Fläche komplett frei ist. Das macht ja wahrscheinlich auch diese Begehrlichkeit aus. Ja, das schreit gar nicht so wahnsinnig [nach einer Entwicklung]. (Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013)

Die immersive Macht der Weite-Atmosphären hat sich an anderer Stelle mit direkter planerischer Relevanz Ausdruck verschafft. Ähnlich wie der Student, der sich, nachdem er vor Ort war, einen Verzicht baulicher Entwicklungen vorstellen kann, haben Teilnehmende einer Bürgerbefragung im Jahr 2009 vor und nach ihrem Besuch auf dem Feld unterschiedliche Bewertungen abgegeben, wie sich die Planerin Elke Weinhold erinnert:

Elke Weinhold: Also eine Sache fand ich sehr interessant [bei der Bürgerbefragung]. Im Vergleich zur [postalischen] schriftlichen Befragung haben wir ja [bei der Beteiligungsveranstaltung] nicht nur Fragen gestellt, sondern es gab auch so Bilder, so verschiedene Atmosphären, wo man sagen konnte, wie ich die finde. Da hatten wir zwei verschiedene Bilder, eins mit mehr Bäumen, eins mit weniger Bäumen (...) Und nachdem sie auf dem Feld gewesen waren, waren da wesentlich mehr Leute dafür, weniger Bäume zu machen.

I.: Was vermuten Sie, woran es liegt?

Elke Weinhold: Naja, der Eindruck der persönliche. Also wenn man da so mittendrin steht und das einfach toll ist und man das auch gar nicht groß verändern will. (Interview Elke Weinhold, SenStadt, 06.02.2013)

Elke Weinhold stellt hier einen kausalen Zusammenhang zwischen der körperlich-leiblichen Anwesenheit („da so mittendrin stehen“), der positiven Bewertung der Feldes („das ist einfach toll“) und dem Wunsch nach Fortbestand dieses Zustands her („das nicht groß verändern will“). Während sich die Gestaltungswünsche der Bürger*innen *vor* dem Feldaufenthalt eher an dem Wesen eines klassischen Parks mit vielen Bäumen orientiert haben, hat sich *nach* dem Besuch der Wunsch nach Gestaltung merklich reduziert. Das leiblich-emotionale Empfinden der Tempelhofer Weite ist nicht nur für einzelne Individuen bedeutsam, sondern wirkt in gesellschaftliche Sphären und speziell in die Planung des Ortes ein. „Die [...] den Gefühlen zugewiesene kulturelle Nischenfunktion täuscht [...] darüber hinweg, dass Gefühle nicht nur in

der Lebenswelt, sondern auch in der Steuerung der gesellschaftlichen Systeme eine große Rolle spielen“ (Hasse 2012: 8). Die atmosphärische Weite führt in verschiedenen Kontexten übereinstimmend zu der Einschätzung, dass die materielle Leere des Feldes keiner Intervention bedarf, sondern im Gegenteil substantiell zu einem positiven Erlebnis beiträgt. Voraussetzung für diese Einschätzungen war jeweils die eigene körperliche Anwesenheit, die eine leibliche Wahrnehmung ermöglichte. Damit trägt das atmosphärische Spüren (mehrheitlich) zu einer Stabilisierung des materiellen Status Quo des Tempelhofer Feldes bei. Atmosphären der Weite werden zum Argument für die Wahrung des Feldes in seinem jetzigen Zustand.

Die Planungsentscheidungen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung verhalten sich jedoch antagonistisch zu diesem atmosphärischen Wirken. Seit der Parkeröffnung im Jahr 2010 wurden vor allem Planungsentscheidungen getroffen, die die Atmosphären der Weite von Seiten der Objektseite her eingeschränkt hätten. So wurde zum einen als eine der ersten gestalterischen Maßnahmen die Pflanzung von knapp 200 Bäumen im Jahr 2013 veranlasst (Grün Berlin GmbH et al. 2013) und damit die von Elke Weinhold reflektierten Effekte des Vor-Ort-Erlebens außen vor gelassen. Für die Baumpflanzungen wurden zwar vor allem Standorte abseits der Landebahnen und in der Nähe bereits bestehenden Baumbestands (im Norden des Feldes) gewählt, allerdings kann dies in symbolischer Hinsicht – als eine der ersten und wenigen sichtbaren planerischen Interventionen – als Angriff auf die Atmosphären der Weite betrachtet werden.

Auch mit Hinblick auf die weiteren Pläne der Parkgestaltung zeigt sich, dass die Planungsverwaltung wenig Interesse daran gezeigt hat, die Weite des Feldes erlebbar zu halten. So greift der Siegerentwurf des landschaftsplanerischen Wettbewerbs aus dem Jahr 2010 in die materielle Leere des Ortes und die freien Sichtbeziehungen ein, indem er die Errichtung eines Felsens im Osten des Feldes und die Aufschüttung eines Erdwalls im nordwestlichen Teil vorsieht (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2012). Der wohl markanteste geplante Eingriff in die Atmosphären der Weite stellten die Pläne für die Randbebauung an den beiden Haupteingängen im Osten und Westen des Feldes dar. Mit der Entscheidung für eine Bebauung stehen Planungsverwaltungen immer vor dem Dilemma, bestehende Strukturen verändern zu müssen.

Das haben Sie ja überall in der Stadt, wo Sie Umnutzungsprozesse haben. Wo man, um eine Veränderung zu bewirken, sich mit dem, was vorhanden ist, auseinander setzen muss. Und derjenige, der da sozusagen was ändern will, ist dann zunächst mal der Zustandszerstörer. (Interview Stefan Fritzlar, SenStadt, 12.02.2013)

Dieses grundsätzliche Dilemma wird im Falle des Tempelhofer Feldes durch zwei Aspekte zusätzlich verstärkt. Erstens sorgt die Entscheidung für *mehrere* langgezogene Entwicklungsgebiete entlang des jetzigen Parkrands dafür, dass die gegenwärtige, über Sichtbeziehungen wahrnehmbare Weite von (fast) allen Seiten her zerstört wird. Die jetzigen Orte, an denen das ‚magische Aufatmen‘ (Lange 2015: o.S.) einsetzen kann, werden zu Lagen in zweiter oder dritter Reihe, die keinen Blick auf das Feld mehr erlauben. Zweitens war gemäß dem Masterplan von 2013 (vgl. Abbildung 2, Kapitel 1.1) das größte Entwicklungsgebiet an der Ostseite des Feldes vorgesehen, die – wie im Folgenden zu sehen sein wird – die größte Frequentierung durch Parkbesucher*innen aufweist. Die Atmosphären der Weite würden demnach genau dort von der Objektseite her eingeschränkt oder sogar zerstört werden, wo sie ihre stärkste Wirkung entfalten. Diese weitgehende Ignoranz der Planung gegenüber den Atmosphären der Weite trägt zur Zuspitzung des Konflikts zwischen Planungsverwaltung und den Bebauungsgegner*innen bei.

6.2 Einfluss der räumlichen Positionalität

Die subjektive Einschätzung, *was* und *wie* das Tempelhofer Feld ist, hängt (auch) davon ab, *von wo* ich auf das Feld schaue. Denn die Zuschreibung einer räumlichen Identität des Feldes geschieht immer situiert und resultiert aus der eigenen körperlich-leiblichen Verfasstheit, denn „alles Wissen begründet sich erst in den Horizonten, die die Wahrnehmung uns eröffnet“ (Merleau-Ponty 1966: 244). Diese räumliche Situiertheit von Wissensproduktion ist für Planungsprozesse von fundamentaler Bedeutung: „[W]e are already within and part of the world we study. It is not possible to sustain an objective and detached view of the world. Geographical understanding always begins from or is relative to a given location in space. The space which is being studied“ (Rodaway 1994: 8f.). Aus diesem Grund existieren notwendigerweise verschiedene, miteinander konkurrierende *atmosphärische Wahrheiten* über das Tempelhofer Feld.

Diese atmosphärischen Effekte der räumlichen Positionalität sind von großer planerischer Relevanz, da sich das Wissen vom Tempelhofer Feld gruppenspezifisch sehr stark unterscheidet. Wenn also im planungspolitischen Diskurs über das Tempelhofer Feld in seinem aktuellen Zustand gesprochen wird, so beziehen sich Parkbesucher*innen und Planer*innen häufig auf vollkommen verschiedenes atmosphärisches Erfahrungswissen. Diese Oppositionalität trägt zur Verschärfung des Konflikts zwischen Bebauung und Parknutzung bei. Dieser Effekt wird im Folgenden nachgezeichnet.

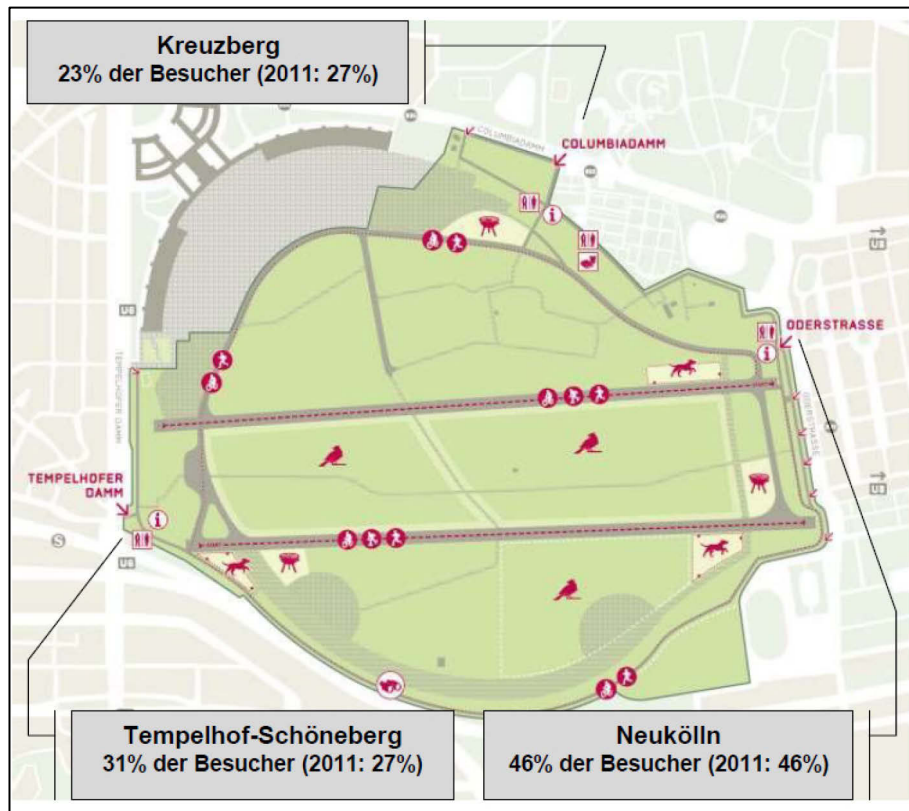
Mein Blick auf – und damit mein Wissen über – das Tempelhofer Feld ist fundamental durch meinen hauptsächlichen Zugang über den östlichen Haupteingang an der Oderstraße geprägt. Von Osten kommend blicke ich Richtung Westen: von Neukölln Richtung Tempelhof zum Flughafengebäude. Meine Bewertungen des Feldes müssen daher stets vor dieser primären körperlich-leiblichen Verortung auf dem Feld verstanden werden.²⁷ Diese vorwiegende Zugangsseite zum Feld wurde gewählt, da diese Seite für die Mehrheit der Parkbesucher*innen als Zugang dient. Dies wird im Besuchermonitoring deutlich, das im Auftrag von Grün Berlin in den Jahren 2010, 2011, 2012 und 2014 erstellt wurde und repräsentative Daten zur Parknutzung erhebt. Demnach nutzte 2012 knapp die Hälfte aller Parkbesucher*innen die östliche Eingangsseite (46%), gefolgt von der westlichen Tempelhofer Seite (31%) und der nördlichen Kreuzberger Seite (23%) (Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2012).²⁸ Damit ist das räumliche Wissen des Tempelhofer Feldes stark durch die materielle Gestaltung und die spürbaren Atmosphären der östlichen Parkseite geprägt. Diese Dominanz des östlichen Zugangs findet sich auch in der medialen Repräsentation wieder (Gray-Ward 2015; Lange 2015; Leo 2012). In diesen Artikeln wird der Zugang über den Schillerkiez als der selbstverständliche Weg zum Feld dargestellt. Die Himmelsausrichtung von Ost nach West bedingt eine spezifische Umweltwahrnehmung. Die hohe Zahl an Parkbesuchen in den Nachmittags- und Abendstunden (vgl. Abbildung 25) führt dazu, dass der Sonnenuntergang von einer Vielzahl von Menschen beobachtet werden kann.

Den von Osten auf das Feld gelangenden Personen bietet sich somit (potentiell) ein privilegierter Blick auf die untergehende Sonne. Die Situation des Sonnenuntergangs – als kontemplativ-ästhetischer Moment im Tagesverlauf – ist in der Lage, die leiblich-emotionale Qualität des Ortes zu erhöhen. In der medialen (Selbst-)Repräsentation der Pionierprojekte an der Oderstraße finden sich daher vielfach Fotografien verschiedener Sonnenuntergänge (vgl. Abbildungen 26-27).

²⁷ Diesen räumlichen Bias habe ich stets reflektiert und durch die bewusste Wahl verschiedener Zugänge und Aufenthaltsorte modifiziert.

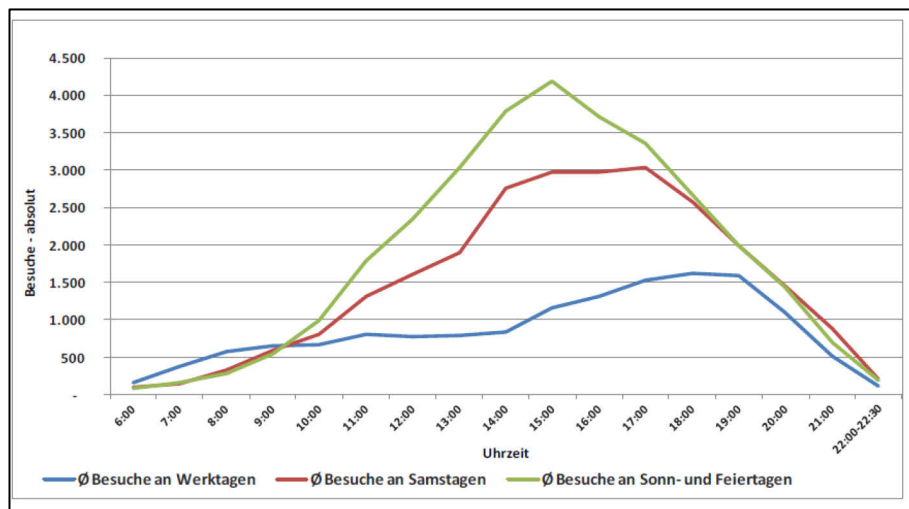
²⁸ Diese Zahlen haben sich im Monitoring von 2014 bestätigt (Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2015).

Abbildung 24: Besucherzahlen Tempelhofer Park nach Eingängen, 2012



Quelle: Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin
2012: K6

Abbildung 25: Besucherzahlen nach Tageszeiten und Wochentagen, 2014



Quelle: Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin
2015: K3

Abbildung 26: Sonnenuntergangsfoto mit dem Titel „Schönen Abend, Berlin!“



Quelle: Facebook-Gruppe Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor, eingestellt am 27. April 2014²⁹

Abbildung 27: Sonnenuntergangsfoto mit dem Titel „ Einer dieser Abende auf dem freien Feld“



Quelle: Facebook-Gruppe Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor, eingestellt am 23. Juni 2014³⁰

²⁹ <https://www.facebook.com/226494657419269/photos/a.226514977417237.52408.226494657419269/641459422589455/?type=3&theater>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

³⁰ <https://www.facebook.com/226494657419269/photos/a.226514977417237.52408.226494657419269/669330056469058/?type=3&theater>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

Robert Winter von Grün Berlin kommentiert diese große Anzahl an Sonnenuntergangsfotos daher etwas abfällig: „Also wenn Du Dich auf den entsprechenden Facebook-Seiten rumtreibst (...) Viel mehr als Sonnenuntergänge posten, ist da ja eigentlich auch nicht sonderlich am Start“ (Interview Robert Winter, GB, 09.07.2015). Auch wenn er die Facebook-Fotos für ihre Gleichartigkeit kritisiert, empfindet er den Zugang von der Ostseite als das attraktivste Areal des Tempelhofer Feldes:

Wenn man so vor Ort ist, die Tempelhofer-Damm-Seite finde ich völlig unattraktiv. Wenn ich jetzt mal mit Leuten auf das Tempelhofer Feld gehe, versuche ich immer nachmittags auf der Oderstraßen-Seite reinzugehen. Weil das ein ganz anderes Gefühl vermittelt als jetzt hier so neben dem Gebäude, über diese Fläche da rüberzugehen. (Interview Robert Winter, GB, 09.07.2015)

Die zeitlich-räumliche Konstellation aus hoher Besucherfrequenz an Nachmittagen und dem Erleben des täglichen Schauspiels des Sonnenuntergangs sorgt so für eine attraktive Qualität auf der Objektseite von Atmosphären. Der Blick von Ost nach West stellt die am weitesten verbreitete Perspektive auf das Feld dar. Auch der Bebauungsprotest, der sich vor allem in der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘ und dem von ihr angestrebten Volksbegehren und späteren Volksentscheid bündelt, ist vornehmlich auf der Ostseite des Tempelhofer Feldes verortet, wie Leo (2012: o.S.) in einem Zeitungsartikel nachzeichnet.

Wenn Herrmann Barges [der Vorsitzende der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘] genug hat vom Leben in der engen Stadt, dann kommt er hierher. Er läuft über das Feld, so lange, bis er in der Weite angekommen ist, bis der leere Raum ihn umschließt. Bis er den kühlen Wind im Gesicht spürt und sein Blick sich in der Ferne verliert. [...] Barges wohnt in der Weisestraße in Neukölln, nur ein paar Hundert Meter vom alten Flughafen entfernt.

Die Bürgerinitiative nutzt für ihre Treffen regelmäßig die Gemeinschaftsorte der Pionierprojekte.³¹ Die Ostseite des Tempelhofer Feldes bildet den regulären *place of practice* (vgl. Beauregard 2013: 15) der Bürgerinitiative und des Bebauungsprotests. Da es sich bei diesen Flächen gleichzeitig um die Areale handelt, die gemäß dem Masterplan später als Bebauungsflächen vorgesehen sind, kommt es zu einer räumlichen Überlagerung im Planungskonflikt: der Gegenstand des Protests – der östliche Rand des Tempelhofer Feldes – ist gleichzeitig dessen Aushandlungsort und Bühne. Der Protest wird durch die Bedrohung der dort spürbaren Atmosphären zusätzlich forciert.

³¹ Auch wenn es zwischen den Pionieren und der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘ einige Personalunionen gibt, so verstehen sich die meisten Pionierprojekte prinzipiell nicht als Teil des Bebauungsprotests.

Der Blick der Planer*innen auf das Tempelhofer Feld unterscheidet sich fundamental von dem der Mehrheit der Parkbesucher*innen. Auch wenn es nur bedingt möglich ist, aufgrund ihrer Situativität und Subjektivität generalisierende Aussagen über Atmosphären zu treffen (vgl. Bischoff 2002: 54), zeigen sich für die Planer*innen gruppenspezifische Charakteristika des atmosphärischen Empfindens. Robert Winter ist mit seiner oben zitierten Einschätzung, dass der Zugang an der Oderstraße der attraktivste zum Feld sei, in der Gruppe der Planer*innen weitgehend isoliert. Denn der Neuköllner Zugang wird in meinen Interviews mit den Planer*innen kaum thematisiert, und wenn doch, dann als marginaler und marginalisierter Ort. So deutet beispielsweise Elke Weinhold den Zusammenhang zwischen dem Bebauungsprotest und dem angrenzenden Neuköllner Kiez in folgender Weise:

Den Leuten macht die Bebauung Sorgen. In Nordneukölln [...] wollen sie nichts vor der Haustür haben. [...] Da sind ja (...) also ganz schlimme Sozialstrukturen, GANZ finster. Also, auch immer noch trotz aller Sozialer Stadt und Quartiersmanagement und so weiter. Eher noch abschüssige Tendenz. Gleichzeitig setzt die Gentrifizierung ein, weil das schick wird, da zu wohnen. Und das ist natürlich die große Sorge, dass ja die Mieten ansteigen und so weiter. (Interview Elke Weinhold, Sen-Stadt, 06.02.2013)

Elke Weinhold verbindet den Neuköllner Zugang nicht mit Sonnenuntergängen, Gemeinschaftsgärten oder hoher Nutzungsintensität, sondern mit einer ‚ganz finsternen‘ Sozialstruktur. Diese Distanz zum Neuköllner Zugang drückt sich auch in räumlichen Zuschreibungen aus. So berichtet Joachim Fritsche von dem Pionierprojekt ‚gecekondü‘ auf dem Pionierfeld Oderstraße wie folgt:

Ein Pionierprojekt heißt gecekondü, hinten an der Oderstraße. Das ist so ein Projekt, die bauen mit Kindern zusammen aus Recycling-Material, aus Holzbrettern, Paletten und sowas so Holzhütten auf. Und die Kinder lernen unter Anleitung dann, wie man mit Hammer, Nagel oder Schrauben umgeht. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

Die räumliche Verortung des Projekts als ‚da hinten an der Oderstraße‘ zeigt auf, wo sich Joachim Fritsche selbst befindet. Er befindet sich auf der gegenüberliegenden, nordwestlichen Seite des Feldes im Flughafengebäude, wo die Büros der Gesellschaften Grün Berlin und Tempelhof Projekt angesiedelt sind. Die Angestellten beider Gesellschaften schauen im Rahmen ihres Arbeitsalltags stets von Nordwesten auf das Tempelhofer Feld. Der Blick von West nach Ost kann so als charakteristisch für die Planungsverantwortlichen erachtet werden, wie auch die mediale Berichterstattung wiedergibt:

Gerhard Steindorf [Geschäftsführer der Tempelhof Projekt GmbH] steht auf dem Dach des ehemaligen Flughafengebäudes. Vor ihm breitet sich das alte Flugfeld aus, mehr als 300 Hektar freie Fläche. [...] Die Skater, Jogger und Fahrradfahrer, die ihre Runden drehen, sehen klein aus von hier oben. Erst am Horizont beginnt Neukölln. (inforadio des rbb 2012)

Dieser Blick prägt auch die Wahrnehmung der meisten Mitarbeiter*innen der Senatsverwaltung, die zu regelmäßigen Besprechungen die Büroräume der Gesellschaften im Flughafengebäude aufsuchen:

Ich bin insofern, wenn man so will, auf dem Feld, weil Grün Berlin sitzt im Gebäude. Und da gibt es natürlich relativ regelmäßig Termine. Tempelhof Projekt sitzt auch da, aber Grün Berlin hat einen wunderbaren Besprechungsraum mit Blick über das Feld. Und insofern, das genieße ich sehr, wenn wir da Besprechungen haben. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Die Bedeutsamkeit der Ostseite des Feldes für die Parkbesucher*innen wird demnach nicht in gleicher Weise von den Planer*innen geteilt. Abgesehen von wenigen Ausnahmen ist die Ostseite für die meisten Planer*innen eine *terra incognita*, zu der sie aufgrund fehlender Vor-Ort-Erlebnisse kein leiblich-emotionales Verhältnis haben. Die dort wirksamen atmosphärischen Empfindungen, wie sie in Kapitel 5 dargestellt wurden, sind ihnen weitgehend unbekannt. Leibliches Wissen um das atmosphärische Wirken auf dem Tempelhofer Feld beschränkt sich in der Gruppe der von mir interviewten Planer*innen auf den nördlichen Teil des Feldes rund um den Eingang Columbiadamm.

Grundsätzlich stellt das Erleben des Feldes für die Mehrzahl der Planer*innen eine seltene Ausnahme dar, da es sich außerhalb ihres persönlichen Lebensumfelds befindet. Auf meine Frage an die Planer*innen, ob sie das Feld auch privat besuchen würden, erhielt ich meist Antworten wie: „Das ist halt von meinem persönlichen Lebensraum relativ weit weg“ (Paul Dittmann) oder „[Ich] komme jetzt nicht drauf, wann ich das letzte Mal da war“ (Holger Weber). Nur drei Planerinnen thematisieren ihre Aufenthalte auf dem Feld im Interview und berichten von *umweltästhetischen Episoden* (vgl. Kazig 2012: 93), die sie auf dem Tempelhofer Feld erlebt haben. In diesen seltenen Erzählmomenten in den Interviews zeigt sich ein erkennbares räumliches und zeitliches Muster der atmosphärischen Empfindungen. In räumlicher Hinsicht präferieren die Planerinnen klar den nördlichen Teil des Feldes für ihre Parkbesuche.

Wenn man [bei beruflichen Exkursionen auf dem Tempelhofer Feld] zu Fuß geht, dann hält man sich tendenziell eher im Bereich Columbiadamm, dem schöneren Teil auf. [...] Weil hier sich so manches kulminiert. Mit Sport, Erholung, Gastronomie und ähnliches, wo man tendenziell natürlich sich noch ein bisschen länger aufhält. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Dieser Teil des Feldes weist für die Planerin die höchste Attraktivität auf. Insbesondere das gastronomische Angebot des Biergartens (dem einzigen Gastronomiebetrieb auf dem gesamten Feld) scheint dabei eine wichtige Rolle zu spielen, wie Bettina Langfeld beschreibt:

Ich gucke mir auch mal am Wochenende an, was die Leute so treiben. Oder ich setze mich auch dann einfach mal dazwischen und höre dann eine Menge. Da gerade in der Gastronomie, wo die Liegestühle sind. Das mache ich dann ja gerne mal (...) viele Optionen was zu trinken, kriegt man ja nicht. (Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013)

Der Biergarten wird durch die Verzehr- als auch die Sitz- und Aufenthaltsmöglichkeiten (Bierbänke und Liegestühle) zu einem prädestinierten Aufenthaltsort der Planer*innen. Das Areal bildet für die beiden zitierten Planerinnen einen wertgeschätzten Ort, der ihren ästhetischen Vorstellungen eines Parks entspricht. Diese Einschätzungen beruhen auf ihrem persönlichen – leiblich vermittelten – Erleben vor Ort.

Das ist wirklich ein sehr schöner Ort dort. Man hat diesen Blick, man sitzt sozusagen nach Süden, hat aber eben diese wunderbaren (...) diese Robinien stehen ja da rum. Das hat fast sowas savannenartiges, wenn man da rüber guckt. Das ist ein wunderschöner Ort, den die Menschen sehr lieben. Und da hat man gesagt, also den jetzt irgendwie wegzunehmen, das wäre ja blöd. Das ist einer, der (...) wo es noch am parkähnlichsten ist. (Interview Elke Weinhold, SenStadt, 06.02.2013)

In Elke Weinholds Aussage³² werden ihre Vorstellungen eines *guten Parks* deutlich. Diese umfassen das kontemplative Verweilen im Sitzen und der damit verbundene visuelle Genuss der Landschaft. Längere Aufenthalte auf dem Feld sind vor allem an die Verfügbarkeit von Sitzgelegenheiten gebunden. Denn „die ruhige, ich sag mal beschauliche Erholung, oder das Spazieren gehen, sowas ist ja sonst nicht so lustig auf dem Tempelhofer Feld“ (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013). Die Präferenz der Planerinnen für den Nordteil des Tempelhofer Feldes hat Folgen für ihren Blick auf und Wissen über das Feld. Der Blick nach Süden wirkt ebenso positionierend wie der Blick der meisten Parkbesucher*innen gen Westen. Das Areal um den Biergarten wird als der „schönere Teil“ definiert, „den die Menschen sehr lieben“ (Interview Elke Weinhold, SenStadt, 06.02.2013). Für Elke Weinhold ist es daher – in Übereinstimmung mit ihrem eigenen situativ gewonnenen atmosphärischen Wissen – nur konsequent, dass die geplante Errichtung eines Columbia-Quartiers für den Zeitraum nach 2025 zurückgestellt wird und im Masterplan 2013 nicht mehr als Bebauungsfläche, sondern nur noch als Potentialfläche ausgewiesen wird (vgl. Kapitel 1.1).

Die positiven emotionalen Zuschreibungen zum Nordteil des Feldes finden sich in der städtischen Öffentlichkeit nicht in gleichem Maße wieder. Der Zugang am Columbiadamm wird laut Besuchermonitoring 2014 (Grün Berlin GmbH/ Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2015) am geringsten frequentiert (vgl. Abbildung 24). Der Initiator eines Pionierprojekts am Columbiadamm betrachtet seinen Standort als nicht besonders attraktiv und stellt die Standortwahl rückblickend in Frage.

³² vgl. auch Ausführungen zu der Interviewpassage in Kapitel 1.1

Der Standort war uns einerseits vorgeschlagen worden, weil das hier ja im Bereich Sport und Kultur angesiedelt sein sollte. Aber das war auch gleichzeitig unser favorisierter Standort, weil wir dachten, dass es die Nähe zur Stadt quasi irgendwie hat. Beim Tempelhofer Damm, ja, hat man damals so gedacht, ist vielleicht ein bisschen weiter weg. Im Nachhinein ist es doch nicht zu unterschätzen, dass Tempelhofer Damm eigentlich Zugang hat zu öffentlichen Verkehrsmitteln, was hier schlecht ist. Man sieht es jetzt auch ((er zeigt mit seinem ausgestreckten Arm in Richtung Eingang Columbiadamm)). Das ist das Normale fast bei schönem Wetter während der Woche. Wo man hier in den Park reinguckt, sieht man nicht mehr als 50 Leute und das sind in der Regel Leute, die ihren Hund spazieren führen oder in der Regel eher Sport machen, Fahrradsport oder anderes. (Interview Tobias Schleiz, P(C), 20.06.2013)

Trotz der Nähe des Eingangs Columbiadamm zum innerstädtischen Bezirk Kreuzberg kann diese aus Sicht des Pioniers keine ausreichende Nachfrage nach seinem kostenpflichtigen Spielangebot generieren. Ein weiterer Pionier vom Pionierfeld Tempelhofer Damm sieht einen Zusammenhang zwischen der geringen Frequentierung des Eingangs Columbiadamm und der geringeren Aufenthaltsqualität des Ortes im Vergleich zu den Pionierfeldern an der Oderstraße und am Tempelhofer Damm:

Das sieht auch nicht schön aus da am Columbiadamm, wenn ich ehrlich bin. Die haben zu wenige Leute wahrscheinlich auch. Und es ist auch ein schwieriges Gelände dort finde ich. Die haben auch keinen Rasen und so. (...) Die haben es echt schwer. (Interview Nico Venti, P(T), 16.05.2013)

Die atmosphärischen Empfindungen von Planer*innen und Parkbesucher*innen auf dem Tempelhofer Feld unterscheiden sich demnach grundsätzlich. Während die Parkbesucher*innen vor allem an den Enden der beiden Landebahnen im Osten und Westen auf das Feld gelangen und sich dort aufhalten, halten sich die Planer*innen entweder gar nicht und wenn, dann überwiegend im nördlichen Teil des Flugfelds auf. Insbesondere gegenüber der östlichen Seite des Feldes lässt sich eine räumliche wie soziale Befremdung der Planer*innen feststellen. Wie die empirischen Ergebnisse aufzeigen, resultieren diese emotionalen Bewertungsunterschiede aus der ungleichen räumlichen Präsenz und den verschiedenen körperlich-leiblichen Verortungen in den einzelnen Feldbereichen. Denn „alles Wissen begründet sich erst in den Horizonten, die die Wahrnehmung uns eröffnet“ (erneut: Merleau-Ponty 1966: 244).

Der Begriff des Horizonts ist hier durchaus wörtlich zu verstehen. Die Wirklichkeiten (nicht die Realitäten) des Tempelhofer Feldes divergieren je nachdem, ob ich es von einem Liegestuhl im Biergarten aus erblicke, aus den Büroräumen im Flughafengebäude gen Osten schaue oder auf einem selbstgezimmernten Hochsitz auf dem Pionierfeld an der Oderstraße den Sonnenuntergang betrachte. Sowohl die Bewertungen, *was* und *wie* das Tempelhofer

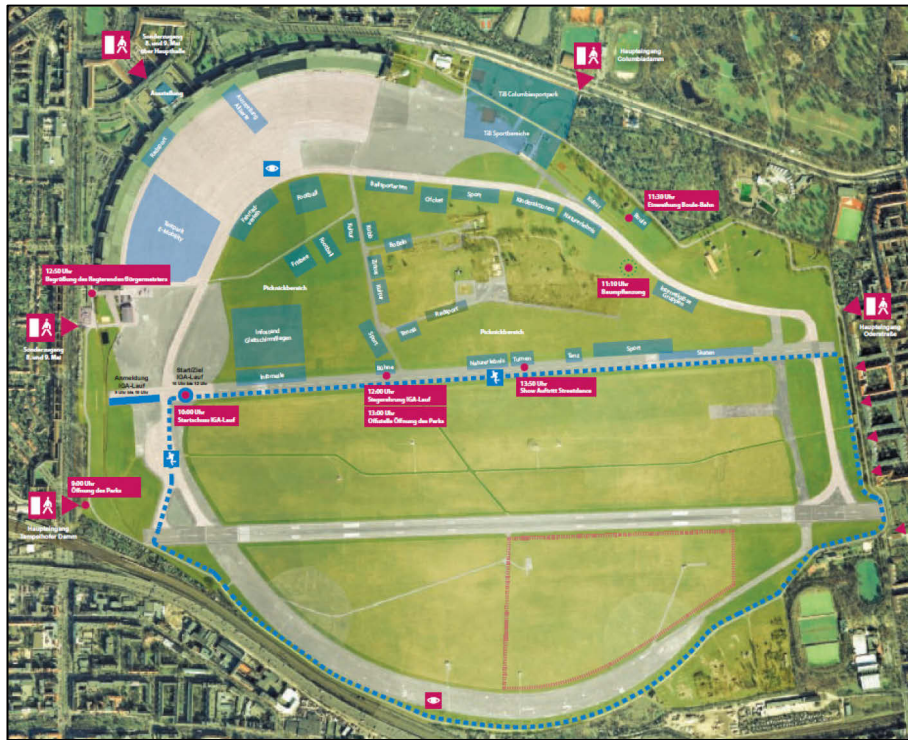
Feld sei als auch die jeweiligen ‚blinden Flecken‘ in der Wahrnehmung sind Folge der jeweiligen situativ und leiblich gewonnenen Wissensbestände.

Die Unkenntnis der Planer*innen gegenüber der Ostseite des Tempelhofer Feldes lässt sich bis zur Eröffnung des Parks im Mai 2010 zurückverfolgen. Zur damaligen Eröffnungsfeier hatte die Senatsverwaltung ein vielfältiges Unterhaltungs- und Informationsprogramm vorbereitet (vgl. Abbildung 28). Die offizielle Eröffnung des Parks, der Start- und Zielpunkt einer Laufveranstaltung sowie die Begrüßungsrede des Regierenden Bürgermeisters fanden rund um den westlichen Eingang am Tempelhofer Damm statt. Am östlichen Eingang Oderstraße hingegen waren keine Veranstaltungen verortet. Die Bespielung des Parks anlässlich der Eröffnung konzentriert sich räumlich auf einen Halbkreis um das Flughafengebäude herum, der vom Eingang Tempelhofer Damm zum Eingang Columbiadamm reicht. Die räumliche Verteilung dieser Angebote verweist darauf, von *welcher Seite* aus das Feld als neuer städtischer Ort gedacht wurde.

Der Blick von West nach Ost, der in der Planung des Eröffnungsfests deutlich wird, setzt sich in den Planungen der Folgejahre fort. Im Jahr 2010 schrieb die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung einen internationalen offenen landschaftsplanerischen Wettbewerb „Parklandschaft Tempelhof“ aus, an dem 78 Planungsbüros teilnahmen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010b). Der Siegerentwurf des Büros gross.max weist dieselbe Fokussierung auf den nordwestlichen Teil des Tempelhofer Feldes auf wie das Eröffnungsfest (vgl. Abbildung 29). Unter den Entwürfen, von denen sich viele an der Ost-West-Ausrichtung der Landebahnen orientierten, wählte die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung einen Entwurf, der sich am Flughafengebäude ausrichtet. In einem Interview meint dazu einer der Gründer des Planungsbüros gross.max:

Weil das Flughafengebäude das gesamte Flugfeld räumlich derart kongenial fasst, war der ‚Fußabdruck‘ des Gebäudes für uns klar der Schlüssel zum Entwurf. [...] Unser Vorschlag war, dass es für den Park eine starke ‚Gestalt‘ im eigentlichen Sinne braucht [...]. Man muss eine einfache figurative Form setzen, um das Raumerlebnis zu vermitteln und um die Idee vom Fußabdruck zu verdeutlichen. Das haben wir versucht und nannten das dann ‚Orbits‘, Umlaufbahnen oder Kreisbahnen. (Hoofman 2011: 27)

Abbildung 28: Veranstaltungsplan der Eröffnungsfeier am 08.Mai 2010



Quelle: Grün Berlin GmbH 2010

Abbildung 29: Siegerentwurf landschaftsplanerischer Wettbewerb gross.max 2011



Quelle: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2012: 3

Diese Ausrichtung des Siegerentwurfs auf das Flughafengebäude führt zu räumlichen Distanz- und Näheeffekten, wie in dem Interview mit Hooftman an anderer Stelle evident wird: „Der Rundgang [der äußere Ring in der kartographischen Darstellung] basiert auf der Idee, dass man an der Peripherie des Projekts entlangläuft und immer wieder in das Projekt ‚eintaucht‘“ (ebd.: 29). Die hier zum Tragen kommende Verwendung des Peripheriebegriffs ist exemplarisch für eine Raumwahrnehmung des Tempelhofer Feldes, die konträr zu den Nutzungsmustern des Parks ist. Was Hooftman als Peripherie bezeichnet, sind die an die Parkeingänge angrenzenden Flächen, die durch die Ansiedlung der Grillwiesen und Pionierfelder sowie durch die räumliche Nähe zu den Ein- und Ausgängen besonders stark frequentiert sind. Das Zentrum sieht der Inhaber des Planungsbüros wiederum im Umfeld des Flughafengebäudes im inneren Ring. Hooftman spricht in Bezug auf diese Areale von „intensiv genutzten Zonen im Vorbereich des Flughafengebäudes. Wir betrachten diesen ‚inneren‘ Kreis als event space, einen Ort, der sich für die gesamte Stadt aktivieren lässt“ (ebd.: 32). Diese Areale sind jedoch in der tatsächlichen Parknutzung nur gering frequentierte Flächen.

Die Blickrichtung der Planung von West nach Ost führt somit zu einer sich selbst verstärkenden gerichteten Raumwahrnehmung des Tempelhofer Feldes. Der Arbeitsort im Flughafengebäude unterstützt die Auswahl eines Planungsentwurfs, der sich in seiner räumlichen Positionalität für sie richtig anfühlt. Und durch die wirklichkeitsherstellende Funktion des Planes (vgl. Dirksmeier 2009: 250) verfestigt sich der Blick von West nach Ost erneut. Diese den tatsächlichen Nutzungsmustern entgegengesetzte Planungswahrnehmung ermöglicht es, dass der Inhaber des siegreichen Planungsbüros vom Tempelhofer Feld als ‚urbane Leerstelle‘ sprechen kann (Hooftman 2011: 35). Diese Einschätzung blendet eine Vielzahl spürbarer Atmosphären des Feldes – entweder bewusst oder aufgrund des fehlenden leiblichen Wissens – aus. Nicht zufällig korreliert die, sich im Landschaftsplan manifestierende Blickrichtung sowohl mit dem tatsächlichen, körperlich-leiblichen Zugang der kommunalen Planer*innen als auch mit dem Zugang des Planungsbüros gross.max zum Feld: „Überquere ich in Berlin den Platz der Luftbrücke und komme in den Flughafen, der still und groß ist [...], und dann sehe ich die offene Landschaft – das ist phantastisch“ (ebd.: 34).

Neben der konträren Blickrichtung von Parkbesucher*innen (Ost nach West) und Planer*innen (West nach Ost) unterscheidet sich die Wahrnehmung des Feldes auch darin, dass die Planer*innen häufig aus Innenräumen heraus (dem Flughafengebäude oder einem Autofenster) auf das Feld blicken. Diese Position „ist entscheidend von der leiblichen Entfernung vom Boden der Stadt geprägt. Der Blick [von innen nach außen] konzentriert das Gefühl allein auf das Sichtbare und Denkbare. Der Geruch, die Geräusche, [die Anwesenheit] der Menschen – all das bleibt draußen und unten“ (Hase

2002d: 36). Diese Distanz resultiert vor allem daraus, dass vom Flughafen-gebäude aus der Park erst hinter dem über 100 Meter breiten Flugvorfeld beginnt und von einem Zaun begrenzt wird, wie Leo (2012: o. S.) beschreibt:

Christoph Schmidt steht am Fenster des Sitzungsraums in der ersten Etage des ehemaligen Flughafen-Hauptgebäudes. Er blickt auf das Feld, das hinter einem hohen Metallzaun liegt. Von hier aus sieht die [Tempelhofer] Freiheit gleich ganz anders aus.

Das Flughafengebäude wird als primärer beruflicher Wirkungsort der Planer*innen zum Synonym für das Gesamtareal, wie folgende – auf einem Missverständnis beruhende – Interviewpassage aufzeigt.

I.: Wann waren Sie das letzte Mal vor Ort?

Holger Weber: Das letzte Mal war ich da glaube ich am 24. Januar zu einer Besprechung bei der Tempelhof Projekt GmbH.

I.: Ach, das heißt bei einem Innentermin?

Holger Weber: Genau. Ach so (...) ich überlege gerade (...) Komme ich jetzt nicht drauf, wann ich das letzte Mal da draußen war. (Interview Holger Weber, SenStadt, 20.02.2013)

Die Planer*innen verbinden das Tempelhofer Feld³³ vornehmlich mit den Büroräumen im Flughafengebäude und nicht mit der Freifläche des ehemaligen Flugfeldes. Diese Assoziation ist Resultat der leiblichen Einschreibungen, die durch die beruflichen Aktivitäten entstanden sind. Dies unterscheidet die atmosphärischen Wahrnehmungen zum Tempelhofer Feld von regulären Parkbesucher*innen, für die das Flughafengebäude und die Büroräume von Grün Berlin und Tempelhof Projekt in der Regel nicht zugänglich ist. Zudem wirken auch leibliche Erfahrungen aus der Vergangenheit auf die distanzierte Wahrnehmung des Tempelhofer Feldes. Mehrere Planer*innen verweisen in ihren Beschreibungen auf den ehemaligen Zugang zum Flugfeld über das Flughafengebäude als das Gelände noch als Flughafen genutzt wurde. So berichtet Bettina Langfeld von ihren beruflichen Führungen zum Tempelhofer Feld:

Wenn Führungen sind, dann versuche ich immer in die Haupthalle zu gehen so sie nicht vermietet ist. Weil das ist, finde ich, schon der zentrale, auch für die meisten, die den Flughafen noch als aktiven Flughafen auch kennen, so eine Art Wiedererkennung. ‚Boah ja, hier bin ich geflogen. Gepäckband ist auch noch da und so‘. Und von da dann in den Bereich durchzulaufen, wo früher der Abflug stattfand, so dass man mindestens noch mal den Blick in die Weite mitnehmen kann, wenn man es denn nicht schafft, dass man auch noch mal runtergehen kann. (Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013)

Das Betreten des Feldes über die Haupthalle stellte *vor* der Flughafenschließung die einzige (zivile) Zugangsmöglichkeit dar. Bettina Langfeld rekurriert

³³ Die Planer*innen sprechen statt vom Tempelhofer Feld häufig von Tempelhofer Freiheit. Dies ist der Projektname, den die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung sowohl dem Entwicklungsprojekt als auch dem Standort 2010 gegeben hat (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010c).

somit in ihren heutigen Praktiken auf ein vergangenes leibliches Erleben, an das sie sich als Passagierin des Flughafens erinnert. So wird die Haupthalle für sie zu einem emotional positiv besetzten Ort, dessen Bedeutung sich aus der Vergangenheit heraus generiert. Zum Zeitpunkt des Interviews im Januar 2013 war der Park bereits seit drei Jahren eröffnet; dennoch bezieht sich die Planerin nicht auf die neu geschaffenen, stark frequentierten Parkzugänge, sondern auf den nur exklusiv nutzbaren Weg über die Haupthalle, wenn sie ihren Zugang zum Feld beschreibt. Ebenso geht es Viktoria Schneider:

Also, ich hab auch mal an Führungen durchs Gebäude teilgenommen. Die fand ich sehr spannend. Ich bin ja West-Berlinerin. Insofern ist es ja auch ein Stück meiner Geschichte, die ich da sehe und ich den Flughafen noch als Kind, aus Erleben im Betrieb kenne. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Die biographischen Erinnerungen an die Nutzung des Flughafengebäudes wirken auf die jetzige Wahrnehmung der beiden Planerinnen und ihren primären Zugang zum Feld. Die nach der Flughafenschließung errichteten Parkzugänge werden hingegen nicht thematisiert. Damit bleibt unreflektiert, dass durchschnittlich 17.000 Parkbesucher*innen am Tag (vgl. Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2015: K2) das Feld über die neu errichteten Parkzugänge betreten und der Zugang über das Fluggebäude einer sehr kleinen, privilegierten Gruppe vorbehalten ist.

Die Distanzierung vom Flugfeld setzt sich fort, wenn die Fortbewegungsarten der Planer*innen auf der Freifläche in den Blick genommen werden. Das Tempelhofer Feld ist prinzipiell für den Motorverkehr gesperrt und somit Fußgänger*innen, Jogger*innen, Radfahrer*innen und anderen nicht-motorisierten Fortbewegungsarten vorbehalten. Dieses Charakteristikum der Aneignung öffentlicher Räume trifft auf die Planer*innen meist nicht zu. Sie erleben das Feld in ihrer beruflichen Funktion zumeist per Bus oder Auto. Für Viktoria Schneider ist diese Fortbewegungsart aufgrund der Weitläufigkeit des Feldes zwingend erforderlich.

I.: Wenn Sie eine Führung auf dem Feld machen, gibt es da bestimmte Dinge, die Sie dann zeigen?

Viktoria Schneider: Naja, man fährt natürlich (...) Also wenn man zu Fuß geht, dann ist man ja relativ eingeschränkt. Dann hält man sich tendenziell eher im Bereich Columbiadamm, Friedhof, dem schöneren Teil auf. Wenn man mal mit Menschen die größere Runde macht, dann nimmt man ein Auto und fährt natürlich einmal außen rum. Dann zeigt man, dass da unten mal irgendwann eine Brücke existieren soll. Redet über Bebauung, redet über Feldlerchen, redet darüber, wie sich Menschen dort bewegen auf dem Feld, wo halten sie sich schwerpunktmäßig auf. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Die motorisierten Besichtigungen haben Konsequenzen für das leiblich-emotionale Erleben vor Ort. Denn:

[...] das Autofahren ist eine unbewegte Bewegung. Fahrend wird die Stadt zwar ebenerdig durchquert, wegen der Einkapselung der Körper bleibt sie aber auf Distanz – wie eine Kulisse. Dagegen wird sie im Gehen zu dessen Material, das überwunden, durchdrungen und überschritten werden muß. Jedes Gehen birgt ein widerständisches Moment der leiblichen Konfrontation und Bewältigung. Ohne leibliche Kommunikation mit der ‚Herumwirklichkeit‘ einer Umgebung bleiben die Atmosphären flach und ohne affektive Intensität. Es entstehen dann, wie beim Autofahren, eher fassadenartige Eindrücke umherstehender und -liegender Dinge. (Hasse 2002d: 33)

Damit verweist Hasse darauf, dass die Planer*innen auf dem Feld ein anderes, weniger intensives, atmosphärisches Empfinden haben als andere Parknutzer*innen, selbst wenn diese zur gleichen Zeit an den gleichen Orten auf dem Feld anwesend sind. Denn „die Logik der Geschwindigkeit trennt den Körper von den Räumen, durch die er sich bewegt“ (Schubert 1999: 19). Die Atmosphären der Weite und Urbanität bleiben den Planer*innen bei dieser Art der Vor-Ort-Aufenthalte weitgehend verborgen. Sie haben stattdessen „a sensorially reduced perception (no smells, sounds or touch) devoid of spatial profundity, where the greater the speed the more it is downgraded to a mutable theatrical scene“ (Griffero 2014: 21).

Das atmosphärische Empfinden der Planer*innen auf dem Tempelhofer Feld unterscheidet sich demnach stark von dem regulärer Parkbesucher*innen. ‚Vor Ort sein‘ heißt für sie in den Besprechungsräumen mit Blick auf das Feld zu sitzen und nicht das Feld selbst zu betreten. Die vorwiegende Anwesenheit in den Büroräumen führt zu einer Vernachlässigung des städtischen Raums. Zwar herrschen innerhalb des Flughafengebäudes, in den Planungsbüros und bei den Busfahrten ebenfalls spezifische Atmosphären. Allerdings fehlt diesen die leibliche Einhüllung (vgl. Frers 2007: 64ff.), die in der unmittelbaren Anwesenheit auf dem Feld unter freiem Himmel erfahren werden kann. Diese Unterschiede in der Raumwahrnehmung zwischen Stadtplanung und Stadtbewohner*innen werden seit langem als Gegensätzlichkeit von räumlichen Strategien und Taktiken (vgl. Certeau 1988: 222), Karten- und Geländewissen (vgl. Kaeser 2002: 169), konzipiertem und wahrgenommenem Raum (vgl. Lefebvre 1991: 38) oder *site* und *place* (vgl. Beauregard 2013: 15) diskutiert. In all diesen Raumkonzeptionen geht es allgemein um die Unterscheidung von Vogel- und Froschperspektive.

Dieser Wahrnehmungskonflikt kommt auch bei der Planung des Tempelhofer Feldes zum Tragen. Für die Untersuchung der Wirkmächtigkeit atmosphärischer Empfindungen ist dieser Konflikt besonders relevant, da Karten und Pläne die Fähigkeit haben, atmosphärisches Wirken und leibliches Erleben zum Verstummen zu bringen. In Analogie zum Konzept des *staging atmospheres* (Bille et al. 2015) kann hier von der Strategie des *muting atmospheres* gesprochen werden. Indem der leiblich erlebbare Raum in einen

zweidimensionalen kartographischen Raum transformiert wird, verschwinden Atmosphären des physischen Raums vollständig aus dem Blickfeld und werden gegen die Atmosphären der Planungsbüros ausgetauscht.

Von den Atmosphären der [Stadt] kommt [in den Büros der Planenden] nichts an. Aber auch dort herrscht eine Atmosphäre. Sie ist entscheidend von der leiblichen Entfernung vom Boden der Stadt geprägt. Die [...] erlebbare Symbolik von Macht und Herrschaft setzt an dieser dem Boden entrückten Atmosphäre an, für die die Ausschließung einer wahrnehmbaren Differenziertheit und Mannigfaltigkeit der Welt die nötige Perspektive für symbolische Konstruktionen schafft. (erneut: Hasse 2002d: 36)

Diese ‚dem Boden entrückte Atmosphäre‘ der Planungsbüros wird in zentraler Weise durch Karten und Pläne ermöglicht, die im Berufsleben der Planer*innen omnipräsent sind. In meinen Interviews konnte ich beobachten, wie sie als allgegenwärtiger Bestandteil des beruflichen Settings ihre Wirksamkeit entfalten. Die Visualität der Pläne und Karten begünstigt beispielsweise spezifische Beschreibungsweisen, die mit dem Erleben auf dem Feld keine Schnittmengen aufweisen, sondern vielmehr aus der Bildhaftigkeit der Karten als eigenständige Artefakte mit einer eigenständigen Seinsweise resultieren. Der landschaftsplanerische Siegerentwurf von gross.max wird in eben dieser Sprache diskutiert.

Und dann hat gross.max [Gewinner des Landschaftswettbewerbs] diese sogenannten Plektren – so nennen wir es immer – gesetzt. Das sind dann also Bereiche, wo wir uns vorstellen können, die Pioniere, die noch Zwischennutzer sind, zu Dauernutzern, zu sogenannten Teilöffentlichkeiten zu machen. [...] Das ist so eine interne Bezeichnung, weil die so ähnlich aussehen wie Gitarrenplektren, diese Flächen. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

Wenn die Planer*innen also in Bezug auf die zukünftigen Pionierfelder von ‚Plektren‘ oder ‚Amöben-Bubbles‘³⁴ sprechen, so entsteht mittels dieser kollektiv geteilten symbolischen Konstruktionen eine spezifische, im beruflichen Handeln unhinterfragte Perspektive auf das Tempelhofer Feld: „diese sogenannten Plektren, *so nennen wir es immer*“ (ebd.). Der Verweis auf geometrische Formen ist nur aus kartographischer Perspektive möglich. Die Vogelperspektive hat auch die Entstehung des Entwurfs informiert, wie der Inhaber des Planungsbüros gross.max darlegt:

In einigen der Schaubilder, die wir gezeichnet haben, beziehen wir uns auf den Kontrollturm des Flughafens. Man sieht darauf, wie der ehemalige Radar von Tempelhof betrieben wird – für uns eine wichtige Inspiration in der Auseinandersetzung über die Form. Da sitzt jemand vor dem Bildschirm im Tower, sieht die Flugzeuge, wie sie vor der Landung ihre Kreise ziehen. Wir nutzen das als eine Art szenographische Matrix. (Hooftman 2011: 28)

³⁴ Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013

Der starke Fokus auf kartographische Repräsentationen in der Planungspraxis sorgt dafür, dass der physische Raum mit dem kartographischen Raum gleichgesetzt wird und die fundamentalen Unterschiede der jeweiligen Seinsweisen ausgeblendet werden.

Die Tempelhof Projekt GmbH bewirtschaftet zum einen das Gebäude in dem wir jetzt sitzen, und zum anderen das sogenannte betonierte Vorfeld. Da können wir ja nachher mal aus dem Fenster gucken oder ich mache einfach mal den Plan auf. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

Im Gegensatz zum physischen Stadtraum sind kartographische Repräsentationen des entsprechenden Ortes für die Planer*innen (fast) immer gegenwärtig: sie liegen auf Konferenztischen aus, hängen an den Bürowänden und sind Bildschirmhintergrund am Arbeits-PC. Sie werden zum primären Orientierungs- und Referenzrahmen im beruflichen Denken, Sprechen und Handeln.

Die kartographische Macht, Atmosphären des Tempelhofer Feldes verstummen zu lassen, darf jedoch nicht zu der Schlussfolgerung verleiten, dass das leiblich-emotionale Erleben des Feldes für den Planungsprozess keine Relevanz hätte. Diese vereinfachende Annahme, die die Dichotomisierungen von Lefebvre (1991), Certeau (1988) und Beauregard (2013) nahelegen, muss zurückgewiesen werden. Vielmehr zeigen die bisherigen empirischen Darstellungen auf, dass Atmosphären zwar in den Plänen selbst stumm bleiben; sie nehmen aber Einfluss auf die Entstehung von Plänen und bei politisch-administrativen Entscheidungsprozessen wie dem landschaftsplanerischen Wettbewerb. Ihr Vermögen, auf gesellschaftliche Prozesse wie ein Planungsvorhaben einzuwirken (vgl. Hasse 2012: 15), wird jedoch zumeist nur „im unaussprechlichen Hintergrund lebendiger Situationen“ wahrnehmbar (ebd.: 6).

Die Gegensätzlichkeit des atmosphärischen Wissens von Stadtplanung und Parkbesucher*innen hat genuine Konsequenzen für den Planungsprozess. Denn die *politische* Oppositionalität von Bebauung vs. Freihaltung wird durch eine *atmosphärische* Oppositionalität der Blickrichtungen überlagert. Diese Lagerbildung wird exemplarisch in einem Dokumentationsvideo der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘ deutlich, das im Rahmen einer Demonstration auf dem Tempelhofer Feld im Herbst 2012 entstanden ist.³⁵ Teil des dreiminütigen Videos, das auf dem Pionierfeld an der Oder-

³⁵ Quelle: schultecoersvideo berlin 2013, <https://www.youtube.com/watch?v=jWvMHPEVNBg>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

straße gedreht wurde, ist ein Interview mit dem Vorsitzenden der Bürgerinitiative. In dem Interview kommentiert dieser die Aktivitäten der Bürgerinitiative:

Wir haben die IGA³⁶ nach Marzahn vertrieben. Wir haben den Designer-Park schon mal erheblich gekürzt, so dass dieser ganze ‚beautiful nonsense‘ wie Kletterfelsen und dergleichen, dass das gestrichen worden ist. Und wir haben dafür gesorgt, dass da drüben ((er hebt seinen Arm und zeigt gen Westen)) bei den Planern ziemlich schlechte Stimmung ist. [timecode 1:10-1:35 min]

Der planungspolitische Konflikt mit der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung findet hier räumlichen Ausdruck, indem die gegnerische Partei verbal ‚da drüben‘ verortet wird. Diese Aussage wird nonverbal mit der Geste des zeigenden Arms und dem Blick gen Westen bei der Erwähnung der Planer*innen unterstützt. Der BI-Vorsitzende führt die politische Gegenüberstellung hier in seiner leiblich-körperlichen Präsenz (unbewusst) auf. Diese Gegenüberstellung, die Leo (2012: o.S.) plakativ als „Wir gegen die“ beschreibt, ist somit einerseits Resultat verschiedener politischer Ziele. Gleichzeitig ist sie Ausdruck der verschiedenen atmosphärischen Wirklichkeiten von Planer*innen und Protestierenden.

Ziel der vorangegangenen Ausführungen war es, die gruppenspezifischen Charakteristika dieser Wirklichkeiten herauszuarbeiten und ihren Einfluss auf die politische Bewertung des Tempelhofer Feldes und des Planungsprozesses darzulegen. Die einfache Erkenntnis, dass die menschliche Existenz verortet ist (vgl. Larsen/Johnson 2012: 633) und dass diese Verortung substantiellen Einfluss auf unsere Einstellungen zur Welt hat, hat einen entscheidenden Anteil an der Entstehung des Planungskonflikts zwischen den Bebauungsplänen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und der Forderung nach einer Freihaltung des Feldes durch die Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘. Wie zu sehen war, haben die Atmosphären des Tempelhofer Feldes dazu beigetragen, dass sich der Planungsprozess um das Areal zu einem antagonistischen Planungskonflikt entwickeln konnte. Im nun folgenden abschließenden empirischen Kapitel geht es darum, die Bedeutung von Atmosphären im Rahmen dieses politischen Konflikts zu beleuchten. Zur Beantwortung der dritten Fragestellung gilt es zu klären, inwiefern die Atmosphären des Feldes, denen eine wesentliche Rolle bei der *Entstehung* des Konflikts zukommt, in der öffentlichen Austragung des Konflikts von Bedeutung sind.

³⁶ Als Teil der Parkentwicklung sollte 2017 eine Internationale Gartenausstellung auf dem Tempelhofer Feld stattfinden.

7. Das politische Potential von Atmosphären im Planungskonflikt

[Atmospheres are] something that has to be felt as the copresence of subject and object. Yet, the processes of aesthetisation that increasingly shape public and private spaces also entail *the possibility of sharing and staging an atmosphere*, and thereby become central to social activities and experiences, beyond the realms of individual experience. (Bille et al. 2015: 31, eg. Hv.)

Bille et al. (2015) adressieren hier die – bereits zu Beginn von Kapitel 4 thematisierte – Widersprüchlichkeit, dass Atmosphären zwar einerseits flüchtig und schwer greifbar, andererseits aber Gegenstand ästhetischen Handelns sind. Ihrem phänomenologischen Ursprung nach sind Atmosphären prinzipiell auf der Wahrnehmungs- und Rezeptionsseite zu verorten (vgl. Böhme 2013: 3). Gleichzeitig betont Böhme, der den Atmosphärenbegriff aus der Kunstpraxis herleitet, die Möglichkeit Atmosphären herzustellen: „Es geht darum, durch Arbeit am Gegenstand Atmosphären zu machen“ (Böhme 1995: 35). Es findet somit an dieser Stelle der Studie eine Perspektivenverschiebung von der Atmosphärenrezeption hin zur Atmosphärenherstellung statt. In dem breiten Berufsfeld der Atmosphärenproduktion „hat sich ein Cluster ästhetizistischer Akteure etabliert. [...] Ein ganzes Heer von Akteuren der atmosphärischen Umwölkung von Räumen macht sich Wissensvorsprünge im zielgerichteten Arrangement immersiver Gefühlsinseln zunutze, um suggestive Milieus für Zwecke einer radikalen Verführung zu disponieren“ (Hasse 2012: 18). Diese kritische Perspektive auf das manipulative Potential von Atmosphären führt Hasse einerseits auf das fehlende gesellschaftliche Wissen um Atmosphären zurück. Andererseits sieht er den Grund vor allem in der ökonomischen Inwertsetzung von Atmosphären. Auch Hassenpflug sieht in dem wachsenden Markt atmosphärischer Eindruckskontrollen ein Mittel, gesellschaftliches Leben zu kommerzialisieren und ihm seine Authentizität zu nehmen.

Als erste hat die Medien- und Freizeitindustrie die neue Situation begriffen. Sie interpretiert die Nachfrage nach Ortsqualitäten als einen Markt, den es zu beliefern gilt. So entsteht eine neuartige Freizeit- und Erlebnisindustrie, die von dem Bedürfnis nach urbanen (und ruralen) Atmosphären profitiert, eine Industrie für Städte- und Landschaftsfiktionen. (Hassenpflug 2004: 81)

Neben der kommerziellen Inwertsetzung kommt Atmosphären auch in politischen Prozessen eine wichtige Funktion zu. Benjamin (1974) weist in seinem wegweisenden Aufsatz zum „Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ auf die Ästhetisierung des politischen Lebens im deutschen Nationalsozialismus hin. Demnach hat sich der „Hitler-Faschismus [...] wie wenige Regimes zuvor durch Fahnen, Uniformen, Auf-

marschplätze, Statuen und Prachtalleen [...] die Mittel der Ästhetik demagogisch ganz zu eigen gemacht“ (Helbrecht 2003: 158). Im Zusammenhang mit heutigen Gesellschaftsentwicklungen spricht Thrift (2004: 68/71) von „a new kind of velvet dictatorship [...] [in which] those in power have turned to [affective] registers as a fertile new field of persuasion and manipulation.“ Anders als in autoritären Kontexten kommt Atmosphären in Demokratien vor allem in Wahlkämpfen eine wichtige gesellschaftliche Funktion zu (Schurr 2013).

Diese *political art of atmospheres*³⁷ nimmt Einfluss auf die Wahlkampagnen zum Volksentscheid ‚100% Tempelhofer Feld‘. Die Atmosphären des Tempelhofer Feldes werden im Planungskonflikt zu einem expliziten Gegenstand von politischer Kommunikation und gestalterischem Handeln. Der Volksentscheid fungiert somit als Katalysator für die politische Dimension der atmosphärischen Präsenzeffekte des Tempelhofer Feldes. Insbesondere die Bebauungsgegner*innen – deren politische Einstellung zur Freihaltung des Feldes zunächst durch die immersive Macht der Atmosphären begünstigt wurde (vgl. Kapitel 6) – nutzen die Atmosphären im politischen Konflikt als Instrument ihrer Kampagne. Diese Strategien finden in dem knapp dreijährigen Zeitraum zwischen der Formierung der Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘ im Jahr 2011 und dem tatsächlichen Volksentscheid im Mai 2014 statt. Die folgenden Ausführungen legen offen, in welcher Weise die Atmosphären im planungspolitischen Konflikt um die Randbebauung strategisch in Anspruch genommen werden (Kapitel 7.1) und wie die Planungssphäre auf diese Proteststrategie reagiert (Kapitel 7.2).

7.1 „So wie es jetzt ist, ist es für die ganze Gemeinschaft da.“ Instrumentalisierung von Atmosphären im Bebauungsprotest

Die Atmosphären der Weite und Urbanität auf dem Tempelhofer Feld tragen in substantieller Weise zur Attraktivität des Ortes und zur emotionalen Verbundenheit der Parkbesucher*innen mit dem Ort bei. Indem die Parkbesucher*innen diesen Atmosphären während ihrer körperlichen Präsenz vor Ort ausgesetzt sind – und diese gemäß ihrer subjektiven Disposition wahrnehmen – spüren sie am eigenen Leib die immersive Macht, die von Atmosphären ausgeht. Sobald (bzw. sofern) dieses leibliche Erfahrungswissen ins Bewusstsein übergeht, versetzt es die Parkbesucher*innen in die Lage, das atmosphärische Wirken zu reflektieren und sprachlich zu repräsentieren. Da-

³⁷ in Anlehnung an Böhmes Begriff der „art of atmospheres“ (2013: 5)

mit sind die Voraussetzungen geschaffen, dass sie selbst als „ästhetische Arbeiter“ (Hasse 2002a: 66) aktiv werden. Dieses herstellende Moment kann sich grundsätzlich in zwei Sphären vollziehen. Zum einen kann es sich als materiell-gestalterisches Tun auf dem Tempelhofer Feld realisieren. Dieses ästhetische Handeln wurde unter dem Begriff des *staging atmospheres* (Bille et al. 2015) in Kapitel 4 vorgestellt. Zum anderen können Atmosphären in Form sprachlicher und (audio)visueller Repräsentationen geteilt und medial verbreitet werden. „Wenn es dem Dichter gelingt, uns die herbstliche Atmosphäre durch das Gedicht spüren zu lassen, so muß es möglich sein, *Atmosphären durch Worte zu erzeugen*. Darin ist vor allem die wichtige und allgemeine Einsicht enthalten, daß Atmosphären überhaupt erzeugt werden können“ (Böhme 1995: 68, eg. Hv.). In Analogie zum *staging atmospheres* kann hier von einem *sharing atmospheres* gesprochen werden, wie es auch Bille et al. (vgl. 2015: 31) tun. Beide Strategien – die der gestalterischen Inszenierung von Atmosphären und die der repräsentativ-medialen Verbreitung von Atmosphären – werden von den Gegner*innen einer Bebauung des Tempelhofer Feldes angewendet und im Folgenden eingehender betrachtet.

Die Strategie des *staging political atmospheres* konzentriert sich räumlich auf die Pionierfelder. Denn auf diesen Arealen finden sich die einzigen sichtbaren, dauerhaften Installationen auf dem sonst flachen Feld. Die Pioniere erhalten eine privilegierte Position als räumlich wirksamer Akteur, die sonst Architektinnen, Planern, Investorinnen und Designern zukommt. Mit dieser Legitimation zur Herstellung von Atmosphären erhält ihr gestalterisches Tun soziale und gesellschaftliche Relevanz. Denn „was wir [...] vor allem sehen, wenn Körper auf Straßen, Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten zusammenkommen, ist die – wenn man so will, performative – Ausübung *des Rechts zu erscheinen*“ (Butler 2016: 3, eg. Hv.). Das Pionierverfahren gibt den ausgewählten Initiativen eine Bühne, um ihre Anliegen sichtbar im öffentlichen Raum zu realisieren. Die Deutungshoheit über die Politisierung der Objektseite von Atmosphären auf dem Tempelhofer Feld fällt so primär den Pionieren zu. Während die Atmosphären der Weite gerade aufgrund der *fehlenden* gestalterischen Interventionen zum Tragen kommen, werden die urbanen Atmosphären in den Randbereichen des Feldes durch die gestalterischen Aktivitäten der Pionierprojekte geprägt. Diese Gestaltungshoheit können die Pioniere für ihre politischen Zwecke nutzen, wie ein Vertreter des Stadtteilgartens Schillerkiez rekapituliert:

Jürgen Schulze: Wir konnten dann halt im April [2011] hier anfangen. Und wir saßen dann hier auf dem Gelände. (...) Gut, und das erste was wir gemacht haben, wir haben halt hier so einen grünen Müllsack hingestellt und mit Erde gefüllt und was reingepflanzt. Ein kleines Fähnchen rein, so ein schwarz-rotes Fähnchen, auf dem Stadtteilgarten Schillerkiez drüber stand.

I.: Das heißt, da waren noch nicht so viele Beete da?

Jürgen Schulze: Da war überhaupt noch nichts (...) da war noch gar nichts. Wir waren die ersten, die überhaupt hier irgendwie so eine Kiste da stehen hatten und dann halt auch so eine Tafel dahin gestellt hatten. (...) Weil diese ganzen offiziellen Infotafeln, die gab es ja erst ein Jahr später. Und mit der Infotafel haben wir natürlich unsere Sachen halt da drauf gemacht, auch so politische Sachen gegen steigende Mieten und so. Wir waren halt die ersten und lange auch die einzigsten, die überhaupt hier so Informationen gemacht haben. Und das ist halt ihr ziemlicher Fehler auch von der Senatsverwaltung und von Tempelhof Projekt gewesen: die haben uns quasi überlassen, zu erzählen was hier ist. (Interview Jürgen Schulze, P(O), 24.05.2013)

Jürgen Schulze spricht hier davon, dass es dem Pionierprojekt durch die Installation der Infotafel möglich war, ‚zu erzählen, was hier ist‘. Er betont damit die sprachliche und zeigende Dimension der Text- und Bildinformationen zum Volksentscheid und den Bebauungsplänen (vgl. Abbildung 31). In funktionaler Hinsicht dient die Tafel somit der Vermittlung und Verbreitung planungsrelevanter Informationen.

Abbildung 30: Erstes ‚Hochbeet‘ des Stadtteilgartens Schillerkiez



Quelle: Homepage Stadtteilgarten Schillerkiez, eingestellt am 19. April 2011³⁸

³⁸ <http://schillerkiez.blogspot.de/2011/04/19/es-gilt-ein-weites-feld-zu-erobern/>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

Abbildung 31: Informationstafel des Stadtteilgartens Schillerkiez



Quelle: eigene Aufnahme, 25. März 2013

Gleichwohl realisiert sich diese politische Intervention in einer distinkten gestalterischen Ästhetik, die für die Wahrnehmung der Informationstafel durch Passant*innen von Bedeutung ist. Denn die Informationstafel zeichnet sich durch die – für die Pionierprojekte charakteristische – Ästhetik des Unfertigen, Spielerischen und Handgemachten aus. Die Tafel besteht aus einer alten Holztür, die an ein einfaches Holzgestell geschraubt wurde. Auf der Tafel selbst sind die Informationen als einfache Ausdrucke angebracht, während der Titel „Stadtteilgarten Schillerkiez“ mit Handschrift geschrieben und von einem applizierten Kuscheltier spielerisch und humorvoll gerahmt wird. Politische Information soll mit einem Schmunzeln verbunden sein und die positive Grundstimmung des Felderlebens verstärken. Auch das Hochbeet, das Jürgen Schulze in der obigen Interviewpassage beschreibt, zeichnet sich durch eine gewollte Verbindung aus spielerisch-kreativer Ästhetik und politischer Botschaft aus. Der zu einem Blumenkasten umfunktionierte Müllsack wird durch eine schwarzrote Fahne ergänzt, deren Farbgebung symbolisch an die Arbeiterbewegung und anarchistische Ideale angelehnt ist (vgl. Abbildung 30). Hedonistische und politische Motive werden so miteinander über eine improvisierte Ästhetik in Verbindung gebracht. In der postindustriellen, konsumorientierten Stadtentwicklung haben sich mit Street Art und Urban Gardening ästhetisierte Protestformen entwickelt, deren „gemeinsamer Nenner [...] die antikonsumistische und spielerische Geste“ (Völker 2009: 19) ist. Da solche Botschaften ihr Publikum auf eine spielerisch-kreative Weise ansprechen und dabei leicht zu entschlüsseln sind, genießen sie in der Bevölkerung eine hohe Akzeptanz (vgl. Hoppe 2009: 100). Im postfordistischen Zeitalter „muss eine Sache nicht nur funktionieren, sie muss auch

schön sein, Spaß machen, einen ‚Kick‘ bereithalten. Das gilt auch [und gerade] für die Stadt, deren Erlebnispotenzial [...] geradezu neu entdeckt wird“ (Hassenpflug 2010: 141). Gemäß dieser Prämisse verbietet es sich nahezu, für ein Hochbeet neue Materialien oder gar einen gekauften Blumenkasten zu verwenden. Die Stadt wird zum Ort des kreativen Spielens; des ludischen Vergnügens (Stevens 2007).

Die politischen Botschaften auf den Pionierfeldern zur Planung des Tempelhofer Feldes zeichnen sich demnach durch die Verbindung (meist) sprachlicher Informationen bzw. Forderungen und ästhetischer Inwertsetzung der Botschaften aus. Ein weiteres Beispiel hierfür ist ein Hochbeet im Gemeinschaftsgarten des Allmende-Kontor, auf dem die Botschaft „Grow Gardens not rents“ zu lesen ist (vgl. Abbildung 32).

Abbildung 32: Hochbeet im Gemeinschaftsgarten des Allmende-Kontors



Quelle: Facebook-Gruppe Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor, hinzugefügt am 16. Dezember 2013³⁹

Der Schriftzug ist auf dem provisorisch zusammengezimmernten Hochbeet mit Farbe und Pinsel aufgemalt worden und verweist mit dem Wortspiel auf

³⁹ <https://www.facebook.com/226494657419269/photos/a.226514977417237.52408.226494657419269/579876528747745/?type=3&theater>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

die Standortkonkurrenz zwischen der gegenwärtigen gärtnerischen Nutzung des Areals und der geplanten Wohnbebauung. Die Formulierung ‚grow rents‘ spielt auf die ökonomischen Verwertungsinteressen von Investoren an und ordnet diese den gärtnerischen Nutzungen moralisch unter. Durch diese Formulierungsweise verweist die Botschaft allein auf die (angenommenen) ökonomischen Motive der Bebauung und blendet die sozialpolitische Debatte um Wohnraummangel in der Berliner Innenstadt aus.

Die Wahl der englischen Sprache stellt die lokale Forderung darüber hinaus in einen globalen Kontext und gibt dem Protest ein kosmopolitanes Flair. Die politische Forderung wird nicht großformatig auf dem Feld inszeniert, sondern realisiert sich in einer spielerischen Weise, die ihren Reiz erst auf den zweiten Blick entfaltet. Die räumliche Positionierung kurz oberhalb des Bodens erfordert es, den Blick nach unten zu richten, um die Botschaft überhaupt lesen zu können. Es gilt, den kleinteiligen, versteckten Protest erst zu entdecken. Um das hier dargestellte Foto aus dieser Kameraperspektive machen zu können, muss die auf dem Feld anwesende Person in die Knie gehen. Damit richtet sich die politische Botschaft an den Entdeckergeist und Spieltrieb des Publikums.

Die Politisierung der Atmosphären findet sich auf dem Tempelhofer Feld zudem bei der Namensgebung der Projekte wieder. „The naming of places, or their renaming, as the case may be, is one of the key aspects of place creation. [...] ‘The proper name and the geographical feature so merge in the consciousness of the people who know both that to change the name is to change, however subtly and inexplicitly, the feature itself’ (Tuan 1991: 688, zitiert in Sullivan 2011: 66). Die Namensgebung der Projekte wird zu einem Teil des politischen Deutungskampfes um die räumliche Identität des Areals, wie eine Pionierin beschreibt.

Und dann haben einige aus unserer Gruppe diese [Pionier]Ausschreibung gefunden und das der Gruppe spontan vorgeschlagen, dass wir uns doch einfach bewerben. [...] Und ich denke, das ist sehr gut aufgegangen, diesen Allmende-begriff in der Berliner Stadtentwicklungsfentlichkeit zu platzieren. Weil natürlich alle fragen, was heißt denn das eigentlich. Und, ja ich denke, das ist also wirklich ziemlich super gelungen. Ein Thema, nämlich die Allmende und damit ja auch ein anderes Verständnis von Wirtschaften sehr, SEHR präsent zu platzieren. [...] Ja, das finde ich ziemlich toll, dass wir da so schön ein Thema besetzt haben. (Interview Tanja Kolpert, P(O), 06.01.2012)

Tanja Kolpert macht hier deutlich, wie die Nutzung des kommunitaristischen Begriffs Allmende ihrem gärtnerischen Handeln auf dem Tempelhofer Feld einen politischen Anspruch verleiht. Es handelt sich bei dem Gemeinschaftsgarten aus ihrer Sicht nicht allein um ein Gartenprojekt, sondern um einen stadtpolitischen Beitrag. Das politische Anliegen wird in den Raum hineingetragen, indem der Name als Teil der materiellen Aufführungen vor Ort gut einsehbar an zentraler Stelle des Gemeinschaftsgartens angebracht wurde

(vgl. Abbildung 33). Es kommt somit zu einem Wechselspiel der stofflich-materiellen und der signifikativ-symbolischen Ebene. Die Pioniere nutzen sowohl stofflich-ästhetische wie sprachlich-symbolische Gestaltungsstrategien, um die Objektseite der Atmosphären auf dem Tempelhofer Feld so zu manipulieren, dass ihr Bebauungsprotest sichtbar und damit erlebbar wird.

Als einzige gestalterisch tätigen Akteure auf dem Feld haben sie exklusiven Zugang zur Herstellung politisierter Bühnenbilder, mit denen sie das Erleben und die Stimmungen anwesender Personen auf dem Feld zu lenken versuchen. Auf den Pionierfeldern wird die Objektseite von Atmosphären demnach um die symbolisch-signifikative Dimension der Schrift ergänzt. Die Schrift der Infotafel, des Hochbeets und des Projektnamens haben als *visualisierte Sprache* durch ihre Zeichenhaftigkeit einen wichtigen Anteil daran, die politischen Botschaften des Bebauungsprotests in den öffentlichen Raum des Tempelhofer Feldes zu tragen. Damit verbindet sich in der Schriftsprache die Dimension der atmosphärisch-ästhetischen Rezeption mit der Dimension der Sprachbedeutung.

Abbildung 33: Sprachliche Zeichenhaftigkeit auf dem Pionierprojekt Allmende-Kontor



Quelle: eigene Aufnahme, 6. Juni 2015

In Bezug auf den Inhalt von Sprache sind die Phänomenologie und der Leibbegriff jedoch keine sonderlich hilfreichen Verbündeten. So spielt die Sprache in Schmitz' umfassender Einführung in den Leibbegriff nur eine marginale Rolle (vgl. Schmitz 2011: 79). Bei Merleau-Ponty (vgl. 1966: 207-235) wird die Verbindung zwischen Leib und Sprache expliziter thematisiert. Allerdings fokussiert er sich in seinen Ausführungen weniger auf sprachliche Inhalte, sondern stellt dar, wie Sprache in die Welt kommt. Für ihn

[setzt] die Sprache [...] nicht das Denken voraus, sondern vollbringt es. [...] So ist für den Sprechenden das Wort nicht bloße Übersetzung schon fertiger Gedanken, sondern das, was den Gedanken erst wahrhaft vollbringt. [...] Ein Redner denkt nicht, ehe er spricht, ja nicht einmal, während er spricht; sein Sprechen ist vielmehr selbst sein Denken. (ebd.: 210-213)

Ebenso wie der prädimensionale, leibliche Raum Grundlage des physischen Raums ist, so ist die leibliche Kommunikation im phänomenologischen Theoriegebäude Ursprung und Ausgangspunkt alles Sprachlichen und Symbolischen. Sprache und das Denken sind der Welt nicht übergeordnet, sondern entspringen ihr (ebd.: 12). Mit dieser, auf der Mikroebene des Erlebens basierenden Theorie verschließt sich die Phänomenologie nicht der gesellschaftlichen Ebene, sondern argumentiert vielmehr, dass alles Gesellschaftliche dem Situativen entspringt.

Ist Geschichte letztlich ideologisch, politisch, religiös oder ökonomisch zu verstehen? [...] Es gilt auf all diese Weisen zugleich zu verstehen, alles hat Sinn, in jeglicher Hinsicht finden wir grundlegend ein und dieselbe Seinsstruktur. Alle Weisen des Sehens sind wahr, wenn man sie nur nicht isoliert, vielmehr stets der Geschichte auf ihren Grund und zurück auf einen Kern existentieller Bedeutung geht, der in jeder der Perspektiven sich auslegen muß. (ebd.: 16)

Grundsätzlich ist die Überwindung der (vermeintlichen) erkenntnistheoretischen Bruchstelle zwischen Leib und Gesellschaft, zwischen Erleben und Sprache innerhalb und mit der Phänomenologie möglich. Die Komplexität des menschlichen Lebens in seiner sinnlichen wie sinnhaften Struktur kann so prinzipiell gefasst werden. Allerdings bleibt weitgehend offen, *wie* sich die Verbindung aus sprachlichen Bedeutungen und leiblicher Kommunikation praktisch vollzieht.

Was die Phänomenologie in Bezug auf Schriftsprache jedoch in den Vordergrund rückt, ist die ästhetische Rezeption ihrer Visualität und Zeichenhaftigkeit. Die semiotische Aufladung des öffentlichen Raums durch Zeichen und Symbole (Venturi et al. 2000) wird maßgeblich durch ästhetische Belange informiert. Nicht nur der sprachliche Inhalt des Zeichens spielt eine Rolle – wie der Begriff Allmende oder die Forderung „grow gardens, not rents“ – sondern auch die materielle Darbietungsweise der sprachlichen Botschaft. Für die atmosphärischen Empfindungen auf den Pionierfeldern ist es von Bedeutung, dass der Projektname Allmende-Kontor als Installation aus Holzlatten an einer Bretterwand angeschraubt ist und dass die politische Forderung, die Gärten zu erhalten, mit Pinsel und Farbe an ein Hochbeet gemalt wurde. Diese *political art of atmospheres* macht es sich zunutze, dass die Ästhetik des Improvisierten und Spielerischen in der gegenwärtigen post-modernen Gesellschaft hohe Wertschätzung erfährt. Die von den Pionieren

bewusst hergestellte Verbindung aus politischer Öffentlichkeitsarbeit und einer distinkten Ästhetik gibt somit auch Auskunft über den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zeitgeist (vgl. Kapitel 8.1).

Die Verbindung sinnlich-leiblicher Gestaltung und symbolisch-sinnhafter Deutung verweist auf die stets präsente kulturelle Kontextualität von Atmosphären: „Atmospheres are [...] always already connected to a specific cultural sensitivity and attentiveness on the part of the carriers of practices, a specific sensitivity for perceptions, impressions and affections” (Reckwitz 2012: 255). Diese „Verwobenheit von leiblichem Spüren und gesellschaftlicher Verortung der Subjekte in Situationen“ (Hasse 2002a: 100) zeigt auf, dass die ästhetische Gestaltung politischer Botschaften nicht nur zu vernachlässigende Fassade ist, sondern dass die materielle Inszenierung des Politischen auf den Pionierfeldern substantiell in die leiblich-emotionale Wirksamkeit einfließt. Denn in „gelebten Räumen [...] überlagern sich die physischen Artefakte, die kulturellen Symbole und das situative Befinden anwesender Menschen“ (ebd.: 68).

Im Planungskonflikt um das Tempelhofer Feld beschränkt sich die Herstellung von Atmosphären aber nicht nur auf den physisch-materiellen Raum. Sie findet auch auf repräsentationaler Ebene in Bild und Sprache statt. Denn in einer medial vermittelten Demokratie besteht die *political art of atmospheres* auch darin, die Art und Weise, wie Atmosphären gezeigt und öffentlich thematisiert werden, zu beeinflussen. In Analogie zum Begriff des *staging atmospheres* kann hier von einem *sharing atmospheres* – im Sinne eines sprachlich-performativen Akts der Erzeugung und Verbreitung von Atmosphären – gesprochen werden. Mithilfe von sprachlichen und visuellen Repräsentationen des atmosphärischen Erlebens auf dem Tempelhofer Feld wird es möglich, die eigentlich an die körperlich-leibliche Anwesenheit gebundene Atmosphärenwahrnehmung zeitlich und räumlich zu entkoppeln und so ein größeres Publikum anzusprechen. Die Medialisierung der Gesellschaft erhöht damit die Reichweite des situativen Erlebens vor Ort. Damit erschöpft sich die Lebensdauer des atmosphärischen Erlebens nicht mehr im flüchtigen Moment, sondern wird durch die Verlagerung in den medialen Raum entscheidend verlängert. Städtischer Raum und medial-diskursiver Raum stehen in einem Wechselverhältnis miteinander. Das Tun vor Ort verbindet sich mit dem medialen Zeichenraum. Unter den Bedingungen der Mediengesellschaft entsteht so eine Bühne zweiter Ordnung; es kommt zu einer „Dopplung von Netzraum und Stadtraum“ (Völker 2009: 19). Dass die sprachliche und visuelle Repräsentationsfähigkeit von Atmosphären kein grundsätzliches epistemologisches Hindernis darstellt, führt Böhme (2013: 3) aus:

Although [atmospheres] are always perceived only in subjective experience [...] it is possible to communicate about them intersubjectively. We can discuss with one another what kind of atmosphere prevails in a room. This teaches us that there is an intersubjectivity which is not grounded in an identical object. We are accustomed, through the predominant scientific mode of thinking, to assume that intersubjectivity is grounded in objectivity [...]. Contrary to this, however, the quasi-objectivity of atmospheres is demonstrated by the fact that we can communicate about them in language.

Der repräsentationale Zugang zu Atmosphären widerspricht demnach nicht den phänomenologischen Prämissen des Begriffs, sondern weist darauf hin, dass Atmosphären auch in sozialer und gesellschaftlicher Hinsicht Relevanz besitzen. Allerdings wirken Repräsentationen von Atmosphären notwendigerweise anders als das Erleben vor Ort. Repräsentationen sind kein identischer, sondern nur ein verwandter Ausdruck des leiblichen Spürens: „ein Text kann die Erfahrung von Atmosphären nicht vermitteln, er kann nur an ihr anknüpfen“ (Böhme 1998: 33). Demnach haben Bilder von und das Reden über Atmosphären einen eigenen sinnlichen Gehalt, der auf die subjektive Disposition für die atmosphärische Macht einwirken kann (vgl. Hasse 2015a: 46). Eine Gleichsetzung beider Perspektiven ist gleichwohl nicht möglich. Es kommt im Sprechen und Zeigen von Atmosphären notwendigerweise zu Verlusten, Verzerrungen oder auch Hinzufügungen. Diese müssen in der Untersuchung der gesellschaftlichen Relevanz von Atmosphären in Kauf genommen werden.

Der folgende Redeausschnitt aus einer öffentlichen Standortkonferenz zum Tempelhofer Feld im März 2013 zeigt die Strategie des *sharing atmospheres* exemplarisch auf:

Guten Abend, ich bin Florian Berger, ich spreche für die Bürgerinitiative 100% Tempelhofer Feld. Bis vor einer Stunde wollte ich die Rede eigentlich anders anfangen. Ich bin mit dem Fahrrad über das Feld hierher gefahren und ich wollte Ihnen einfach nur nochmal ganz kurz aus tiefstem Herzen erzählen, wie es mich gefreut hat mit dem Fahrrad übers Feld zu fahren. Da seit ein paar Tagen wieder die Sonne scheint, war ich seit langer Zeit wieder auf dem Feld und habe gemerkt, es war zu lange, dass ich nicht auf dem Feld war. Wie schön es war, gegen die Sonne aus Neukölln nach Westen über den Runway zu fahren, hierher, und die Wiese zu riechen! Das wollte ich Ihnen einfach nur kurz spontan mal mitteilen. Wann waren Sie das letzte Mal auf dem Feld? Haben Sie die Erfahrung auch schon gemacht? Ich denke ja. (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin et al. 2013: 33)

Die Rede des Bebauungsgegners beginnt mit einer Schilderung seiner subjektiven Erlebnisse auf dem Feld kurz bevor er diese Rede hält. Er schildert seine Wahrnehmungen auf dem Feld: die ihm ins Gesicht scheinende Sonne

des Sonnenuntergangs,⁴⁰ die schöne Fahrt auf den Landebahnen und der Geruch der Wiese, den er dabei wahrgenommen hat. Er beschreibt, was Bille et al. (2015: 31) „the sensuous and emotional feel of a place“ nennen. Indem er sein leibliches Empfinden an den Anfang seines etwa fünfminütigen politischen Plädoyers zur Freihaltung des Tempelhofer Feldes stellt, will er bei den Zuhörer*innen eine ähnlich freudige Reaktion wie seine eigene hervorrufen.

Durch diese Art der Ansprache versucht Berger, das atmosphärische Gedächtnis des Publikums zu aktivieren. „Insofern ist [eine sinnliche Sprachverwendung] in der Lage, mit und in der Sprache selbst das zu erzeugen, wovon sie redet, nämlich die Atmosphäre [selbst]“ (Böhme 1998: 33). Denn das subjektive Spüren von Atmosphären ist trotz seines flüchtigen und transitorischen Charakters nicht auf den augenblicklichen Moment beschränkt. Vielmehr sedimentiert sich die Bedeutsamkeit früherer Erfahrungen im menschlichen Subjekt und lebt in reaktivierbaren Emotionen fort. Dieses Erinnern führt zu einer erneuten Vergegenwärtigung des Vergangenen (vgl. Merleau-Ponty 1966: 42). Durch die Schilderung seiner Fahrradfahrt über das Feld, will der Vertreter der Bürgerinitiative bei den Zuhörer*innen die Präsenz des Ortes und insbesondere die damit verbundenen Gefühle reaktivieren; in den Worten Caseys (2001: 688): „the presence of a place remains lodged in our body“.

Ziel dieser rhetorischen Strategie ist es, einen positiven emotionalen Konsens zum Tempelhofer Feld zu etablieren, um darauf aufbauend für den politischen Protest gegen die geplante Randbebauung zu motivieren. „Emotion is strategically deployed and fostered by organisers [of protests] to engender sufficient commitment amongst activist collectives [...]. This can occur through [...] creating particular emotional moods during protests and other activist ‘work’. [...] emotions may serve as triggers for activism“ (Brown/Pickerill 2009: 26). Durch die Betonung positiver Gefühle, die beim Erleben des Feldes entstehen, werden diese für die politische Aktivierung instrumentalisiert (Kearns/Collins 2012).

Auch in den Wahlplakaten der Bürgerinitiative zum Volksentscheid wird auf die positiv konnotierten, sinnlichen Wahrnehmungen – und damit indirekt auf das synästhetische leibliche Spüren – Bezug genommen. Sehen, Lauschen und Riechen (vgl. Abbildungen 34-36) werden zu Argumenten im politischen Diskurs. Mit dieser politischen Strategie versuchen die Bebauungsgegner*innen, die positiven Emotionen gegenüber dem Tempelhofer Feld als objektive Tatsache und als Standortfaktor darzustellen, der durch die Bebauung bedroht wird und daher durch den Volksentscheid bewahrt werden muss. Die Atmosphären des Feldes werden mittels dieser Strategie vollständig der Objektseite zugeschrieben. Es sind keine privaten Meinungen, die für

⁴⁰ Die Rede ist ein weiterer Beleg für die vorherrschende Blickrichtung der Bebauungsgegner*innen von Ost nach West (vgl. Kapitel 6.2).

den Erhalt des Feldes sprechen sondern die ansprechende Landschaft und die sinnlich wahrnehmbaren Ortsqualitäten. Damit macht sich die Bürgerinitiative die Tatsache zunutze, dass „atmosphärische Eindrücke [für das Subjekt] von der Qualität der Umwelt auszugehen [scheinen]“ (Lippuner 2014: 48).

Abbildung 34: Wahlplakat „Weite sehen“ zum Volksentscheid der Bürgerinitiative „100% Tempelhofer Feld“

Abbildung 35: Wahlplakat „Vögeln lauschen“ zum Volksentscheid der Bürgerinitiative „100% Tempelhofer Feld“

Abbildung 36: Wahlplakat „Wiese riechen“ zum Volksentscheid der Bürgerinitiative „100% Tempelhofer Feld“



Quelle Abbildung 34-36: <http://www.thf100.de/materialien-download.html>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

Das Sehen der Wahlplakate und das Hören der politischen Rede können demnach dazu führen, Atmosphären (wieder) herzustellen und unser leibliches Empfinden zu (re)aktivieren. „Phänomenologisch-leiblich betrachtet ist [damit] das Ereignis des Sehens [bzw. Hörens] entscheidend und die Frage nach dem, was sich zwischen Bild [bzw. Sprache] und betrachtender [bzw. zuhörender] Person aufspannt“ (Manz 2015: 137).

Gleichzeitig vollzieht sich durch die Übertragung von Atmosphären in den medialen Raum eine verstärkte Fokussierung auf (audio)visuelle Wahrnehmung und damit einhergehend eine Ästhetisierung von Atmosphären. Paradigmatisch zeigt sich dies in dem auf Youtube veröffentlichten Video „Rettet das Tempelhofer Feld“, das drei Wochen vor dem Volksentscheid im Mai 2014 auf der Plattform eingestellt und dort ca. 20.000 Mal bis zum Volksentscheid aufgerufen wurde.⁴¹ Das professionell gestaltete Video verdichtet das atmosphärische Erleben auf dem Tempelhofer Feld in ästhetisierter

⁴¹ <https://www.youtube.com/watch?v=ucXLIf4QJeQ>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

Form und verfeinert damit das Leitnarrativ der schützenswerten Atmosphären. Die politisch motivierte Herstellung von Atmosphären findet im Netzraum eine eigene, für die öffentliche Verbreitung unschätzbare Bühne, die mittels spezifischer Inszenierungsstrategien bespielt werden kann. Eine Feinanalyse des Videos – der dargestellten Bilder, getroffenen Aussagen und Nachbearbeitung des Videos – zeigt auf, wie die Atmosphären des Tempelhofer Feldes medial in Wert gesetzt werden. Das knapp sechsminütige Video gliedert sich in drei ‚Strophen‘, die jeweils durch ein Zwischenspiel voneinander getrennt sind. Diese Strophen bestehen jeweils aus der Stellungnahme eines Gemeinschaftsgärtners (Strophe 1), einer Mutter mit Kind (Strophe 2) und eines Joggers (Strophe 3). Diese Personen beschreiben ihr Erleben und ihre Empfindungen auf dem Feld (vgl. Transkription in Kasten 1).

Kasten 1: Videoanalyse „Rettet das Tempelhofer Feld“

Strophe 1: Gemeinschaftsgärtner



Das Feld bietet einfach unglaublich viele wunderschöne Möglichkeiten für ganz viele Dinge, die man hier machen kann. [...] Hier findest Du immer einen Ort, wo Du völlig für Dich sein kannst und diese Weite und Freiheit genießen kannst. Das wird auch wahnsinnig angenommen. Ich glaube, jeder, der schon mal hier war, hat auch irgendwie so ein bisschen gefühlt, dass es was Besonderes ist. [...] Die Weite, der Himmel und alles was dazu gehört. So wie es jetzt ist, ist es für die ganze Gemeinschaft da. Ich finde es immer so seltsam, dass den Leuten, die gegen die Bebauung vom Feld sind, vorgeworfen wird, sie seien egoistisch. Was ist eigentlich dran egoistisch, wenn man etwas für die Gemeinschaft erhalten will?

Strophe 2: Mutter und Kind



Ja, man sieht es ja schon so ein bisschen hier. Kann sich einfach hinlegen und in den Himmel gucken und man sieht irgendwie nichts um sich als nur Grünes. Wenn ich hierher fahre, habe ich immer das Gefühl ans Meer zu fahren und genieße diesen Wind unwahrscheinlich, der mich so durchpustet, dass ich irgendwie (...) ja wenn ich nach Hause komme, das Gefühl habe, im Kurzurlaub gewesen zu sein. [...] Also ich bin total dankbar, dass ich hier um die Ecke wohnen darf und das so nutzen und genießen darf.

Strophe 3: Jogger



Ich komme hier mehrmals die Woche zum Laufen her. Und jedes Mal, wenn ich auf das Feld komme, überkommt mich ein Gefühl der Freiheit. [...] Besonders schön ist es hier morgens zu sein, wenn noch nicht so viel los ist. Wenn ich die Leute sehe, die zur Arbeit fahren. Aber auch abends ist es schön, wenn die Sonne über dem Terminal untergeht, über dem ehemaligen Flughafenterminal und die Leute hier sitzen und den Sonnenuntergang anschauen. Und besonders, wenn man mitten im Feld ist und man die Vögel hört, fühlt man sich gar nicht wie in einer Stadt.

Bildstrecke: visuelle Impressionen vom Tempelhofer Feld in den Zwischenspielen



Die Aussagen der drei dargestellten Personen stimmen inhaltlich weitgehend überein. Sie beschreiben zunächst ihre sinnlichen Wahrnehmungen auf dem Tempelhofer Feld und leiten daraus positive Bewertungen des Erlebens ab. Dabei rekurren sie – in Analogie zu den dargestellten Ergebnissen aus Kapitel 5.1 – auf landschaftliche Phänomene wie den Himmel, das Meer, den Wind, den Sonnenuntergang und die Weite des Feldes. Die ästhetische Dimension der beschriebenen Landschaften (‘Ich habe immer das Gefühl ans Meer zu fahren’) stehen stellvertretend für die spürbaren Atmosphären, die sich einer sprachlichen Beschreibung weitgehend entziehen (vgl. Griffero 2014: 62). Zudem findet sich in der Verortung des Videos und der drei dargestellten Personen abermals die vornehmliche Blickrichtung der Bebauungsgegner*innen von Ost nach West wieder: in der 1. Strophe ist im Hintergrund die Häuserzeile der Oderstraße zu erkennen und der Jogger spricht davon, wie schön es abends ist, „wenn die Sonne über dem Terminal untergeht und die Leute *hier* sitzen und den Sonnenuntergang anschauen“. Das positionierende Hier in der Aussage zeigt an, dass sich der Jogger in dem beschriebenen Moment des Sonnenuntergangs auf dem östlichen Teil des Feldes befindet.

Die Repräsentationen des atmosphärischen Erlebens werden zusätzlich durch eine distinkte ästhetisierende Choreographie in ihrer Wirkung zugespitzt. Bildsprache, Bildschnitt und musikalische Untermalung des Videos wirken an einer Inszenierung von Atmosphären mit, die weitgehend den Werbestrategien des *emotional branding* (Gobé 2009) entsprechen und in

der Stadtentwicklung unter dem Schlagwort des *place branding* Einzug gehalten hat (Eshuis et al. 2014; Griffiths 1998). Das Video ist mit einer durchgehenden, von harmonischen Gitarren- und Klavierakkorden geprägten Melodie unterlegt. In den Zwischenspielen zwischen den einzelnen Sprechpassagen werden in dichter, weicher Schnittfolge eine Vielzahl verschiedener visuell ansprechender Szenen auf dem Tempelhofer Feld dargestellt (vgl. Bildstrecke in Kasten 1). Das inszenatorische Ziel des Videos ist es, über eine ästhetisierte Repräsentation des leiblichen Erlebens eine positive Verbundenheit mit dem Feld in seiner jetzigen Form hervorzurufen, ebenso wie Werbung eine emotionale Verbundenheit zu einem bestimmten Produkt erzielen möchte. Planungspolitischer Protest soll sich gut anfühlen.

Die hier vorgestellten empirischen Beispiele der politischen Rede, der Wahlplakate und des Kampagnenvideos zeigen, wie Atmosphären nicht allein situativ in der subjektiven Welterfahrung zum Tragen kommen, sondern wie das atmosphärische Erleben über sprachliche, fotografische und videografische Repräsentationen einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Atmosphärische Repräsentationen werden zu einem integralen Bestandteil des Planungskonflikts. Dabei stehen Repräsentationen des harmonischen, friedlichen und lustvollen Genusses im Mittelpunkt. Die Politisierung der Atmosphären wird – in Anlehnung an die Bildtheorie Husserls – nicht durch das dargestellte Bildobjekt erreicht, sondern durch die Kontextualisierung des (digitalen) Bildträgers als Wahlplakat oder Kampagnen-Video (vgl. Dirksmeier 2007: 3). Die im medialen Raum repräsentierten Atmosphären sind demnach auf den ersten Blick unpolitisch: von spielenden Kindern über Spaziergänger*innen und Fahrradfahrer*innen bis zu verweilenden Menschengruppen stehen vor allem kontemplative Aktivitäten im Mittelpunkt der Darstellungen. Erst die Rahmung politisiert das Handeln vor Ort. Die Politisierung der Atmosphären findet also im medialen Raum auf der Ebene des medialen Bildträgers und nicht im Bildobjekt statt.

Wie dieses Kapitel bis hierher gezeigt hat, können zwei Formen der Instrumentalisierung von Atmosphären durch die Bebauungsgegner*innen unterschieden werden: zum einen werden auf den Pionierfeldern (oftmals sprachliche) politische Symbole platziert, wodurch der öffentliche Raum symbolisch wie ästhetisch kodifiziert wird. Zum anderen werden die Atmosphären in Form verbaler, fotografischer und videografischer Repräsentationen in den medialen Raum übertragen und können so über das Tempelhofer Feld hinaus verbreitet werden. Es stellt sich nun die Frage, wie effektiv diese Strategien in der politischen Auseinandersetzung sind. Denn grundsätzlich zeichnen sich Atmosphären – aufgrund ihrer Verankerung in der Subjektivität – gerade nicht durch Objektivität, sondern durch interpretative Offenheit aus. „[A]ffektive Dispositionen erzeugen Betroffenheiten oder schirmen sie ab. Ebenso öffnen oder verschließen kognitive (zum Beispiel

ideologische) Deutungsmuster Atmosphären in ihrem emotionalen Erleben“ (Hasse 2012: 26).

Kritisch formuliert wird hier eine Beliebigkeit in der Atmosphärenwahrnehmung evident, die dazu führt, dass zwar nicht ihre grundsätzliche Existenz, sehr wohl aber die Art ihrer Ausprägung stets Gegenstand von Widerspruch und Disput ist: „The uncertainty about what a place feels like and when it does so, and to whom, [...] opens up for ambivalence, contestation, or lack of compliance“ (Bille et al. 2015: 35). In der politischen Debatte kann basierend auf dieser Unsicherheit über das jeweilige Ortsgefühl ein atmosphärisches Argument prinzipiell leicht entkräftet werden. Denn der flüchtige, situative und subjektive Charakter von Atmosphären erlaubt es nicht, eine atmosphärische Empfindung gegenüber einer anderen als weniger richtig oder wahr zu betrachten. Ein und dasselbe physische Setting kann sowohl anziehend als auch abstoßend bewertet werden. Ob ein Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld aus recycelten Materialien als „olle Holzreste, die da nicht hingehören“ (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013) interpretiert wird oder als „curious patchwork [whose] uneven silhouette [...] beckons you“ (Gray-Ward 2015: o.S.): Atmosphären können aus konzeptioneller Sicht nicht richtig oder falsch sein, sondern nur wirksam gemäß subjektiver Dispositionen. Sie sind wirkungsvolle Verstärker subjektiver Bewertungen.

Vor diesem Hintergrund sind sich die Protestierenden bewusst, dass die Bezugnahme auf die positiven Emotionen des Erlebens als ein protektionistischer Anspruch gerahmt werden kann, der leicht zu entkräften wäre. Der Gemeinschaftsgärtner im oben analysierten Kampagnen-Video „Rettet das Tempelhofer Feld“ nimmt darauf proaktiv Bezug:

So wie [das Feld] jetzt ist, ist es für die ganze Gemeinschaft da. Ich finde es immer so seltsam, dass den Leuten, die gegen die Bebauung vom Feld sind, vorgeworfen wird, sie seien egoistisch. Was ist eigentlich dran egoistisch, wenn man etwas für die Gemeinschaft erhalten will? (Gemeinschaftsgärtner, Video „Rettet das Tempelhofer Feld“)

Der Gemeinschaftsgärtner versucht hier, den Vorwurf eigennütziger Motive des Bebauungsprotests zu entkräften. Denn bei Planungskonflikten finden sich regelmäßig – unabhängig von atmosphärischen Einflüssen – Argumente von Planungsgegner*innen, wonach wichtig erachtete Planungsprojekte – wie Wohnungsneubau in Berlin – zwar grundsätzlich begrüßt, aber im eigenen unmittelbaren Wohnumfeld abgelehnt werden. Diese ablehnenden Haltungen können atmosphärisch bedingt sein; sie können aber ebenso aus anderen Gründen wie der Sorge vor zusätzlichen Umweltbelastungen, ökonomische Sorgen um (sinkende oder steigende) Grundstücks- und Mietpreise oder Sorgen vor sozialen Änderungen in der Bevölkerungszusammensetzung

durch Zuzug bedingt sein. Planungsproteste werden im Planungsdiskurs daher regelmäßig unter dem Akronym NIMBY (Not In My BackYard) subsumiert. Einerseits wird damit auf die Allgemeinwohlorientierung von Planung gegenüber möglichen Partikularinteressen von lokalen Anwohner*innen verwiesen, andererseits kann mit dem NIMBY-Begriff aber auch möglicherweise inhaltlich begründete Kritik apriori als ungerechtfertigt und protektionistisch diskreditiert werden: „[T]he labeling of protestors as NIMBYs precludes a sensitive understanding of their grievances and therefore prejudices their representation in planning and politics” (Hubbard 2009: 447). Der NIMBY-Begriff schafft somit eine generelle Skepsis gegenüber lokalen und zivilgesellschaftlichen Positionen, wie die folgende Interviewpassage mit der Planerin Linda Krell verdeutlicht.

Linda Krell: Ich selber (...) ich wohne dort und bin insofern ein wenig befangen und habe bestimmte Vorstellungen und halte mich da zurück. Insofern kommuniziere ich hier immer nur, was wir (...) ((lacht))

I.: Was meinen Sie mit befangen?

Linda Krell: Ja, ich wohne da. Ich wohne da direkt in Kreuzberg. Und daher habe ich eine ganz spezielle Haltung zu dem Feld. Und das ist möglicherweise nicht ganz konform ((lacht)) mit dem, was jetzt (...) also ich (...) Ich denke der Stadt tut es richtig gut, wenn man sich da nochmal Zeit lässt. Gleichwohl natürlich müssen eben erschlossene Flächen auch bebaut werden. Und das kann man sich nicht leisten, dazulassen. Aber ich finde, das ist eine Qualität, die wirklich so (...) also die wirklich so einzigartig ist. Und eben nicht vervielfältigbar, wie alle anderen Standorte. (Interview Linda Krell, SenStadt, 20.02.2013)

Die Passage zeigt eindrücklich, dass subjektive Wertschätzungen, die auf persönlichen Erlebnissen und Empfindungen beruhen, planerisch keine Legitimität genießen. Obwohl Linda Krell die Bebauungspläne persönlich ablehnt, verteidigt sie die Senatspläne und versucht (vergeblich) sich selbst gegenüber, ihre eigene leiblich gewonnene Überzeugung argumentativ zu widerlegen. Sie interpretiert ihre persönliche Verbundenheit mit dem Feld als Befangenheit, die ihr sichtlich unangenehm ist. Sie macht zahlreiche Pausen, beendet ihre Sätze nicht und lacht aus Verlegenheit.⁴² Dabei dient „die Ausgrenzung ästhetischer Selbst- und Weltbeziehungen [...] einer Immunisierung gesellschaftlicher Institutionen der Macht gegenüber dem Verdacht, auch im rationalen Handeln menschlichen Seins könnten die ‚schwachen‘ Seiten des Leibes und der Affekte am Werke sein“ (Hasse 2012: 179). Die leiblich-emotionale Verbundenheit Linda Krells mit dem Tempelhofer Feld und ihr Umgang damit zeigen exemplarisch, wie eine vermeintliche NIMBY-Haltung planerisch diskreditiert wird.

⁴² Diese Reaktionen werden durch die Anwesenheit ihres Kollegen Holger Weber beim Interview vermutlich verstärkt.

Wenn sich die Bebauungsgegner*innen also auf die Attraktivität des gegenwärtigen Zustands des Tempelhofer Feldes und damit auf die Erlebnispotentiale der Atmosphären der Weite und Urbanität beziehen, sind sie der Gefahr ausgesetzt, als eigennützig dargestellt zu werden. Die Instrumentalisierung von Atmosphären ist in der politischen Auseinandersetzung demnach nur begrenzt sinnvoll. Aus diesem Grund werden Raumgefühle bewusst *nicht* als zentrales Argumentationsmittel in der öffentlichen Debatte verwendet, sondern eher randständig thematisiert. Stattdessen werden sachlich-rationale Argumente als Gegenstrategie gegen den NIMBY-Vorwurf angeführt: „Given most planning systems concern themselves solely with issues of environmental and residential amenity [...] NIMBY protestors are thus forced to shift the basis of conflict from questions of social or moral geography into the (apparently) asocial realms of environmental impact assessment” (Hubbard 2009: 446). Der eingebrachte Gesetzesentwurf der Bürgerinitiative zeigt diesen Argumentationswandel eindrücklich auf. So heißt es in Paragraph 1 zum Ziel des Gesetzes:

Das Tempelhofer Feld in seiner Gesamtheit ist wegen:

1. Seiner Leistungs- und Funktionsfähigkeit im Naturhaushalt,
2. Der Eigenart und Schönheit seiner Landschaft,
3. Seines Nutzens für die Erholung,
4. Seiner kulturhistorischen Bedeutung und als Ort der Berliner Geschichte, der Flugfahrt und des Gedenkens der Opfer des Nationalsozialismus

von einmaligem Wert. Es hat diesen Wert unabhängig von öffentlichen oder privaten Investitionen. (Senatsverwaltung für Justiz und Verbraucherschutz 2014: 190)

Die Gestaltung des Gesetzestextes belegt die Versachlichung der Argumente. Aus diesem Grund steht die ökologische Funktion des Tempelhofer Feldes an erster Stelle der Begründungen. Indem das Gesetz auf die Funktion des Areals für den innerstädtischen Luftaustausch verweist und so Bezüge zur öffentlichen Gesundheit herstellt (ebd.), wählt die Bürgerinitiative die von Hubbard (2009) skizzierte charakteristische Strategie in Planungsprotesten (Kearns/Collins 2012). Zwar finden sich in dem Gesetzestext auch sprachliche Annäherungen an die leiblich-emotionale Wahrnehmung des Feldes. So heißt es in Paragraph 3, dass sich die „Schönheit der Landschaft des Tempelhofer Feldes aus der Weite und Offenheit der Sichtbeziehungen“ generiert und dies eine „sinnliche Wahrnehmung der Landschaft“ ermöglicht (Senatsverwaltung für Justiz und Verbraucherschutz 2014: 190).

Diese leiblich-emotionale Argumentation im Gesetzestext wird aber umgehend an ‚objektive‘ Sachverhalte rückgebunden, indem auf die „nach Bundesnaturschutzgesetz und Naturschutzgesetz Berlin geschützten Biotope und unter Artenschutz stehenden Pflanzen und Tieren“ verwiesen wird, die das Tempelhofer Feld zu einem „besonders schützenswerten Lebensraum“ machen (ebd.). Um politisch gehört zu werden und mit dem Gesetzesentwurf erfolgreich zu sein, werden vorrangig sachlich-rationale Argumente in den

politischen Aushandlungen zum Einsatz gebracht. Der Planungskonflikt bleibt an die machtvollen rationalen Diskurse gebunden und die Gesetzesinitiative der Bürgerinitiative reproduziert die Dominanz nicht-atmosphärischer Argumente.

Atmosphären spielen somit im Bebauungsprotest des Tempelhofer Feldes eine ambivalente Rolle. Einerseits sind sie in der politischen Aktivierung von Wähler*innen und in der Gewinnung von Mitstreiter*innen ein wichtiges strategisches Instrument. Durch die Herstellung einer gemeinsamen räumlichen Identifikation mit dem Feld und der Ermöglichung positiver Emotionen wird die Basis für die gemeinsame politische Haltung geschaffen. Dabei bedient sich die „Macht [über das Machen von Atmosphären] [...] weder physischer Gewalt noch befehlender Rede. Sie greift bei der Befindlichkeit des Menschen an, sie wirkt aufs Gemüt, sie manipuliert die Stimmung, sie evoziert die Emotionen. Diese Macht tritt nicht als solche auf, sie greift an beim Unterbewußten“ (Böhme 1995: 39).

Die immersive Macht von Atmosphären verfügt über ein hohes Vergemeinschaftungs- und Aktivierungspotential für Personen mit ähnlichen, für das Tempelhofer Feld offenen subjektiven Dispositionen. Andererseits werden die emotionalen und sinnlichen Argumente atmosphärischer Empfindungen in der offiziellen politischen Auseinandersetzung zugunsten sachlich-rationaler Argumente zurückgestellt. In der Ausformulierung des Erhaltungsgesetzes reproduziert die Bürgerinitiative die gängigen politischen Normen (vermeintlich) objektiver Argumentationen. Damit entsprechen sie der gesellschaftlich dominierenden Marginalisierung subjektiver Bewertungen, um ihren politischen Erfolg nicht zu gefährden. Atmosphären sind zugleich starke wie schwache Verbündete in der Austragung des planungspolitischen Konflikts um das Tempelhofer Feld.

7.2. „Wir haben das Gelände bereits geöffnet, aber es ist noch kein Park.“ Der planerische Umgang mit Atmosphären

Angesichts der Instrumentalisierung von Atmosphären durch die Bebauungsgegner*innen stellt sich nun im Anschluss die Frage, welche Rolle diese im politischen Konflikt für die Planungsverwaltung spielen. Die strategische Funktion, die die Atmosphären für den Bebauungsprotest haben, findet sich bei der Planungsverwaltung nicht wieder. Obwohl das atmosphärische Wirken Einfluss auf den Planungsprozess genommen hat (vgl. Kapitel 6.2), wird

es in Bezug auf das *eigene* planerische Handeln kaum bewusst wahrgenommen und reflektiert. Der öffentliche Diskurs der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung zum Tempelhofer Feld wird gemäß dem planerischen Selbstverständnis durch sachlich-rationale Argumentationsweisen dominiert (Hoch 2006). So spielt beispielsweise der neu einsetzende stadtpolitische Diskurs um Wohnungsneubau eine zentrale Rolle in den Planungsentscheidungen, wie der Planer Thomas Peters ausführt:

Die Rahmenbedingungen für die Gesamtentwicklung der Stadt haben sich [2012/2013] schlagartig verändert: von einer Stadt, die meint, eine schrumpfende oder stagnierende Stadt zu sein, hin zu einer Stadt, die sich plötzlich wieder als wachsende Stadt definiert; und das innerhalb von wenigen Jahren. [...] Zunächst gab es keinerlei Entwicklungsdruck. Also weder gewerblich, noch Wohnungsbau, noch sonstige Investitionen. [...] Und da war die Annahme, dass die Parkentwicklung, die Freiflächenentwicklung Motor der Gesamtentwicklung sein würde. [...] Aber jetzt sind's die Baufelder. Jetzt gibt es also einen enormen Zeitdruck, kostengünstigen Wohnungsbau und eine Zentrale Landesbibliothek zu realisieren. (Interview Thomas Peters, SenStadt, 20.01.2014)

Wenn emotionale Argumente bezüglich des Tempelhofer Feldes *doch* von den Planer*innen thematisiert werden, so geschieht dies in der Regel mit Verweis auf die positive öffentliche Bewertung des Feldes. Emotionen werden dabei stets außerhalb der Planung in der städtischen Öffentlichkeit verortet. Thomas Peters führt die Anziehungskraft des Feldes vor allem auf die Aufenthaltsqualität der Pionierfelder zurück:

Also das Gelände hat Qualitäten; einzigartige Qualitäten. Und das konzentriert sich räumlich und auch bildlich einfach in diesen seltsamen Dingen, die die Pioniere da haben. Holzkisten, wo die Leute da sitzen. Das gibt ein wunderbares Fotomotiv. [...] Wenn man im ICE sitzt, liest man ja in dem Magazin da, dass irgendeine Redakteurin sagt: ‚Das ist der Ort, wo man hin muss. Man darf es auf gar keinen Fall bebauen, diese tollen Gärten da.‘ (Interview Thomas Peters, SenStadt, 20.01.2014)

In der Argumentation Peters' werden die Pionierfelder durch das Zusammenspiel aus verweilenden Menschen und der improvisierten materiellen Ästhetik zu attraktiven Orten. Die ästhetische Wertschätzung wird auch im medialen Raum rezipiert, wie man „im ICE-Magazin lesen kann“ (ebd.) und führt zu einer Ablehnung der geplanten Bebauung: „Man darf es auf gar keinen Fall bebauen, diese tollen Gärten“ (ebd.). Die Planer*innen der Senatsverwaltung stehen demnach vor einem Dilemma: Einerseits haben sie mit der Öffnung des Parks und der Etablierung der Pioniernutzungen die Entstehung anziehender Atmosphären eines belebten öffentlichen Raums maßgeblich ermöglicht. Andererseits müssen die Planer*innen den politisch gewollten Entwicklungsprozess fortführen und die Randbereiche am östlichen und westlichen Zugang, die seit der Parköffnung als stark frequentierte Verweilplätze, Grillwiesen und Pionierflächen genutzt werden, für eine Wohn- und

Gewerbebebauung vorbereiten.⁴³ Die geschaffenen Atmosphären stellen ein genuines Hindernis für diese beruflichen Verpflichtungen dar. Denn die Entwicklung dieser Areale ist ohne die Zerstörung der bisher spürbaren Atmosphären nicht möglich. Ähnlich dem Zauberlehrling, der sich von einem Besen bei seiner Arbeit helfen lässt und statt nur die Badewanne mit Wasser zu füllen das ganze Haus flutet, entgleitet den Planungsverantwortlichen die Kontrolle über das von ihnen selbst initiierte Bühnenbild der Pionierprojekte und Parknutzungen. Anstatt nur die Attraktivität des Parks und das Image des Standortes zu erhöhen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin 2010a), gefährdet insbesondere die ästhetische Anziehungskraft der Pionierprojekte die geplante Randbebauung. Die ursprüngliche planerische Idee, die Pioniernutzungen „als Werkzeuge für die Entwicklung des Standortes“ einzusetzen (Heilmeyer 2011: 57), hat einen – erwartbaren – gegenteiligen Effekt hervorgebracht:

Man handelt sich damit Schwierigkeiten ein [...] weil es ist klar, dass Menschen beginnen, das Gelände in der Form wie es eben da ist, sich anzueignen und es in ihr Leben einzubauen. Das Gelände wird in der Form, wie es heute da liegt ein Teil des Lebens. Und daraus entsteht dann natürlich auch eine Fürsorgegefühl, aber auch eine Anspruchshaltung. Und das erschwert natürlich die politische Diskussion. (Interview Paul Dittmann, SenStadt, 14.02.2013)

Paul Dittmann argumentiert hier im Sinne Duffs (2010), dass das anhaltende Erleben eines Ortes zur emotionalen Verbundenheit mit diesem führt. Denn „to experience place is to be affected by place. [...] The lived sensation, the feel, and emotional resonance of place, defines much of the routine and tumult of city life. These sensations inspire diverse affective atmospheres, shaping the experience of place“ (ebd.: 881). Das Erleben eines bedeutungsvollen Ortes geschieht „dort, wo Menschen zusammenkommen, einander begegnen und miteinander kommunizieren. [...] Orte sind Räume mit Atmosphäre. Man tritt mit ihnen in eine emotionale Beziehung“ (Hassenpflug 2010: 134).

Da die Planungsziele der Randbebauung selbst nicht zur Disposition stehen, müssen die Planer*innen andere Wege finden, die Widersprüchlichkeit zwischen der hohen Nutzungsnachfrage und dem planerisch konstatierten Entwicklungsbedarf – zumindest für sich – aufzulösen. Zu diesem Zwecke werden die gegenwärtig spürbaren Atmosphären des Feldes in der öffentlichen Debatte diskreditiert. So argumentiert beispielsweise der Geschäftsführer von Grün Berlin in einem Zeitungsartikel: „Wenn alles so bleibt [auf dem Tempelhofer Feld], dann gehört diese riesige Fläche künftig den gesunden Erwachsenen deutscher Herkunft zwischen 25 und 45 Jahren, die den Luxus der Weite genießen, und die anderen müssen sehen, wo sie bleiben“ (Leo

⁴³ Neben diesen beiden Entwicklungsarealen Oderstraße und Tempelhofer Damm wurde außerdem ein Areal im südlichen Teil des Feldes entlang der Berliner Stadtautobahn zur Entwicklung vorgesehen (vgl. Masterplan 2013, Abbildung 2).

2012: o.S.). Indem die Aufenthaltsqualität nur für eine kleine, nicht-repräsentative Bevölkerungsgruppe anerkannt wird, wird eine planerische Handlungsnotwendigkeit konstruiert, wie auch Paul Dittmanns Aussage verdeutlicht:

Na, wenn man die Bilder sieht, wie Leute da lagern... Und dann sind da die Kitesurfer und Fahrradfahrer unterwegs. Ja, das sieht alles ganz toll aus. Und so provisorisch (...) und die Zwischennutzer. Das ist ja auch gut. Aber es könnte viel, viel besser sein, wenn es mehr Leute anspricht und wenn es mehr Leute einlädt. Und wenn mehr Leute sich dort sicher und wohl fühlen würden. Und wenn mehr Leute die Möglichkeit hätten, sich das anzueignen. (Interview Paul Dittmann, SenStadt, 14.02.2013)

Abgesehen von der kleinen Gruppe von Kitesurfern, Fahrradfahrer*innen und lagernden Personen würden sich dort viele Menschen bisher nicht „sicher und wohl fühlen“ (ebd.). Trotz der hohen Nutzungszahlen von durchschnittlich ca. 17.000 Personen am Tag (Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin 2015: K2), wird das Besucherspektrum argumentativ auf die quantitativ kleine, aber visuell prägende Gruppe der Windsportler*innen reduziert. Die Gleichsetzung von Parkbesuch und Windsport dient dazu, die Parkgestaltung in ihrem bisherigen Zustand als elitäres Privileg zu deuten. Denn „ob man unbedingt [...] diese Sportsportarten hier soweit unterstützen sollte, dass man dafür Flächenpotentiale dieser Größenordnung zur Verfügung stellt, da [bin ich] ein bisschen kritisch“ (Interview Stefan Fritzlar, SenStadt, 12.02.2013). Das hier vorgebrachte utilitaristische Argument wird von den Planer*innen durch den Verweis auf das Besuchermonitoring untermauert, das ein Nutzerspektrum präsentiert, das das Tempelhofer Feld von anderen Parks in Berlin abhebt.

Wenn man sich die Daten [des Besuchermonitorings] anguckt, dann sieht man, dass im Vergleich zu sonstigen Anlagen und zu sonstigen Untersuchungen ältere Menschen und Kinder, also sozusagen in den beiden extremeren Altersgruppen, vergleichsweise wenig da sind. Und Migranten, außer am Grillplatz, auch nicht. Ja, zum Teil ja. Aber da sind natürlich sehr viele, aus Neukölln werden die Grillplätze ja intensiv genutzt. Kreuzberg auch, da am Columbiadamm. So und die ruhige (...) ich sag mal beschauliche Erholung, Spazieren gehen, sowas ist ja da nicht so lustig auf dem Tempelhofer Feld. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Der Mangel an Spaziergänger*innen, der aus der Besucherstatistik abgeleitet wird, wird als Defizit deklariert. Damit privilegiert die Planerin das Spaziergehen gegenüber sportlichen Nutzungen als auch gegenüber verweilenden Nutzungen wie dem Grillen. Die „intensivste Nutzung“ der Grillplätze, vornehmlich durch Migrant*innen, ist für sie kein Beleg für die Attraktivität des Feldes, sondern für das Fehlen von Angeboten außerhalb der Grillplätze. Das Tempelhofer Feld soll sich gemäß dieser Logik in seiner physischen Struktur der planerischen Vorstellung eines *guten Parks* anpassen, um sich für ein als typisch betrachtetes Nutzungsspektrum zu öffnen. Durch den

Rückzug auf die Aggregatebene statistischer Aussagen findet eine *Umdeutung* der vor Ort spürbaren Atmosphären statt. Statt offen und frei, wie eine Vielzahl der anwesenden Parkbesucher*innen die Atmosphären vor Ort wahrnehmen, findet Viktoria Schneider das Spazieren gehen auf dem Feld nicht so lustig. Das Spazieren ist öde und beschwerlich, da Schatten, Bäume und Bänke fehlen (Interview Elke Weinhold, SenStadt, 06.02.2013). Durch diese Problematisierung von Weite legitimiert sich die planerische Handlungsnotwendigkeit, die räumliche Gestaltung zu ändern.⁴⁴ Da die Senatsverwaltung das Ziel verfolgt, einen Park mit mehr Gestaltungselementen, Bäumen und Wegen zu schaffen, werden die Atmosphären der Weite entsprechend kritisch betrachtet. Dort, wo keine baulichen Entwicklungen angestrebt werden (wie dem Bereich um den Eingang Columbiadamm), werden die Atmosphären als anziehend anerkannt (vgl. Kapitel 6.2). Zu diesem Zwecke verweist ein Mitarbeiter von Grün Berlin auch auf die räumliche Unfertigkeit des Geländes.

Wir haben das Gelände bereits geöffnet, wollen aber erst einen Park bauen. Es ist noch kein Park, es ist ein Ausgangsstadium dafür [...] wirklich im Rohzustand eines geschlossenen Flughafens. Aber die Leute sind schon da, gucken sich das an und verbringen hier ihre Freizeit. (Interview Joachim Fritsche, GB, 22.02.2013)

Indem Joachim Fritsche dem Tempelhofer Feld abspricht ein Park zu sein – was angesichts seiner beruflichen Funktion als Parkmanager einer gewissen Ironie nicht entbehrt – stellt er die Ausgangssituation für die planerische Handlungsnotwendigkeit performativ her. Daraus resultiert wiederum, dass die gegenwärtigen Atmosphären auf dem Gelände nur einen provisorischen Status haben können. Sobald die Parkgestaltung gemäß dem Siegerentwurf des Wettbewerbs umgesetzt wird, werden sich durch die Änderungen der Objektseite notwendigerweise auch die Atmosphären selbst ändern. Die Weite und die mit ihr verbundenen Atmosphären sind zeitlich begrenzt und werden zugunsten einer besseren, weil nützlicheren und gerechteren Raumnutzung aufgegeben. Es lässt sich also festhalten, dass die Planer*innen die von ihnen weitgehend anerkannte atmosphärische Aufenthaltsqualität des Feldes in Bezug auf ihre planerische Relevanz marginalisieren. Dies geschieht, indem Atmosphären – begünstigt durch ihren unklaren ontologischen Status – primär den erlebenden Subjekten zugeschrieben und so in ihrer Aussagekraft für das Allgemeinwohl diskreditiert werden.

Die mangelnde Sensibilität der Planer*innen gegenüber den spürbaren Atmosphären des Tempelhofer Feldes sollte jedoch nicht automatisch als Ausdruck fehlender Kompetenz oder eines grundsätzlichen Desinteresses sei-

⁴⁴ Bemerkenswert an dem von Elke Weinhold vorgetragenen Begründungszusammenhang ist, dass sie im selben Gespräch davon berichtet, dass die Parkbesucher*innen bei einer Befragung *nach* der persönlichen Erfahrung der Weite weniger Bäume wünschten als *vor* der Vor-Ort-Erfahrung (vgl. Kapitel 6.1).

tens der Planer*innen gedeutet werden. Vielmehr befinden sich die Planer*innen dieses Projekts von Anfang an in einer doppelten Zwickmühle. Zum einen ist das Planungsprojekt des Tempelhofer Feldes von Beginn an als unlösbarer Konflikt angelegt worden. Ausgangspunkt dieses Konflikts war die bereits 1994 als alternativlos dargestellte Festlegung einer Randbebauung mit innerem Wiesenbereich (vgl. Brinkmann 2011: 65). Diese Festlegung hat sich durch die einzelnen Planungsprozesse durchgezogen, wie die Planerin Schneider in Bezug auf die Ausschreibung des landschaftsplanerischen Wettbewerbs (vgl. Kapitel 6.2) darstellt:

Naja, wir hatten ja diesen dynamischen Masterplan von 2007 und der bildete natürlich erstmal die Grundlage, als wir in 2009 die Wettbewerbsvorbereitung [für den landschaftsplanerischen Wettbewerb] gemacht haben. Es gab ja zu der Zeit nichts anderes. Es gab diesen Masterplan, der im Grundsatz vorsieht: außen bebaut, innen frei, wenn man das jetzt mal ganz grob sagt. Das war breitester Konsens. Klar kann man sich immer über die Intensität von Bebauung streiten, ja. Aber so vom Grundsatz her, dass man außen was bebaut und innen frei lässt, das war breitester Konsens. (Interview Viktoria Schneider, SenStadt, 06.02.2013)

Der innere Widerspruch, der zwischen diesem nie in Frage gestellten Planungsziel und der parallelen Öffnung des Parks und der Initiierung des Pionierverfahrens besteht, wird von Hoffmann-Axthelm (2011: 44) scharf kritisiert:

Einerseits [gibt es] einen enormen Fortschritt an Beteiligung, an Offenheit, Umgang mit Bürgerwünschen [...]. Andererseits, was die Inhalte angeht, eine vollständige Unbeweglichkeit in den Planungszielen, zuzüglich ihrer Instrumentalisierung durch politische Machtkämpfe – dieselbe Unbeweglichkeit, die, als Konzeptlosigkeit, ohnehin die letzten zehn Jahre Berliner Nichtplanung kennzeichnet. Sodass der Verdacht besteht, hier passe alles zusammen. Die Konzeptlosigkeit, gepaart mit Rigidität im Fahren einmal gelegter Schienen, und andererseits die Unbekümmertheit, mit der die als Bündnispartner gegen die Flugbetriebsverfechter benötigte Pionier- und Nischenszene eingekauft wurde. [Hinzu kommt, dass] die Instrumente [...] die alten geblieben [sind]: IBA, IGA, Entwicklungsgesellschaft, Ideenwettbewerbe. Wie soll da auf die neue Offenheit Verlass sein? Eher sieht es doch so aus: Strukturplanung wird in Berlin nicht mehr gemacht. An die Stelle trat Eventplanung.

Anstatt, dass die postmoderne Planungspraxis der Pioniernutzungen Änderungen in den weiteren planerischen Routinen nach sich zieht, fügt die Senatsverwaltung dieses Verfahren den gängigen Instrumenten hinzu. Dieses ambivalente Vorgehen ist für Davoudi und Strange (2009) charakteristisch für die Planungsdisziplin, die trotz neuer Handlungsstrategien gleichzeitig an ihren tradierten Konzepten festhält (vgl. Kapitel 4.3): „we see a jumbling of perspectives in which new insights and methodologies sit alongside old ways of ‘doing’ planning – where positivist techniques rub shoulders with

post-structuralist imaginations“ (ebd.: 39). Dieses hausgemachte Konflikt-potential innerhalb des Planungsprozesses wird durch eine äußerst defensive Haltung der politisch Verantwortlichen zum Tempelhofer Feld verstärkt. So reflektiert der Planer Thomas Peters:

Alle Themen, die mit Tempelhof zusammenhängen, werden ja überaus kontrovers und leidenschaftlich diskutiert. Und das hat ja dann mit dazu geführt, dass wir für entscheidende Rahmenbedingungen – zum Beispiel für das Gesamtkonzept der Entwicklung, oder für eine Kosten- und Finanzierungsübersicht für die nächsten Jahrzehnte – bis heute ja auch keine abschließenden politischen Entscheidungen haben. Das Gesamtprojekt Tempelhof in seinen Grundzügen und in seinem Finanzierungsrahmen ist bis heute ja politisch nicht beschlossen. [...] Also jedes Detail ist ja grundsätzlich umstritten. Das führt natürlich dazu, dass es auch eine sehr große Zurückhaltung in anderen Verwaltungen oder auch bei politischen Entscheidungsträgern gab in den letzten 10 Jahren, sich zu Eckpunkten der Entwicklung zu bekennen und dann die auch über entsprechende politische Beschlüsse mit dem üblichen Maß an Verbindlichkeit auszustatten. (Interview Thomas Peters, SenStadt, 20.01.2014)

Die fehlende politische Verbindlichkeit im Planungsprozess und der inhärent angelegte Zielkonflikt tragen dazu bei, dass die Nachnutzungsdebatte um das Tempelhofer Feld politisch kontrovers geführt wird und eine Ablehnungshaltung in der Öffentlichkeit gegen die schlecht kommunizierten und schlecht konzipierten Entwicklungspläne vorherrscht. Um dennoch die früh festgelegten Planungsziele weiter zu verfolgen, sind die Planer*innen gezwungen, Argumente gegen den Status Quo – und damit gegen die spürbaren Atmosphären – zu finden.

Die zweite Zwickmühle, der sich die Planer*innen stellen müssen, ist nicht von ihnen selbst (bzw. der Berliner Landespolitik) verschuldet, sondern resultiert aus den Atmosphären der Weite. Bettina Langfelds Überlegungen zu der Frage, wieso die Bebauungspläne zum Feld im Vergleich zu anderen großen Konversionsflächen auf so viel Widerstand stoßen, sind dabei sehr aufschlussreich:

Wenn Sie das [verlassene Kasernengelände am Rande Berlins] mal gesehen hätten, [...] das schrie nach einer Entwicklung. Weil das fiel ja (...) die schöne Bausubstanz, die offensichtlich in sich zusammenfiel (...) Und hier [auf dem Tempelhofer Feld] haben Sie eine weite Fläche. Und da wird natürlich jede Entwicklung ((lacht)) (...). Was wäre das dann für eine Entwicklung, wenn nicht eine aufstehende Entwicklung mit Hochbauten? Und die will man nicht. *Weil alles, was dann da [auf dem Tempelhofer Feld] passiert, wahrnehmbar ist. Das wird ja empfunden als Wegnahme dessen, was ich da jetzt vorfinde.* Und das ist bei den anderen Entwicklungsgebieten ganz anders gewesen. Da sind ja zum Beispiel auch durch industrielle oder sonstige Nutzungsvorprägungen An-Entwicklungen schon da gewesen. Wo man sich auch entscheiden musste, auch als Senat: „Lass ich das jetzt wirklich sterben oder greifen wir das jetzt auf und entwickeln das auch unter neuen Vor-

zeichen weiter?’ Das muss man sich hier alles nicht fragen. Es ist einfach flach, frei: Flugfeld eben. (Interview Bettina Langfeld, TP, 20.02.2013)

Die Mitarbeiterin der Entwicklungsgesellschaft deutet hier an, dass die Bebauung des Flugfelds eine Aufgabe sei, an der die Senatsverwaltung nur scheitern könne. Sie argumentiert mit klarem Bezug auf die Atmosphären der Weite, dass eine Bebauung „als Wegnahme dessen [empfunden würde], was ich da jetzt vorfinde“. Das Feld ist für sie keine Leere, die mit Bauten gefüllt werden müsste, sondern im Gegenteil repräsentiert eine in sich geschlossene Vollständigkeit, die durch Aufbauten verloren ginge. Die vermutete planerische Freiheit, auf einem vollständig flachen und leeren Flugfeld keine limitierenden Faktoren für eine Neubebauung vorzufinden (abgesehen von Bodenbelastungen), wird hier dekonstruiert und umgekehrt. Vielmehr ist es so, dass das vollständige Fehlen aller Vorentwicklungen dazu führt, dass das Gelände bereits als vollständig wahrgenommen wird. Die Absolutheit, mit der die Bürgerinitiative ‚100% Tempelhofer Feld‘ beispielsweise gegen jedes Entwicklungsvorhaben wie einzelne Baumpflanzungen auf dem Feld demonstriert hat (Jürgens 2013: o. S.), kann als Indiz für diese empfundene Vollständigkeit dienen. Die Namenswahl der Bürgerinitiative als ‚100% Tempelhofer Feld‘ wird zum atmosphärischen Programm. Die mangelnde atmosphärische Sensibilität des Planungsprozesses – nicht die der Planer*innen selbst – ist aus dieser Perspektive der hilflose Versuch, die Übermächtigkeit der Ortsqualitäten zu ignorieren, um handlungsfähig zu bleiben. Diese ‚Vogel-Strauß-Politik‘ hat das Scheitern des Planungsvorhabens jedoch nicht verhindert, sondern war bestenfalls folgenlos. Vermutlich hat es den Planungskonflikt aber weiter forciert (vgl. Kapitel 6).

8. Fazit

8.1 Zeitgeist der Atmosphären?

Wie ist es zu deuten, dass die Berliner Bevölkerung der Weite und dem Freiraum des Tempelhofer Feldes politischen Vorrang vor einer baulichen Entwicklung einräumt? Die Tatsache, dass ein symbolträchtiges, großes innerstädtisches Areal nicht einer ökonomisch rentablen oder sozialpolitisch dringlichen Entwicklung wie Wohnungsneubau zugeführt wird, sondern stattdessen der spielerischen Weltaneignung dient, gibt Auskunft über die gesellschaftlichen Werte, vor deren Hintergrund diese stadtplanerische Entscheidung getroffen wurde. Das Tempelhofer Feld steht paradigmatisch für eine postindustrielle Raumproduktion, bei der die Funktionalität eines Ortes hinter dem Erleben des Ortes zurücksteht. Sinnliche Erfahrungen der urbanen Umwelt nehmen einen wachsenden Stellenwert in Stadtpolitik und Stadtplanung ein und stellen bisherige planerische Handlungslogiken und die entsprechenden planungstheoretischen Konzepte in Frage.

Henri Lefebvre gibt hierzu eine wertvolle Interpretationshilfe, wenn er meint: „[E]very society [...] produces a space, its own space. The city of the ancient world cannot be understood as a collection of people and things in space; [...]. The ancient city had its own spatial practice: it forged its own – *appropriated* – space” (Lefebvre 1991: 31, Hv.i.O.). Diese Wechselwirkung zwischen (städtischem) Raum und Gesellschaft wirkt für Richard Sennett nicht (nur) auf struktureller Ebene, sondern konkret auf die körperliche Präsenz jeder einzelnen Bewohnerin und jedes Bewohners der Stadt. In seinem Werk *Fleisch und Stein* (1997: 2) stellt er für verschiedene Epochen dar, wie „die körperliche Erfahrung der Menschen [...] die Geschichte der Stadt bestimmt“. Sennett betont damit die sinnliche Dimension in der Erfahrung der gebauten Stadt (vgl. Göbel 2015: 12). Während die moderne Welt einen passiven Körper hervorgebracht und konditioniert hat (Sennett 1997), bringt die Postmoderne einen aktiven, involvierten Körper hervor und eine Umwelt, die diesen Bedürfnissen gerecht wird. Der menschliche Körper (und sein Leib) nehmen eine veränderte Rolle im Kontakt mit der urbanen Umwelt ein. Die phänomenologische Konzeption des ‚Zur-Welt-Seins‘ (vgl. Merleau-Ponty 1966: 419ff.) erhält somit in der erlebnisorientierten postindustriellen Stadt eine neue gesellschaftliche Relevanz.

Aus der politisch mehrheitsfähigen Wertschätzung des Tempelhofer Feldes als Freiraum lassen sich demzufolge relevante Anknüpfungspunkte für eine Interpretation gegenwärtiger gesellschaftlicher Prozesse ziehen. Demnach wird die hedonistische und kontemplative Erlebnisorientierung zum gesellschaftlichen Desiderat und der *homo ludens* zum neuen Leitbild der Stadt-

entwicklung. Dieser Befund ordnet sich ein in den seit langem diagnostizierten Wandel der Produktions- und Konsummuster von *laborscapes* zu *leisurescapes* (vgl. Hassenpflug 2004: 80). Die neue Bedeutung von Freizeitorten für die städtische Gesellschaft manifestiert sich dabei sowohl in kommodifizierten Plätzen wie Einkaufszentren oder Erlebnisparks als auch in nicht-kommerziellen Orten wie Parks und Plätzen. Phänomene wie der *new urban tourism* (Füller/Boris 2009; Maitland 2008), *urban gardening* (Egnolff 2015; Rasper 2012) oder allgemeiner die Kulturalisierung der Städte (Reckwitz 2009; Zukin 1995) verweisen auf die zunehmend hedonistische Ausrichtung der Gesellschaft. Auch wenn sich die antikonsumistischen Subkulturen wie beispielsweise das urbane Gärtnern dezidiert von den kommerzialisierten Welten der Shopping Malls abgrenzen, so sind beide Sphären doch zwei Pole desselben Zeitgeists.

Im Rahmen dieser Entwicklungen werden städtische Freiräume zunehmend zu Orten „auf die der touristische Blick fällt und [die] für den Imagetransfer nach außen wichtig sind“ (Giseke 2004: 670). Dieser Wandel von der Moderne zur Postmoderne ist an eine Wiederentdeckung vergangener Werte und eine gleichzeitige Ästhetisierung geknüpft. Denn „[w]enn die Moderne alt geworden ist und damit selbst zum Gegenstand von Modernisierung werden muss, dann ist diese Aufgabe ohne Retraditionalisierung nicht zu bewältigen“ (Hassenpflug 2004: 82). Die urbane Zukunft ist damit nicht mehr (nur) auf die Zukunft ausgerichtet, sondern speist sich aus einer nostalgischen Hinwendung zu den Ressourcen der Vergangenheit (Boym 2001). Die zunehmende Diskussion um *urban heritage* (z. B. Harrison 2013) ist Ausdruck dieses bewahrenden und nostalgischen Moments. Böhme (1995: 13f.) geht sogar so weit, von „einem theatralischen Zeitalter, einem neuen Barock“ zu sprechen, in dem wir leben. Das Phänomen der Atmosphären ist mit seiner Fokussierung auf das Gegenwärtige und Bestehende höchst anschlussfähig an dieses gesellschaftliche Klima. Denn durch die Betonung gegenwärtiger Wahrnehmungen haben Atmosphären zumeist einen bewahrenden und potentiell rückwärtsgewandten Charakter, der dem Änderungs- und Innovationsimpetus der Moderne entgegensteht.

Dieses nostalgische Moment materialisiert sich in der gegenwärtigen Stadtentwicklung paradigmatisch im urbanen Gärtnern. In dieser Freizeitform, die auf dem Tempelhofer Feld eine hohe Wertschätzung sowohl der Planung als auch der städtischen Öffentlichkeit genießt (Gray-Ward 2015; Korfmann 2012), realisiert sich der Wunsch nach der elementaren, sinnlich-sensorischen Erfahrung des Umgangs mit der Natur (Rasper 2012). Gleichzeitig entspricht diese Tätigkeit dem Wunsch des *homo ludens* nach spielerischer Betätigung. Die Wertschätzungen der Gemeinschaftsgärten auf dem Tempelhofer Feld sind Teil einer Kulturanalyse der Gegenwartsgesellschaft. Mit dem naturnahen Handeln ist eine neue Landlust verbunden (Egnolff 2015), die einerseits zukunftsgerichtet ist, sich andererseits in idealisierender Weise

traditionellen dörflichen Strukturen zuwendet, wie die Pionierin Jasmin Bauer darlegt:

Das Gärtnern, das war dann wirklich wie auf dem Dorf. Wir haben dann unsern Wagen gehabt und sind mit den Kindern und mit den Eimern und Gießkannen zum Allmende [dem Nachbarprojekt mit Wasseranschluss]. Die Kinder haben dann diesen Wagen gezogen und dann kamen ganz viele Kinder dazu und haben mitgezogen. Und das war einfach wie auf dem Dorf, das war einfach toll. (Interview Jasmin Bauer, P(O), 13.05.2013)⁴⁵

Auch der für einen Gemeinschaftsgarten namensgebende Allmendebegriff verweist auf eine der Vormoderne entspringende ländliche Produktions- und Gesellschaftsform. Diese Retraditionalisierung geht mit ihrer ästhetischen Inszenierung einher. Die Ästhetisierung der Gesellschaft betrifft demnach nicht nur die Ökonomie (Böhme 1995), sondern auch anti-kommerzielle, kapitalismuskritische Bewegungen. Diese Ästhetisierung vollzieht sich in einem Doppelklang aus Technologieferne und Technologienähe. Einerseits findet ein elementarer, historisierender Zugang zur materiellen Gestaltung statt.

Exemplarisch zeigt sich diese Verknüpfung auf einem auf der Facebook-Gruppe des Allmende-Kontors hochgestellten Foto aus dem Jahr 2012 (Abbildung 37). Es zeigt einen Handwagen, auf dem ein selbst gezimmerter Blumenkasten mit zahlreichen Pflanzen transportiert wird. Der Wagen wie auch der Blumenkasten sind mit Farbe bemalt und beschriftet und fordern die Betrachterin auf: „Komm raus – wach mit.“ Das städtische Gärtnern wird hier als archaische Kunst- und Handlungsform inszeniert.

Gleichzeitig verweist die materielle Inszenierung aber auch auf den medialen Parallelraum des Gärtnerns. In Form der aufgemalten Internetadresse des Pionierprojekts und der Tatsache, dass dieses Foto in der Facebook-Gruppe des Gemeinschaftsgartens veröffentlicht wurde, wird das technologieferne Tun über die neuen Medientechnologien verbreitet. Nicht nur das Gärtnern zählt, sondern das digitale Bild des Gärtnerns.⁴⁶ Der verspielte Umgang mit Pflanzen, recycelten Materialien und künstlerischen Artefakten findet hier unter den Bedingungen der zunehmenden Medialisierung statt. So ist das urbane Gärtnern nicht zuletzt ein mediales Phänomen, das im städtischen Raum seinen Aufführungsort findet (Egnolff 2015).

⁴⁵ vgl. auch Kapitel 5.2

⁴⁶ Zitat adaptiert nach Völker (2009: 18f.), die diese Aussage für Street Art trifft.

Abbildung 37: Facebook-Foto Gärtner-Handwagen



Quelle: Facebook-Gruppe Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor, eingestellt am 23. Juni 2012⁴⁷

Auch Böhme sieht in der parallelen Entwicklung von Medialisierung und Betonung leiblicher Erfahrungen zwei zueinander gehörende Pole: „Das Abheben in eine medienvermittelte Realität [wird] durch eine Welle neuer Unmittelbarkeit konterkariert. [...] Cyberspace und neue Sinnlichkeit sind zwei Seiten der einen kulturellen Entwicklung in der technischen Zivilisation“ (Böhme 1995: 11). Der inszenatorische Gedanke ist zu einem Kernelement unserer Gegenwartsgesellschaft geworden.

Diese Diagnose eines Zeitgeists der Atmosphären muss jedoch stets in ihrem spezifischen raumzeitlichen Kontext verstanden werden. Denn „Atmosphären werden in ihrer Sinnlichkeit kulturabhängig erlebt. [...] So schwingen auch im Erleben und Verstehen von Atmosphären stets bestimmte soziokulturell differenzierte Relevanzsysteme in Gestalt von Gefühlsregimen und Deutungsmustern mit“ (Hasse 2012: 26f.). Diese Kontextualität wird vor allem im Vergleich sichtbar. So zeichnet sich beispielsweise ein nahezu zeitgleich stattfindender ähnlicher Planungsfall in Buenos Aires durch eine entgegengesetzte Konfliktlage aus (Hölzl 2015). Auch hier ging es um die Gestaltung eines großen innerstädtischen Parks. In diesem Fall standen aber nicht die Erlebnisqualitäten des Ortes im Vordergrund der öffentlichen Debatte, sondern die gesellschaftliche Forderung nach bezahlbarem Wohnraum. Un-

⁴⁷ <https://www.facebook.com/226494657419269/photos/a.355745447827522.75275.226494657419269/355745974494136/?type=3&theater>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

ter den Vorzeichen einer von Wohnungsnot und sozialer Ungleichheit geprägten Stadt wie Buenos Aires ist der Verweis auf das ästhetische Wirken von Atmosphären der Weite nicht Teil der zivilgesellschaftlichen Forderungen, sondern genau die Gegenstrategie zu den zivilgesellschaftlichen Forderungen nach bezahlbarem Wohnraum. Ob die Hedonisierung der Gesellschaft und das Primat des Ästhetischen Indiz einer progressiven oder eher rückwärtsgewandten Entwicklung des städtischen Lebens sind, ist ungewiss und muss sich noch zeitigen.

Davon unbenommen schreitet die Ästhetisierung von Ökonomie (Böhme 1995) und Politik (Ahmed 2004) in der westlich-europäischen Sphäre voran und erfordert ein besseres Wissen über diese – zuvor als sozial und gesellschaftlich unwichtig erachteten – Phänomene. Wenn Atmosphären gesellschaftlich an Bedeutung gewinnen, ist es notwendig, das Wissen um atmosphärische Wirkungen zu erweitern. Denn die Betonung des Emotionalen in einem Zeitgeist der Atmosphären überwindet nicht nur das rational-kognitive Paradigma, sie ebnet auch potentiell den Weg für populistische Strömungen, wie sie gegenwärtig in westlichen Demokratien zu beobachten sind. Die gesellschaftliche Emotionalisierung erfordert also, sich dieser Vorgänge bewusst zu werden, um ihnen nicht schutzlos ausgeliefert zu sein. Wenn es eine neue *seidene Diktatur* und *ein neues Gefühlsregime* gibt (vgl. Thrift 2004: 68), so gilt es, „einen weniger gefühlsbetonten und stattdessen verstandesmäßigeren Zugang auf politisch zu klärende Fragen zu entwickeln“ (Schubert 2014: 89), um „einer reinen Gefühlsschlacht“ (König 2015: 170) in planungspolitischen Auseinandersetzungen vorzubeugen. Während Simmel (1903) die Stadt noch als Ort der Blasiertheit und Reserviertheit betrachtet hat, in der eine rational-pragmatische Haltung dominiert, ist der Spätkapitalismus durch einen emotionalisierenden Gestus gekennzeichnet. Die gesellschaftliche Ästhetisierung und Emotionalisierung bewirkt, dass Atmosphären zunehmend zum Gegenstand ökonomischer Verwertbarkeit und (populistischer) politischer Aktivierung werden können. Atmosphären können zu einer Gefahr werden, wenn wir uns ihnen vorbehaltlos und unkritisch hingeben (Philippopoulos-Mihalopoulos 2016).

Um dieser Gefahr zu begegnen, bedarf es eines empfindenden Zugangs zur Welt, wie ihn die Phänomenologie bietet. Indem die Phänomenologie nicht in den Kategorien richtig und falsch denkt, sondern nur von der Annahme der Wirklichkeit von Wahrnehmung ausgeht, ist sie in der Lage, die Entstehungsbedingungen für spezifische politische Positionen in den Blick zu nehmen und nicht apriori zu bewerten. Demnach gilt – vor aller politischen Debatte – der Kernsatz: „Etwas ist, was es ist, insofern ich es dafür halte“ (Günzel 2007: 64). Dies hat Günzel anhand der Verwechslung eines auf dem Boden liegenden Kronkorkens mit einer Münze illustriert (vgl. Kapitel 2.2): „Das Ding auf dem Boden war tatsächlich eine Münze, und zwar so lange, bis

ich sah, dass es keine war“ (ebd.). Aus aufklärerischer Perspektive ist die fehlende Unterscheidung von wahr und unwahr, richtig und falsch keine erbauliche Grundprämisse. In einem möglichen Zeitalter der Atmosphären gilt es aber zunächst, das Erscheinen und seine atmosphärische immersive und subtile Macht selbst zu verstehen. Die Phänomenologie und der aus ihr hervorgegangene Atmosphärenbegriff werden zum notwendigen Werkzeug, um die ästhetische Dimension des entfalteten Kapitalismus (vgl. Böhme 1995: 64) begreifen zu können. Erst das ermöglicht es in einem zweiten Schritt, ihn zu kritisieren und konzeptionell etwas entgegenzusetzen. Das Wissen um die Wirksamkeit von Atmosphären ist angesichts ihrer zunehmenden Inwertsetzung zwingend zu vergrößern. Ziel solch einer Auseinandersetzung, wie sie in den Konzepten des *staging atmospheres* (Bille et al. 2015), *engineering atmospheres* (Göbel 2015) oder *engineering affects* (Thrift 2004) zum Ausdruck kommen, ist die Entwicklung einer atmosphärischen Kompetenz:

If ‚learning how to relate to atmospheres make the single man into a member, and critical interpreter, of the world we live in today‘ (Böhme 2006) it is because only an adequate atmospheric competence (both productive and receptive) could immunize us from the media-emotional manipulation which the aesthetisation of politics and social life in the late-capitalistic ‘scenic’ economy results in. (Griffero 2014: 7)

8.2 „Die Wahrheit liegt auf dem Feld.“ Was Planung durch die Beachtung von Atmosphären lernen kann

Der berechtigte Hinweis auf die möglichen Gefahren einer Überbetonung des Ästhetischen und Emotionalen soll aber nicht die Potentiale von Atmosphären für die Stadtplanung außer Acht lassen. In einer Periode, in der der städtische Raum nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Austragungsort von Planung an Bedeutung gewinnt, bedarf es neuer theoretischer Zugänge zur Planung, die die Erlebensperspektive städtischer Räume integrieren können: „Weil wir begonnen haben, auf andere Weise Stadt zu machen, brauchen wir neue Weisen, uns in diesem Machen zu orientieren“ (Dell 2016: 7). Die nun folgenden, abschließenden Ausführungen können hierfür Impulse setzen, wie die atmosphärische Sensibilität in der Planungspraxis erhöht werden kann.

Wenn Stadtplanung vermehrt den städtischen Raum als Austragungsort ihrer Verfahren nutzt, so müssen die sich dabei zeitigenden atmosphärischen Effekte in die übrigen Verfahrensschritte integriert werden. Eine solche, von Dell (ebd.) geforderte neue Weise – insbesondere für die Planung öffentlicher Räume – liegt in der Reduzierung der kartographischen Vogelperspektive innerhalb von Planungsprozessen. Denn wie bereits zu Beginn der Arbeit

dargestellt (vgl. Kapitel 2.4) ist die Schaffung von Aufenthaltsqualität ein zentrales Ziel der Freiraumplanung. Am Ende des Planungsprozesses steht die Erlebensperspektive und damit verbunden die Frage, wie leiblich-emotional ansprechend das Erleben an den jeweiligen Orten ist. Denn die Aufenthaltsqualität eines öffentlichen Ortes wie einem Park kann

[...] nicht als etwas Distanziertes und Umweltliches außerhalb von uns betrachte[t] [werden], sondern als etwas, das in unserem situativen Empfinden wirklich und deshalb wirksam geworden ist. Der atmosphärische Raum eines Parks existiert also zum einen nie situationsunabhängig und zum anderen nie ohne die wahrnehmende Gegenwart des ihn besuchenden Menschen. (Hasse 2015c: 240)

Wenn also öffentliche Räume, jenseits ihrer vermessbaren und kartierbaren Eigenschaften, als Räume mit Aufenthaltsqualität adressiert werden, so geht dies nicht ohne die Beachtung emotionaler Zuschreibungen. Durch die Verwendung von Tabellen, Diagrammen und Karten wird das leiblich-emotionale Erleben jedoch in einer Art in den Planungsprozess überführt, die die Emotionalität der Wahrnehmung außenvorlässt (vgl. Manz 2015: 136). Für die Planung öffentlicher Räume stellt das kartographische Denken ein unnötiges Hindernis für eine bedarfsorientierte, anwohnerzentrierte Gestaltung dar. Dass kartographischen Repräsentationen dennoch ein hoher Stellenwert im Planungsprozess zukommt, ist nicht nur unnötig, sondern auch kontraproduktiv. Das hat die atmosphärisch unsensible Parkplanung zum Tempelhofer Feld eindrücklich gezeigt (vgl. Kapitel 6.2). Eine Freiraumplanung, die nur auf Aggregatebene der Statistiken und aus der Distanz der Karte heraus agiert, verliert die notwendige leiblich-emotionale Verbundenheit mit dem zu beplanenden Ort. Genau diese sollen die späteren Nutzer*innen aber aufbauen. Wenn Robert Winter von Grün Berlin meint: „Die Wahrheit liegt draußen auf dem Feld“,⁴⁸ löst er Dells Forderung nach einer neuen Weise, Stadt zu verstehen, ansatzweise ein. Diese Sichtweise eröffnet für die Planung öffentlicher Räume bisher unerschlossene Potentiale.

An der vorherrschenden kartographischen Denkkonvention im Planungsprozess des Tempelhofer Feldes hat sich aber auch nach dem Volksentscheid nur wenig geändert. So fand ein halbes Jahr nach dem Volksentscheid im November 2014 die Auftaktveranstaltung für die Erstellung des gesetzlich vorgeschriebenen Entwicklungs- und Pflegeplans für das Tempelhofer Feld statt.⁴⁹ Die Durchführungsart dieser Öffentlichkeitsveranstaltung, an der etwa 200 Personen teilnahmen, zeigt exemplarisch die (unnötige) Dominanz kartographischer Repräsentationen in Planungsprozessen auf. Obwohl diese Veranstaltung explizit dem Zweck diente, die Aufenthaltsqualität des Feldes zu bewahren und ggf. zu verbessern, wurden die räumlichen Settings der

⁴⁸ Interview Robert Winter, GB, 26.06.2013

⁴⁹ Das im Rahmen des Volksentscheids beschlossene Tempelhof-Gesetz legt fest, dass in einem partizipativen Verfahren ein Entwicklungs- und Pflegeplan für das Tempelhofer Feld erstellt werden soll.

Gruppendiskussionen von einem großformatigen Lageplan des Feldes dominiert (vgl. Abbildungen 38-39).

Abbildung 38: Beteiligungs-Setting für parallele Kleingruppendiskussionen



Quelle: eigene Aufnahme, 28. November 2014

Abbildung 39: Nutzung der Beteiligungs-Settings



Quelle: eigene Aufnahme, 28. November 2014

Anstatt die kartographische Repräsentation nur für die Zusammenführung der Ergebnisse zu nutzen, wird sie in den Mittelpunkt des Beteiligungsprozesses selbst gestellt und die planerische Bedeutung von Atmosphären so von vornherein an den Rand gedrängt. Das Beteiligungs-Setting suggeriert, dass Planung nur in der Vogelperspektive möglich ist, wodurch weder der leibliche Raum des Erlebens noch der physische Raum des Feldes adressiert werden.

Die fortbestehende Dominanz repräsentativer Praktiken behindert gerade in der Freiraum- und Landschaftsplanung einen an den leiblichen Erlebnissen orientierten Austausch im Planungsprozess (Bulkens et al. 2015). Die dafür erforderliche Perspektive der “embodied acts of landscaping” (Lorimer 2005: 85) hat sich in der Planungspraxis, trotz Umsetzung erster performativer Planungsformate wie den Pioniernutzungen, bisher kaum etabliert.⁵⁰ Postmoderne Planung erfordert aber ein Überdenken der modernen Planungslogiken. Für das Tempelhofer Feld hätte solch ein Überdenken zu einer Parkplanung führen können, die sich bewusst an den vor Ort beobachtbaren Nutzungsmustern orientiert und diese als Ausdruck hoher atmosphärischer Dichte interpretiert hätte. So gab es beispielsweise in den Gemeinschaftsgärten auf der Ostseite des Feldes durch die starke Frequentierung zunehmend Nutzungskonflikte zwischen Gärtner*innen und Gästen der Projekte. Denn die Gärten, die von den Gärtner*innen zur eigenen Nutzung geschaffen wurden, wurden zu bevorzugten Treffpunkten aller Parkbesucher*innen für Picknicks, Geburtstagsfeiern und zum Spielen (vgl. Abbildungen 40-41). Diese Nutzungskonflikte hätten planerisch wertvolle Hinweise auf die gewünschten gestalterischen Maßnahmen geben können. Denn die (übermäßige) Nutzung der Gärten als Schattenorte, Wetterunterstände, Spielareal und Verweilort verweist auf den Wunsch der Parkbesucher*innen nach derartigen Gestaltungen in räumlicher Nähe der Eingänge. Diese Option war jedoch planerisch nicht gewollt, da die Areale als Bauflächen ausgewiesen wurden.

⁵⁰ Ein gelungenes Beispiel postmoderner Planungspraxis, die nicht wie im Falle Tempelhoofs durch gegenläufige Planungsschritte konterkariert wurde, ist die Umgestaltung des Stadtparks Dessau, bei der durch Vor-Ort-Aktivitäten und spielerische Prozesse Umgestaltungen auf den Weg gebracht wurden (Kremer 2010).

Abbildung 40: Nutzung der Pionierfelder als Picknick-Ort



Quelle: eigene Aufnahme, 6. Juni 2015

Abbildung 41: Hinweis auf die Übernutzung des Pionierfelds Oderstraße



Quelle: Facebook-Gruppe Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor, eingestellt am 11. Juni 2014⁵¹

⁵¹ <https://www.facebook.com/226494657419269/photos/a.226514977417237.52408.226494657419269/663428013725929/?type=3&theater>, zuletzt geprüft am 18.04.2019

Die Berücksichtigung raumbezogener Emotionen beinhaltet zudem ein wichtiges politisch-emanzipatorisches Potential. Ausgangspunkt dieser Studie war die Feststellung, dass Raum und Emotionen aus der planerischen Aufmerksamkeit weitgehend ausgeschlossen sind. Dies führt nicht nur zu suboptimalen Planungen, sondern auch zu einer Hierarchisierung zwischen den zivilgesellschaftlichen Akteuren und beruflichen Planer*innen. Denn atmosphärisches Wissen, das sich aus leiblich-emotionalem Erleben speist, wird bisher in der sachlich-rationalen Planungslogik den *Anderen* und damit der städtischen Bevölkerung zugeschrieben. Auf diesen machterhaltenden Mechanismus weist Longhurst (1997: 494) mit Referenz auf die Dichotomie Geist – Körper hin:

For those people who are constructed by Cartesian philosophy as being tied to their bodies, transcendent visions are not considered possible. Their knowledge cannot count as knowledge for it is too intimately grounded in, and tainted by, their (essential) corporeality.

Was Longhurst hier für die Körperdebatte konstatiert, kann auf leiblich-emotionale Empfindungen in der Planung übertragen werden. Als Träger dieser Wissensformen können bestimmte Gruppen – in diesem Falle die Bebauungsgegner*innen – im politischen Konflikt marginalisiert werden (vgl. Kapitel 7.2). Die Apriori-Unterscheidung von legitimem und illegitimem Wissen hat politische Konsequenzen dahingehend, welche Argumente gehört werden und welche nicht. Diese künstliche Unterscheidung von Wissensformen in privat und öffentlich bzw. körperlich-leiblich und politisch (vgl. Anderson/Smith 2001: 9) führt zu einer Depolitisierung von (privaten) Emotionen und einer gleichzeitigen De-Korporalisierung des Politischen. Mit anderen Worten bedeutet dies: Leiblichkeit und Emotionen können nicht politisch sein und was politisch ist, kann nicht emotional und leiblich sein. Durch die Beachtung von Raumgefühlen (Gammerl/Herrn 2015) als planerisch relevant wird das Planungsverständnis als eine der letzten Bastionen kartesischer Schule in Frage gestellt.

Die vorliegende Studie hat die Annahme von einer dualistischen Planungsauffassung von rational (und körperlos) handelnden Planer*innen und emotional agierenden (in ihren Primärerfahrungen gefangenen) Protestierenden widerlegt. Indem das empirische Design der Studie nicht die dichotome Betrachtung von rationalen Planer*innen und emotionalen Protestierenden reproduziert, sondern die Leiblichkeit aller beteiligten Planungsakteure in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, wird sichtbar, dass die Bewertungen der Planer*innen ebenso wie die der Bebauungsgegner*innen substantiell von ihren leiblich-emotionalen Empfindungen informiert sind. Damit wird es möglich, ein balancierteres Bild von planungspolitischen Aushandlungsprozessen zu zeichnen. Durch die Betonung der Subjektivität *aller* gesellschaftlichen Akteure verfügen die Phänomenologie im Allgemeinen und der Atmosphärenbegriff im Speziellen über ein emanzipatorisch-politisches Potential,

das auf den ersten Blick nicht ins Auge sticht. Dafür ist es jedoch vonnöten, in der Konzeption von Forschung Subjektivität nicht nur auf Seiten des vermeintlich subalternen Teils von Dichotomien zu suchen, sondern explizit auch den dominanten Part innerhalb der Dichotomie in den Blick zu nehmen. Für die Feminismus-Debatte wurde ein entsprechender forschungsstrategischer wie gesellschaftskritischer Vorschlag von Grosz (1994: 201) unterbreitet: „Perhaps what needs to be opened up for discussion is women as rational and objective and men as embodied ‚passive receptacles‘“ (zitiert in Longhurst 1997: 496). Diese emanzipatorische Strategie ist hier mit dem Ziel zum Einsatz gekommen, die Marginalisierung der „unauffälligen Aufdringlichkeit“ von Atmosphären in Planungsprozessen (Böhme 1995: 47) zu überwinden. Den potentiellen Mehrwert eines solchen Vorhabens hat Jürgen Hasse (2002a: 110) schon vor vielen Jahren skizziert:

Es liegt auf der Hand, daß eine Integration von Aussagen über subjektives Befinden, über ‚subjektive Sachverhalte‘ [...] in den Planungsprozeß [...] weit über nur ‚narrative‘ Randeffekte hinaus Bedeutung hat. Es dürfte sich in weitergehenden Studien bestätigen lassen, daß die Rolle der Affekte in Mensch-Umwelt-Beziehungen zu einem Erkenntnisfortschritt in deren Verstehen führt. Die für die Raumplanung wichtige Frage nach der Sicherstellung einer identitiven Lebensqualität von Bewohnern und Nutzern einer Stadt könnte dann um eine wichtige Dimension angereichert werden.

Dieser Aufforderung zu ‚weitergehenden Studien‘ ist die vorliegende Arbeit gefolgt. Ziel dabei war es, die Wirksamkeit raumbezogener Emotionen für Planungsprozesse aufzuspüren und offen zu legen. Dafür wurde der Atmosphärenbegriff aus seiner geisteswissenschaftlichen Einbettung entnommen und dem empirischen Durcheinander der gegenwärtigen Berliner Stadtplanung ausgesetzt.

Es wäre schade, wenn Jürgen Pohl (2009: o.S.) mit seiner Prognose Recht behalten würde, dass man „möglicherweise nach der dekonstruktivistischen Welle noch lange warten [muss], bis diese Herangehensweise [der Phänomenologie] aus dem Angelsächsischen re-importiert und damit salonfähig wird.“ Die vorliegende Studie versteht sich als Beitrag dazu, die gesellschaftliche Relevanz des phänomenologischen Atmosphärenbegriffs für Stadtforschung und Stadtplanung offenzulegen und diesen konzeptionellen Zugang wissenschaftlich zu rehabilitieren. Dass dies kein abwegiges Vorhaben ist, zeigt der Blick in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, in der ein „lebendige[r] Diskurs über das menschliche Erleben und dessen Bedeutung für die Selbst- und Welterkenntnis“ (Hasse 2005b: 7) existierte. Unter den aktuellen gesellschaftlichen Vorzeichen scheint eine (Rück-)Besinnung auf diesen Zugang zur Welt ein gleichzeitig lohnenswertes wie dringliches Unternehmen zu sein, das in naher Zukunft nicht an Relevanz verlieren wird.

Anhang

Liste der geführten Interviews

Datum	Interviewpartner/in	Funktion
06.01.2012	Tanja Kolpert	Pionierin Oderstraße
06.02.2013	Viktoria Schneider	Mitarbeiterin SenStadt
06.02.2013	Elke Weinhold	Mitarbeiterin SenStadt
12.02.2013	Stefan Fritzlar	Mitarbeiter SenStadt
14.02.2013	Paul Dittmann	Mitarbeiter SenStadt
20.02.2013	Linda Krell und Holger Weber	Mitarbeiterin und Mitarbeiter SenStadt
20.02.2013	Bettina Langfeld	Mitarbeiterin Tempelhof Projekt GmbH
22.02.2013	Joachim Fritsche	Mitarbeiter Grün Berlin
13.05.2013	Jasmin Bauer	Pionierin Oderstraße
16.05.2013	Nico Venti	Pionier Tempelhofer Damm
24.05.2013	Jürgen Schulze	Pionier Oderstraße
20.06.2013	Tobias Schleiz	Pionier Columbiadamm
26.06.2013	Robert Winter	Mitarbeiter Grün Berlin
19.11.2013	Nico Venti und Markus Becker	Pioniere Tempelhofer Damm
06.12.2013	Robert Winter	Mitarbeiter Grün Berlin
06.12.2013	Tanja Kolpert	Pionierin Oderstraße
20.01.2014	Thomas Peters	Mitarbeiter SenStadt
09.07.2015	Robert Winter	Mitarbeiter Grün Berlin
05.09.2015	Jürgen Schulze	Pionier Oderstraße

Literatur

- Ahmed, Sara (2004): *The cultural politics of emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Alberts, Hugo J. E. M./Schneider, Francine/Martijn, Carolien (2012): »Dealing efficiently with emotions: acceptance-based coping with negative emotions requires fewer resources than suppression«. In: *Cognition & emotion* 26(5), S. 863–870.
- Allmendinger, Philip/Tewdwr-Jones, Mark (2002): »The Communicative Turn in Urban Planning. Unravelling Paradigmatic, Imperialistic and Moralistic Dimensions«. In: *Space & Polity* 6(1), S. 5–24.
- Altrock, Uwe (2012): »Das Ende der Angebotsplanung? Instrumente der Planung im Wandel«. In: Küpper, Patrick/ Levin-Keitel, Meike/ Maus, Friederike/ Müller, Peter/ Reimann, Sara/ Sondermann, Martin/ Stock, Katja/Wiegand, Timm (Hg.): *Raumentwicklung 3.0 – Gemeinsam die Zukunft der räumlichen Planung gestalten*. Hannover, S. 15–32.
- Altrock, Uwe/Huning, Sandra/Peters, Deike (2006): »Neue Wege in der Planungspraxis und warum aktuelle Planungstheorien unvollständig bleiben«. In: Selle, Klaus (Hg.): *Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte, Theorien, Impulse*. Dortmund: Verlag Dorothea Rohn, S. 248–263.
- Amin, Ash (2002): »Ethnicity and the multicultural city: living with diversity«. In: *Environment and Planning A* 34(6), S. 959–980.
- Anderson, Ben (2009): »Affective atmospheres«. In: *Emotion, Space and Society* 2(2), S. 77–81.
- Anderson, Kay/Smith, Susan J. (2001): »Editorial: Emotional geographies«. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 26(1), S. 7–10.
- Andres, Lauren (2013): »Differential Spaces, Power Hierarchy and Collaborative Planning: A Critique of the Role of Temporary Uses in Shaping and Making Places«. In: *Urban Studies* 50(4), S. 759–775.
- Appadurai, Arjun (2001): »Deep Democracy: Urban Governmentality and the Horizon of Politics«. In: *Environment & Urbanization* 13(2), S. 23–44.
- Arnold, John (2005): *Work psychology. Understanding human behaviour in the workplace*. Harlow: Financial Times/Prentice Hall.
- Ash, James/Simpson, Paul (2016): »Geography and post-phenomenology«. In: *Progress in Human Geography* 40(1), S. 48–66.
- Askins, Kye/Pain, Rachel (2011): »Contact zones: participation, materiality, and the messiness of interaction«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 29(5), S. 803–821.
- Baum, Howell (2015): »Planning with half a mind: Why planners resist emotion«. In: *Planning Theory & Practice* 16(4), S. 498–516.
- Beauregard, Robert (2013): »The neglected places of practice«. In: *Planning Theory & Practice* 14(1), S. 8–19.
- Becker, Carlo W. (2012): »Mit Freiraum Stadt machen - aber wie?«. In: *Informationen zur Raumentwicklung* (3/4), S. 91–102.
- Benjamin, Walter (1974): »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Erste Fassung«. In: Tiedemann, Rolf/Schweppenhäuser, Hermann (Hg.): *Gesammelte Schriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 431–469.

- Berman, Marshall (1982): *All that is Solid Melts into Air: The Experience of Modernity*. New York: Simon and Schuster.
- bgmr (Becker Giseke Mohren Richard Landschaftsarchitekten) (Hg.) (2010): *Neue Teilöffentlichkeiten in der Parklandschaft. Ergänzende Angebote von privaten Akteuren für die Allgemeinheit*. Berlin.
- Bille, Mikkel/Bjerregaard, Peter/Sørensen, Tim Flohr (2015): »Staging atmospheres: Materiality, culture, and the texture of the in-between«. In: *Emotion, Space and Society* 15, S. 31–38.
- Bischoff, Werner (2002): »Ein Hauch von Großstadt. Überlegungen zum urbanen Geruchsraum«. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 41–60.
- Böhme, Gernot (1993): »Atmosphere as the Fundamental Concept of a New Aesthetics«. In: *Thesis Eleven* 36(1), S. 113–126.
- Böhme, Gernot (1995): *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (1998): *Anmutungen. Über das Atmosphärische*. Ostfildern vor Stuttgart: Ed. Tertium.
- Böhme, Gernot (2006): *Architektur und Atmosphäre*. München: Fink.
- Böhme, Gernot (2013): »The art of the stage set as a paradigm for an aesthetics of atmospheres«. In: *Ambiances. International Journal of Sensory Environment, Architecture and Urban Space*, S. 1–8.
- Bondi, Liz (2005): »Making connections and thinking through emotions: between geography and psychotherapy«. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 30(4), S. 433–448.
- Boym, Svetlana (2001): *The future of nostalgia*. New York, NY: Basic Books.
- Brief, Arthur P./Weiss, Howard M. (2002): »Organizational behavior: affect in the workplace«. In: *Annual review of psychology* 53, S. 279–307.
- Brinkmann, Ulrich (2011): »Ränder ohne Entwicklungsdruck«. In: *Bauwelt* 36(191), S. 64–69.
- Brown, Gavin/Pickerill, Jenny (2009): »Space for emotion in the spaces of activism«. In: *Emotion, Space and Society* 2(1), S. 24–35.
- Bulkens, M./Minca, C./Muzaini, H. (2015): »Sight lines, sight areas and unbroken open spaces? More-than-representational conceptualisations in Dutch landscape planning«. In: *Geographica Helvetica* 70(3), S. 239–249.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2008): *Zwischennutzungen und Nischen im Städtebau als Beitrag für eine nachhaltige Stadtentwicklung*. Bonn.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (Hg.) (2009): *Neue Freiräume für den urbanen Alltag. Modellprojekte im ExWoSt-Forschungsfeld „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“*.
- Buser, Michael (2012): »The production of space in metropolitan regions. A Lefebvrian analysis of governance and spatial change«. In: *Planning Theory* 11(3), S. 279–298.
- Buser, Michael (2014): »Thinking through non-representational and affective atmospheres in planning theory and practice«. In: *Planning Theory* 13(3), S. 227–243.
- Buser, Michael (2017): »Atmospheres of stillness in Bristol’s Bearpit«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 35(1), S. 126–145.

- Butler, Judith (2016): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin: Suhrkamp.
- Cao, Kang/Zhang, Yan (2013): »Urban planning in generalized non-Euclidean space«. In: *Planning Theory* 12(4), S. 335–350.
- Casey, Edward S. (2001): »Between Geography and Philosophy: What Does It Mean to Be in the Place-World?«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 91(4), S. 683–693.
- Certeau, Michel de (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.
- Cloke, Paul/May, Jon/Johnsen, Sarah (2008): »Performativity and affect in the homeless city«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 26(2), S. 241–263.
- Closs Stephens, Angharad (2016): »The affective atmospheres of nationalism«. In: *Cultural Geographies* 23(2), S. 181–198.
- Cochrane, Allan/McCann, Eugene/Ward, Kevin (Hg.) (2011): *Mobile urbanism. Cities and policymaking in the global age*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Crang, Mike (1997): »Picturing practices: research through the tourist gaze«. In: *Progress in Human Geography* 21(3), S. 359–373.
- Crang, Mike (2010): »Visual Methods and Methodologies«. In: DeLyser, Dydia/Herbert, Steve/Aitken, Stuart/Crang, Mike/McDowell, Linda (Hg.): *The SAGE Handbook of Qualitative Geography*. London: SAGE Publications Ltd, S. 208–224.
- Crouch, David (2003): »Spacing, performing, and becoming: tangles in the mundane«. In: *Environment and Planning A* 35(11), S. 1945–1960.
- Davidson, Joyce/Bondi, Liz/Smith, Mick (Hg.) (2005): *Emotional geographies*. Aldershot, England/Burlington, VT: Ashgate.
- Davoudi, Simin/Strange, Ian (2009): »Space and place in the twentieth century planning: An Analytical Framework and an historical review«. In: *dies*. (Hg.): *Conceptions of space and place in strategic spatial planning*. New York: Routledge, S. 7–42.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix/Tomlinson, Janis/Burchell III, Graham (2014): *What Is Philosophy?* New York: Columbia University Press.
- Dell, Christopher (2016): *Epistemologie der Stadt. Improvisatorische Praxis und gestalterische Diagrammatik im urbanen Kontext*. Bielefeld: transcript.
- Dewsbury, John-David (2010): »Performative, Non-Representational, and Affect-Based Research: Seven Injunctions«. In: DeLyser, Dydia/Herbert, Steve/Aitken, Stuart/Crang, Mike/McDowell, Linda (Hg.): *The SAGE Handbook of Qualitative Geography*. London: SAGE Publications Ltd, S. 321–334.
- Dirksmeier, Peter (2007): »Der husserlsche Bildbegriff als theoretische Grundlage der reflexiven Fotografie. Ein Beitrag zur visuellen Methodologie in der Humangeografie«. In: *Social Geography* 2(1), S. 1–10.
- Dirksmeier, Peter (2009): »Performanz, Performativität und Geographie«. In: *Beiträge zur deutschen Landeskunde* 83(3), S. 241–259.
- Dirksmeier, Peter (2013): »Zur Methodologie und Performativität qualitativer visueller Methoden – Die Beispiele der Autofotografie und reflexiven Fotografie«. In: Rothfuß, Eberhard (Hg.): *Raumbezogene qualitative Sozialforschung. Perspektiven der Humangeographie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 83–101.

- Dirksmeier, Peter/Helbrecht, Ilse (2013): »Die Beobachtung der Situation: Zur Rolle von Affekten in Begegnungen zwischen Fremden«. In: *Geographische Zeitschrift* 101(2), S. 65–81.
- Dirksmeier, Peter/Mackrodt, Ulrike/Helbrecht, Ilse (2011): »Geographien der Begegnung«. In: *Geographische Zeitschrift* 99(2-3), S. 84–103.
- Dörfler, Thomas (2011): »Antinomien des (neuen) Urbanismus. Henri Lefebvre, die HafenCity Hamburg und die Produktion des posturbanen Raumes: eine Forschungsskizze«. In: *Raumforschung und Raumordnung* 69(2), S. 91–104.
- Duff, Cameron (2010): »On the role of affect and practice in the production of place«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 28(5), S. 881–895.
- Dufrenne, Mikel (1989): *Phenomenology of aesthetic experience*. Evanston: Northwestern University Press.
- Dürckheim, Karlfried von (2005): »Untersuchungen zum gelebten Raum. Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis. Systematische Untersuchungen II«. In: Dürckheim, Karlfried von/Hasse, Jürgen (Hg.): *Untersuchungen zum gelebten Raum*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 11–108.
- Dürckheim, Karlfried von/Hasse, Jürgen (Hg.) (2005): *Untersuchungen zum gelebten Raum*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie.
- Edensor, Tim (2012): »Illuminated Atmospheres. Anticipating and Reproducing the Flow of Affective Experience in Blackpool«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 30(6), S. 1103–1122.
- Egnolff, Mareike (2015): *Die Sehnsucht nach dem Ideal: Landlust und Urban Gardening in Deutschland*. Saarbrücken: Universität des Saarlandes.
- Eisel, Ulrich (2017): »Ökonomische und politische Prinzipien im Umbruch. Die 'Quantitative Revolution' der Geographie als Spiegel bürgerlichen Bewusstseins«. In: *Geographica Helvetica* 72(1), S. 55–64.
- Eshuis, Jasper/Klijn, Erik H./Braun, Erik (2014): »Place marketing and citizen participation. Branding as strategy to address the emotional dimension of policy making?«. In: *International Review of Administrative Sciences* 80(1), S. 151–171.
- Ferreira, Antonio (2013): »Emotions in planning practice: a critical review and a suggestion for future developments based on mindfulness«. In: *Town Planning Review* 84(6), S. 703–719.
- Fields, Desiree (2011): »Emotional refuge? Dynamics of place and belonging among formerly homeless individuals with mental illness«. In: *Emotion, Space and Society* 4(4), S. 258–267.
- Fischer-Lichte, Erika (2012): »Performative / Performance Studies«. In: Moebius, Stephan (Hg.): *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies*. Bielefeld: transcript, S. 216–241.
- Frers, Lars (2007): *Einhüllende Materialitäten : Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals*. Bielefeld: transcript.
- Frers, Lars (2013): »The matter of absence«. In: *Cultural Geographies* 20(4), S. 431–445.
- Frers, Lars/Meier, Lars (2007): »Encountering Urban Places - Visual and Material Performances in the City«. In: dies. (Hg.): *Encountering urban places. Visual and material performances in the city*. Aldershot, England/Burlington, VT: Ashgate, S. 1–8.

- Friedmann, John (1993): »Toward a Non-Euclidian Mode of Planning«. In: *Journal of the American Planning Association* 59(4), S. 482–485.
- Füller, Henning; Boris, Michel (2014): Stop Being a Tourist! New Dynamics of Urban Tourism in Berlin-Kreuzberg. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 38(4), S. 1304–1318.
- Gammerl, Benno/Herrn, Rainer (2015): »Gefühlsräume - Raumgefühle: Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne«. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3(2), S. 7–22.
- Giseke, Undine (2004): »Die zentrale Stellung der Freiraumplanung bei der sozialen und kulturellen Ausgestaltung der postindustriellen Stadt«. In: *Informationen zur Raumentwicklung* (11/12), S. 669–678.
- Glasze, Georg/Mattisek, Annika (Hg.) (2009): *Handbuch Diskurs und Raum*. Bielefeld: transcript.
- Gobé, Marc (2009): *Emotional branding. The new paradigm for connecting brands to people*. New York: Allworth Press.
- Göbel, Hanna Katharina (2015): *The re-use of urban ruins. Atmospheric inquiries of the city*. New York: Routledge.
- Goffman, Erving (2009): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München [u.a.]: Piper.
- Goheen, Peter G. (1998): »Public space and the geography of the modern city«. In: *Progress in Human Geography* 22(4), S. 479–496.
- Gray-Ward, Melisa (2015.): »Berlin's Airport Garden«. <http://theplanthunter.com.au/gardens/templehof-airport-garden/>, zuletzt geprüft am 18.04.2019.
- Griffero, Tonino (2014): *Atmospheres. Aesthetics of emotional spaces*. Burlington: Ashgate Pub.
- Griffiths, Ron (1998): »Making Sameness: Place Marketing and the New Urban Entrepreneurialism«. In: Oatley, Nick (Hg.): *Cities, Economic Competition and Urban Policy*. London: Paul Chapman Publishing Ltd, S. 41–57.
- Grosz, Elizabeth A. (1988): »Desire, the body and recent French feminisms«. In: *Intervention* (21/22), S. 28–33.
- Grosz, Elizabeth A. (1994): *Volatile bodies. Toward a corporeal feminism*. Bloomington: Indiana Univ. Press.
- Groth, Jacqueline/Corijn, Eric (2005): »Reclaiming Urbanity: Indeterminate Spaces, Informal Actors and Urban Agenda Setting«. In: *Urban Studies* 42(3), S. 503–526.
- Grün Berlin GmbH (2010): *Plan Eröffnungsfest Tempelhofer Feld Presse*. Berlin.
- Grün Berlin GmbH (2014): *Pioniernutzungen auf dem Tempelhofer Feld*. Berlin.
- Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (2012): *Tempelhofer Freiheit: Besuchermonitoring 2012. Ergebnisse*. Berlin.
- Grün Berlin GmbH/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (2015): *Tempelhofer Feld: Besuchermonitoring 2014. Ergebnisbericht*. Berlin.
- Grün Berlin GmbH/Tempelhof Projekt/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (2013): *192 Bäume machen den Anfang - Beginn der Gestaltung der Parklandschaft auf dem Tempelhofer Feld*. Berlin.
- Grüne Berlin (2014): "Würden Sie diesem Mann noch einen Flughafen anvertrauen?" 06.05.2014, 4:18 Uhr, Tweet. https://twitter.com/gruene_berlin/status/463638928286023680, zuletzt geprüft am 18.04.2019

- Günzel, Stephan (2007): *Maurice Merleau-Ponty. Werk und Wirkung: Eine Einführung*. Wien: Turia + Kant.
- Harley, J. Brian (1988): »Silences and secrecy: the hidden agenda of cartography in early modern Europe«. In: *Imago Mundi* 40, 57–76.
- Harrison, Rodney (2013): *Heritage. Critical approaches*. London: Routledge.
- Harvey, David (2005): *Spaces of neoliberalization. Towards a theory of uneven geographical development*. Stuttgart: Steiner.
- Hasse, Jürgen (1993): *Ästhetische Rationalität und Geographie. Sozialräumliche Prozesse jenseits kognitivistischer Menschenbilder*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Univ.
- Hasse, Jürgen (1999): »Das Vergessen der menschlichen Gefühle in der Anthropogeographie«. In: *Geographische Zeitschrift* 87(2), S. 63–83.
- Hasse, Jürgen (2002a): »Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein«. In: ders. (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 61–114.
- Hasse, Jürgen (2002b): »Subjektivität in der Stadtforschung«. In: ders. (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 7–17.
- Hasse, Jürgen (Hg.) (2002c): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie.
- Hasse, Jürgen (2002d): »Zum Verhältnis von Stadt und Atmosphäre. Wo sind die Räume der Urbanität?«. In: ders. (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 19–40.
- Hasse, Jürgen (2005a): »Einführung in den Beitrag von Graf Karlfried von Dürckheim aus geographischer Perspektive«. In: Dürckheim, Karlfried von/Hasse, Jürgen (Hg.): *Untersuchungen zum gelebten Raum*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 133–145.
- Hasse, Jürgen (2005b): »Vorwort des Herausgebers«. In: Dürckheim, Karlfried von/Hasse, Jürgen (Hg.): *Untersuchungen zum gelebten Raum*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 7–10.
- Hasse, Jürgen (2010): »Raum der Performativität. "Augenblicksstätten" im Situationsraum des Sozialen«. In: *Geographische Zeitschrift* 98(2), S. 65–82.
- Hasse, Jürgen (2012): *Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume*. Berlin: Jovis.
- Hasse, Jürgen (2015a): »Das Bild - ein visuelles Medium? Phänomenologische Bemerkungen zu einem sensualistisch-reduktionistischen Bild-Begriff«. In: Schlottmann, Antje/Miggelbrink, Judith (Hg.): *Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern*. Bielefeld: transcript, S. 31–47.
- Hasse, Jürgen (2015b): »Prädimensionale Räume, Atmosphären und die Frage der Macht«. In: Ortsausschuss des 59. Deutschen Kongresses für Geographie/Deutsche Gesellschaft für Geographie (Hg.): *Fachbeiträge zum Deutschen Kongress für Geographie 2015 in Berlin*. Berlin, S. 917.
- Hasse, Jürgen (2015c): »Zur Atmosphäre eines urbanen Grünraums. Der Park am Gleisdreieck«. In: Lichtenstein, Andra/Mameli, Flavia A. (Hg.): *Gleisdreieck. Parklife Berlin*. Bielefeld: transcript, S. 238–243.
- Hasse, Jürgen (2015d): »Prädimensionale Räume, Atmosphären und die Frage der Macht«. Deutscher Kongress für Geographie, Berlin. Vortrag am 01.10.2015.
- Hasse, Jürgen/Helbrecht, Ilse (Hg.) (2003): *Menschenbilder in der Geographie*. Oldenburg.

- Hassenpflug, Dieter (2004): »Stadtplanung als Raumbild- und Erlebnismanagement«. In: Altrock, Uwe/Güntner, Simon/Huning, Sandra/Peters, Deike (Hg.): *Perspektiven der Planungstheorie*. Berlin: Leue Verlag, S. 79–87.
- Hassenpflug, Dieter (2010): »Die Theatralisierung des öffentlichen Raums«. In: Havemann, Antje/Selle, Klaus (Hg.): *Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel - Analysen, Positionen und Konzepte*. Detmold: Verlag Dorothea Rohn, S. 133–146.
- Hauser, Susanne (2004): »Industrieareale als urbane Räume«. In: Siebel, Walter (Hg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 146–157.
- Hauskeller, Michael (1995): *Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung*. Berlin: Akademie-Verl.
- Healey, Patsy (1996): »The communicative turn in planning theory and its implications for spatial strategy formation«. In: *Environment and Planning D* 23, S. 217–234.
- Heath, Christian (1997): »The analysis of activities in face to face interaction using video«. In: Silverman, David (Hg.): *Qualitative research. Theory, method, and practice*. London/Thousand Oaks, Calif.: SAGE Publications, S. 183–200.
- Heath, Christian/Hindmarsh, Jon (2002): »Analysing interaction: Video, ethnography and situated conduct.«. In: May, Tim (Hg.): *Qualitative Research in Action*. London: Sage, S. 99–121.
- Heilmeyer, Florian (2011): »Freie Nutzung, für drei Jahre«. In: *Bauwelt* (36), S. 56–61.
- Helbrecht, Ilse (2003): »Der Wille zur "totalen Gestaltung": Zur Kulturgeographie der Dinge«. In: Gebhardt, Hans/Reuber, Raul/Wolkersdorfer, Günter (Hg.): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, S. 149–170.
- Helbrecht, Ilse/Dirksmeier, Peter (2009): »New Downtowns. Eine Form der Zentralität und Urbanität in der Weltgesellschaft«. In: *Geographische Zeitschrift* 97(2-3), S. 60–77.
- Helbrecht, Ilse/Dirksmeier, Peter (2012): »Auf dem Weg zu einer Neuen Geographie der Architektur: Die Stadt als Bühne performativer Urbanität«. In: *geographische revue* 14(1), S. 11–26.
- Hetherington, Kevin (2003): »Spatial textures: place, touch, and praesentia«. In: *Environment and Planning A* 35(11), S. 1933–1944.
- Hilbrandt, Hanna (2012): *Insurgent Participation. Why Resistance Matters for Altering Neoliberal Planning*. London.
- Hirt, Sonia A. (2005): »Toward Postmodern Urbanism?«. In: *Journal of Planning Education and Research* 25(1), S. 27–42.
- Hoch, Charles (2006): »Emotions and Planning«. In: *Planning Theory & Practice* 7(4), S. 367–382.
- Hoffmann-Axthelm, Dieter (2011): »20 Jahre Planung«. In: *Bauwelt* 36, S. 36–45.
- Hölzl, Corinna (2015): *Protestbewegungen und Stadtpolitik. Urbane Konflikte in Santiago de Chile und Buenos Aires*. Bielefeld: transcript.
- Honeck, Thomas (2015): »Mehr als Zwischennutzung? Die neuen Formen kreativer Experimentierräume«, Potsdam. Vortrag am 04.05.2015.
- Hooftman, Eelco (2011): »Urban agriculture ist ein heikles Stichwort. Eelco Hooftman im Gespräch mit Kaye Geipel und Doris Kleilein«. In: *Bauwelt* 36, S. 26–34.

- Hoppe, Ilaria (2009): »Die junge Stadt«. In: Klitzke, Katrin (Hg.): *Street Art. Legenden zur Strasse*. Berlin: Archiv der Jugendkulturen, S. 98–107.
- Hornecker, Eva (2004): »Videobasierte Interaktionsanalyse - der Blick durch die (Zeit-)Lupe auf das Interaktionsgeschehen kooperativer Arbeit«. In: Boes, Andreas/Pfeiffer, Sabine (Hg.): *Informationsarbeit neu verstehen. Methoden zur Erfassung informatisierter Arbeit*. München.
- Hubbard, Phil (2009): »NIMBY«. In: Kitchin, Rob/Thrift, Nigel (Hg.): *International encyclopedia of human geography*. Amsterdam: Elsevier, S. 444–449.
- inforadio des rbb (2012): *Berlin bekommt ein neues Gesicht - Das Tempelhofer Feld*.
- Jackson, Peter (2000): »Rematerializing social and cultural geography«. In: *Social & Cultural Geography* 1(1), S. 10–14.
- Johnson, Louise (1989): »Geography, Planning and Gender: An Extended Review of a Planning Textbook and its Peers«. In: *New Zealand Geographer* 45(2), S. 85–91.
- Jürgens, Isabell (2013): Der erste der 1500 Bäume für das Tempelhofer Feld ist gepflanzt. In: *Berliner Morgenpost*, 13.04.2013.
- Kaeser, Eduard (2002): »Stadtaussichten: Gerät, Körper, ästhetisches Gelände«. In: Hasse, Jürgen (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main: Inst. für Didaktik der Geographie, S. 149–178.
- Kaspar, Heidi (2012): *Erlebnis Stadtpark*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kazig, Rainer (2007): »Atmosphären - Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum«. In: Berndt, Christian (Hg.): *Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn*. Bielefeld: transcript, S. 167–187.
- Kazig, Rainer (2012): »Konturen einer situativen Umweltästhetik«. In: *Geographische Zeitschrift* 100(2), S. 84–102.
- Kazig, Rainer (2016): »Die Bedeutung von Alltagsästhetik im Kontext der Polarisierung und Hybridisierung von Städten«. In: Weber, Florian/Kühne, Olaf (Hg.): *Fraktale Metropolen. Stadtentwicklung zwischen Devianz, Polarisierung und Hybridisierung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 215–229.
- Kearns, Robin/Collins, Damian (2012): »Feeling for the coast. The place of emotion in resistance to residential development«. In: *Social & Cultural Geography* 13(8), S. 937–955.
- Klöpfer, Anna (2012): Freies Feld für Häuslebauer. In: *TAZ*, 19.10.12.
- König, Jonas (2015): »Schwindel-Gefühle. Die Ökonomisierung von Emotionen und Stadtraum. Ausblicke auf Hamburg und Warschau«. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3(2), S. 165–172.
- Korf, Benedict (2012): »Neuro-Kulturgeographie«. In: *Geographische Zeitschrift* 100(3), S. 146–163.
- Korfmann, Hans W. (2012): Tempelhof - Berlins größter Spielplatz. In: *Zeit Online Reisen*, 20.09.12. <https://www.zeit.de/2012/39/Berlin-Tempelhof-Flughafen-Park>, zuletzt geprüft am 18.04.2019.
- Kremer, Elisabeth (2010): *Stadtpark in Bewegung. Eine Perspektive für die Des-sauer Mitte*. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag.
- Kuhl, Julius (2010): *Lehrbuch der Persönlichkeitspsychologie. Motivation, Emotion und Selbststeuerung*. Göttingen: Hogrefe Verlag.

- Kuhn, Melanie (2013): *Professionalität im Kindergarten. Eine ethnographische Studie zur Elementarpädagogik in der Migrationsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lange, Nadine (2015): Wo die Junikäfer ins Bier plumpsen. In: *Der Tagesspiegel*, 24.07.2015.
- Lapintie, Kimmo (2007): »Modalities of Urban Space«. In: *Planning Theory* 6(1), S. 36–51.
- Larsen, Soren C./Johnson, Jay T. (2012): »Toward an Open Sense of Place: Phenomenology, Affinity, and the Question of Being«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 102(3), S. 632–646.
- Lash, Scott (1988): »Discourse or Figure? Postmodernism as a 'Regime of Signification'«. In: *Theory, Culture & Society* 5(2), S. 311–336.
- Latham, Alan/Conradson, David (2003): »The possibilities of performance«. In: *Environment and Planning A* 35(11), S. 1901–1906.
- Laurier, Eric/Philo, Chris (2005): *The Cappuccino Community. cafés and civic life in the contemporary city*. Glasgow.
- Leary, Michael E. (2009): »The Production of Space through a Shrine and Vendetta in Manchester. Lefebvre's Spatial Triad and the Regeneration of a Place Re-named Castlefield«. In: *Planning Theory & Practice* 10(2), S. 189–212.
- Lefebvre, Henri (1991): *The production of space*. Malden, Mass.: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (2003): *The Urban Revolution*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Lefebvre, Henri/Schäfer, Christoph (2016): *Das Recht auf Stadt*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Lehrer, Ute (2004): »Wo ist die Stadt in der Planungstheorie? Ein Plädoyer für die Stadt in der Stadtplanung«. In: Altrock, Uwe/Güntner, Simon/Huning, Sandra/Peters, Deike (Hg.): *Perspektiven der Planungstheorie*. Berlin: Leue Verlag, S. 113–121.
- Lehtovuori, Panu (2010): *Experience and conflict. The Production of Urban Space*. Farnham u. a.: Ashgate.
- Leo, Maxim (2012): Debatte zum Tempelhofer Feld - Wir oder die. In: *Berliner Zeitung*, 26.09.2012.
- Lewitzky, Uwe (2005): *Kunst für alle? Kunst im öffentlichen Raum zwischen Partizipation, Intervention und Neuer Urbanität*. Bielefeld: transcript.
- Lippuner, Roland (2014): »Natur und Landschaft«. In: Lossau, Julia/Freytag, Tim/Lippuner, Roland (Hg.): *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. Stuttgart: Ulmer, S. 38–51.
- Lofland, Lyn H. (1989): »Social Life in the Public Realm: A review«. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 17, S. 453–482.
- Longhurst, Robyn (1995): »The Body and Geography«. In: *Gender, Place & Culture* 2(1), S. 97–106.
- Longhurst, Robyn (1997): »(Dis)embodied geographies«. In: *Progress in Human Geography* 21(4), S. 486–501.
- Lord, Robert G./Klimoski, Richard J./Kanfer, Ruth (2002): *Emotions in the workplace. Understanding the structure and role of emotions in organizational behavior*. San Francisco, Calif.: Jossey-Bass.
- Lorimer, Hayden (2005): »Cultural geography: the busyness of being 'more-than-representational'«. In: *Progress in Human Geography* 29(1), S. 83–94.

- Lorimer, Jamie (2010): »Moving image methodologies for more-than-human geographies«. In: *Cultural Geographies* 17(2), S. 237–258.
- Lossau, Julia (2005): »The body, the gaze and the theorist: remarks on a strategic distinction«. In: *Cultural Geographies* 12(1), S. 59–76.
- Lossau, Julia/Stevens, Quentin (Hg.) (2015): *The uses of art in public space*. New York, NY: Routledge.
- Louise Jensen, Hanne (2012): »Emotions on the move: Mobile emotions among train commuters in the South East of Denmark«. In: *Emotion, Space and Society* 5(3), S. 201–206.
- Mackrodt, Ulrike (2015): »Cui bono? Die Pioniernutzungen auf dem Tempelhofer Feld in Berlin zwischen Partizipation, Stadtmarketing und Protest«. In: Othen- grafen, Frank/Sondermann, Martin (Hg.): *Städtische Planungskulturen im Spiegel von Konflikten, Protesten und Initiativen*. Berlin: Verlag Uwe Altröck, S. 277–302.
- Mackrodt, Ulrike/Helbrecht, Ilse (2013): »Performative Bürgerbeteiligung als neue Form kooperativer Freiraumplanung«. In: *disP - The Planning Review* 49(4), S. 14–24.
- Maitland, Robert (2008): Conviviality and everyday life: the appeal of new areas of London for visitors. In: *International Journal of Tourism Research* 10(1), S. 15–25.
- Manz, Katja (2015): »Sichtbares und Unsichtbares: RaumBilder und Stadtplanung - ein Perspektivenwechsel«. In: Schlottmann, Antje/Miggelbrink, Judith (Hg.): *Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern*. Bielefeld: transcript, S. 133–145.
- Markwell, Kevin W. (2000): »Photo-Documentation and Analyses as Research Strategies in Human Geography«. In: *Australian Geographical Studies* 38(1), S. 91–98.
- McCann, Eugene J. (2004): »'Best Places'. Interurban Competition, Quality of Life and Popular Media Discourse«. In: *Urban Studies* 41(10), S. 1909–1929.
- McCormack, Derek P. (2003): »An Event of Geographical Ethics in Spaces of Affect«. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 28(4), S. 488–507.
- McCormack, Derek P. (2005): »Diagramming practice and performance«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 23(1), S. 119–147.
- Meiners, Antonia (2011): *Tempelhof. Gestern, heute, morgen*. Berlin: Nicolai.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Michels, Christoph (2015): »Researching affective atmospheres«. In: *Geographica Helvetica* 70(4), S. 255–263.
- Nash, Catherine (2000): »Progress reports, Performativity in practice: some recent work in cultural geography«. In: *Progress in Human Geography* 24(4), S. 653–664.
- Nuissl, Henning/Heinrichs, Dirk (2011): »Fresh wind or hot air? What spatial planning can gain from the governance discourse«. In: *Journal of Planning Education and Research* 31(1), S. 47–59.
- Oldrup, Helene H./Carstensen, Trine A. (2012): »Producing geographical knowledge through visual methods«. In: *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography* 94(3), S. 223–237.

- Oswalt, Philipp (Hg.) (2010): *Weniger ist Zukunft. 19 Städte - 19 Themen : Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010 ; [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Stiftung Bauhaus Dessau, 9. April 2010 bis 16. Oktober 2010]*. Berlin: Jovis Verl.
- Othengrafen, Frank/Reimer, Mario (2013): »The embeddedness of planning in cultural contexts. Theoretical foundations for the analysis of dynamic planning cultures«. In: *Environment and Planning A* 45(6), S. 1269–1284.
- Othengrafen, Frank/Sondermann, Martin (Hg.) (2015): *Städtische Planungskulturen im Spiegel von Konflikten, Protesten und Initiativen*. Berlin: Verlag Uwe Altrock.
- Philippopoulos-Mihalopoulos, Andreas (2016): »Withdrawing from atmosphere. An ontology of air partitioning and affective engineering«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34(1), S. 150–167.
- Pile, Steve (1996): *The body and the city. Psychoanalysis, space, and subjectivity*. London/New York: Routledge.
- Pile, Steve (2010): »Emotions and affect in recent human geography«. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 35(1), S. 5–20.
- Pink, Sarah (2004): *Doing Visual Ethnography*. London: SAGE Publications.
- Pink, Sarah (2006): *The future of visual anthropology. Engaging the senses*. London/New York: Routledge.
- Pohl, Jürgen (2009): »Rezension zu: Karlfried von Dürckheim: Untersuchungen zum gelebten Raum. Hg. von Jürgen Hasse. Frankfurt a.M. 2005«. raumnachrichten.de: <https://www.raumnachrichten.de/rezensionen/630-raum-sp-1501221799>, zuletzt geprüft am 18.04.2019.
- Rasper, Martin (2012): *Vom Gärtnern in der Stadt. Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt*. München: Oekom-Verl.
- Rauh, Andreas (2012): *Die besondere Atmosphäre. Ästhetische Feldforschungen*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32(4), S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2009): »Die Selbstkulturalisierung der Stadt. Zur Transformation moderner Urbanität in der »creative city««. In: *Mittelweg* 36 18(2), S. 2–34.
- Reckwitz, Andreas (2012): »Affective spaces. A praxeological outlook«. In: *Re-thinking History* 16(2), S. 241–258.
- Richter, Marina (2015): »Can you feel the difference? Emotions as an analytical lens«. In: *Geographica Helvetica* 70(2), S. 141–148.
- Rodaway, Paul (1994): *Sensuous geographies. Body, sense and place*. London: Routledge.
- Rodenstein, Marianne (2004): »Ein Plädoyer für Planung als Dekonstruktion«. In: Altrock, Uwe/Güntner, Simon/Huning, Sandra/Peters, Deike (Hg.): *Perspektiven der Planungstheorie*. Berlin: Leue Verlag, S. 89–98.
- Roost, Frank (2000): *Die Disneyifizierung der Städte. Großprojekte der Entertainmentindustrie am Beispiel des New Yorker Times Square und der Siedlung Celebration in Florida*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Rose, Gillian/Tolia-Kelly, Divya P. (Hg.) (2012a): *Visuality/materiality. Images, objects and practices*. Farnham, Surrey, England/Burlington, VT: Ashgate.

- Rose, Gillian/Tolia-Kelly, Divya P. (2012b): »Visuality/Materiality: Introducing a Manifesto for Practice«. In: dies. (Hg.): *Visuality/materiality. Images, objects and practices*. Farnham, Surrey, England/Burlington, VT: Ashgate, S. 1–11.
- Roskamm, Nikolai (2011): »Die Utopie des Nichts. Zur Transformation des Tempelhofer Feldes in Berlin«. In: *Dérive - Zeitschrift für Stadtforschung* (42), S. 4–10.
- Rosol, Marit (2008): »Partizipative Nach- und Zwischennutzungen innerstädtischer Brachflächen – Praxisbeispiele aus Berlin«. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 82(3), S. 251–266.
- Rostalski, Michael (2010): *Gelebte Orte – geplante Stadt*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Rudolph, Ines-Ulrike (2007): »Neue Arbeit – leerer Raum: Nische, Melting Pot oder Inkubator?«. In: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (Hg.): *Urban Pioneers*. Berlin: Jovis, S. 150–156.
- Salet, Willem/Thornley, Andy/Kreukels, Anton (Hg.) (2007): *Metropolitan governance and spatial planning. Comparative case studies of European city-regions*. London: Spon Press.
- Sauerbrey, Anna (2012): Ich will Bäume! Plädoyer für mehr Landschaftsgestaltung in Tempelhof. In: *Tagesspiegel*, 21.07.2012.
- Schalk, Meike (2014): »Utopian desires and institutional change«. In: Bradley, Karin/Hedén, Johan (Hg.): *Green utopianism. Perspectives, politics and micro-practices*. Routledge, 131–149.
- Schatzki, Theodore R. (Hg.) (2006): *The practice turn in contemporary theory*. London: Routledge.
- Schild, Margit (2005): *Verschwindendes. Temporäre Installationen in der Landschafts- und Freiraumplanung*. Hannover: Inst. für Freiraumentwicklung u. Planungsbezogene Soziologie.
- Schmid, Christian (2008): »Henri Lefebvre's Theory of the Production of Space«. In: Goonewardena, Kanishka/Kipfer, Stefan/Milgrom, Richard/Schmid, Christian (Hg.): *Space, difference, everyday life. Reading Henri Lefebvre*. New York: Routledge, S. 27–45.
- Schmitz, Hermann (1969): *System der Philosophie. Der Raum, 2. Teil: Der Gefühlsraum*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1989): *Die Wahrnehmung*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1994): *Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2011): *Der Leib*. Berlin: De Gruyter.
- Schmitz, Hermann (2014): *Atmosphären*. Freiburg im Breisgau: Alber, K.
- Schönball, Ralf (2012): Tempelhofer Feld. Brennpunkt der Gentrifizierung. In: *Der Tagesspiegel*, 30.10.2012.
- Schubert, Axel (2014): »Emotionale Rationalität und Planung: Planungsansätze einer ‚3. Generation‘ Oder: Zum depolitisierten Potenzial von Vertrauensbildung und Selbstversicherung«. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2(1), S. 71–94.
- Schubert, Herbert (1999): »Urbaner öffentlicher Raum und Verhaltensregulierung«. In: *DISP* 136/137, S. 17–24.
- Schurr, Carolin (2012): »Visual ethnography for performative geographies: how women politicians perform identities on Ecuadorian political stages«. In: *Geographica Helvetica* 67(4), S. 195–202.

- Schurr, Carolin (2013): »Towards an emotional electoral geography: The performativity of emotions in electoral campaigning in Ecuador«. In: *Geoforum* 49, S. 114–126.
- Schurr, Carolin (2014): »Emotionen, Affekte und mehr-als-repräsentationale Geographien«. In: *Geographische Zeitschrift* 102(2), S. 148–161.
- Selle, Klaus (1995): »Freiräume in der Stadt. Vom Rest zum Baustein, aus Schwäche Stärke?«. In: *RaumPlanung* 68, S. 11–16.
- Senatsverwaltung für Justiz und Verbraucherschutz (2014): *Gesetz zum Erhalt des Tempelhofer Feldes (ThF-Gesetz)*.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (2010a): *Zwischen- und Pioniernutzer der Tempelhofer Freiheit*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (2010b): *Jury des landschaftsplanerischen Wettbewerbs „Parklandschaft Tempelhof“ wählt sechs Projektteams aus*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (2010c): *Presseeinladung: Der Flughafen Tempelhof wird zur Tempelhofer Freiheit - Wie geht es weiter mit der populärsten Freifläche der Stadt?* Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (2012): *Parklandschaft Tempelhof. Das Konzept*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (2013): *1.Stadtwerkstatt Die Tempelhofer Freiheit und ihre angrenzenden Quartiere: Auswirkungen, Wechselwirkungen, Bedarfe*. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin/Tempelhof Projekt/Grün Berlin GmbH (2013): *Standortkonferenz Tempelhofer Freiheit 6. März 2013, Redebeiträge*.
- Sennett, Richard (1997): *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Siebel, Walter (2006): »Wandel, Rationalität und Dilemmata der Planung«. In: Selle, Klaus (Hg.): *Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte, Theorien, Impulse*. Dortmund: Verlag Dorothea Rohn, S. 195–209.
- Simmel, Georg (1903): »Die Großstädte und das Geistesleben«. In: Petermann, Th (Hg.): *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung*. Dresden: Zahn und Jaensch, S. 185–206.
- Soja, Edward W. (1996): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places*. Oxford: Blackwell Publ.
- Soja, Edward W. (2011): *Postmodern geographies. The reassertion of space in critical social theory*. London: Verso.
- SPD Neukölln (2014): »Wohnraum statt Stillstand“ – Auftakt der SPD-Kampagne zum Tempelhofer Feld. <https://spd-neukoelln.de/wohnraum-statt-stillstand-auftakt-der-spd-kampagne-zum-tempelhofer-feld/>, zuletzt geprüft am 18.04.2019
- Stadtverwaltung Dessau-Roßlau (o. J.): *Claims - Bausteine für eine neue Stadtkultur*. Dessau.
- Stevens, Quentin (2007): *The ludic city. Exploring the potential of public spaces*. London/New York: Routledge.
- Straus, Erwin (1956): *Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie*. Berlin u. a.: Springer.
- Sullivan, Robert E. (2011): *Geography speaks. Performative aspects of geography*. Farnham, Surrey, England/Burlington, VT: Ashgate.

- Swyngedouw, Eric (2009): »The Antinomies of the Postpolitical City. In Search of a Democratic Politics of Environmental Production«. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 33(3), S. 601–620.
- Thibaud, Jean-Paul (2015): »The backstage of urban ambiances: When atmospheres pervade everyday experience«. In: *Emotion, Space and Society* 15, S. 39–46.
- Thien, Deborah (2005): »After or beyond feeling? A consideration of affect and emotion in geography«. In: *Area* 37(4), S. 450–454.
- Thrift, Nigel (2003): »Performance and ...«. In: *Environment and Planning A* 35(11), S. 2019–2024.
- Thrift, Nigel (2004): »Intensities of Feeling: Towards a Spatial Politics of Affect«. In: *Geografiska Annaler* 86 B(1), S. 57–78.
- Thrift, Nigel (2005): »Performance and performativity: a geography of unknown lands«. In: Duncan, James S./Johnson, Nuala C./Schein, Richard H. (Hg.): *A companion to cultural geography*. Malden, S. 121–136.
- Thrift, Nigel/Dewsbury, John-David (2000): »Dead geographies—and how to make them live«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 18(4), S. 411–432.
- Tuan, Yi-Fu (1991): »Language and the Making of Place: A Narrative-Descriptive Approach«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 81(4), S. 684–696.
- Tuan, Yi-Fu (2001): *Space and Place. The Perspective of Experience*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Uzarewicz, Michael (2010): »Der Leib und die Entgrenzung des Sozialen. Soziologie aus neophänomenologischer Perspektive«. <http://www.gnp-online.de/fileadmin/media/TextMUzarewicz.pdf>, zuletzt geprüft am 18.04.2019.
- Valentine, Gill (2008): »Living with difference: reflections on geographies of encounter«. In: *Progress in Human Geography* 32(3), S. 323–337.
- Venturi, Robert/Brown, Denise Scott/Izenour, Steven (2000): *Lernen von Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt*. Wiesbaden/s.l.: Vieweg+Teubner Verlag.
- Vogelpohl, Anne (2011): »Städte und die beginnende Urbanisierung. Henri Lefebvre in der aktuellen Stadtforschung«. In: *Raumforschung und Raumordnung* 69(4), S. 233–243.
- Völker, Clara (2009): »Street, Art, Hype«. In: Klitzke, Katrin (Hg.): *Street Art. Legenden zur Strasse*. Berlin: Archiv der Jugendkulturen, S. 18–19.
- Welsch, Wolfgang (1997): *Undoing aesthetics*. London: Sage.
- Whatmore, Sarah (2006): »Materialist returns. Practising cultural geography in and for a more-than-human world«. In: *Cultural Geographies* 13(4), S. 600–609.
- Whyte, William H. (1980): *The Social Life of Small Urban Spaces*. Washington D.C.: The Conservation Foundation.
- Wylie, John (2005): »A single day's walking: narrating self and landscape on the South West Coast Path«. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 30(2), S. 234–247.
- Wylie, John (2007): *Landscape*. London/New York: Routledge.
- Zukin, Sharon (1995): *The Cultures of Cities*. Oxford: Blackwell.